

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Kindheit und Schulzeit im Schatten des Kölner Domes	9
Begegnung mit Schönstatt - Studium und Priesterweihe	25
Kaplan im Ermland - Allenstein und Marienwerder	31
Verhör und Verhaftung in Marienwerder durch die Gestapo von Allenstein	41
Gestapohaft - im Gerichtsgefängnis von Allenstein	56
Auf Transport ins Konzentrationslager Dachau	66
Häftling Nr. 27084 im Konzentrationslager Dachau	70
In der Gemeinschaft der Schönstattpriester des KZs	79
Mitarbeiter P. Kentenichs im KZ als dessen Schreiber	93
Begegnung und Gemeinschaft im KZ mit dem Gründer Schönstatts	100
Das KZ als Glaubens- und Lebensschule	112
Entlassung aus dem KZ und Heimkehr nach Schönstatt	120
Kaplan in Honnef und Krankenhaus-Seelsorger in Köln, Standesleiter der Schönstatt-Mädchenjugend	127
Mitglied und Gruppenführer im Verband der Schönstattpriester	135
Freistellung für Schönstatt - Standesleiter der Schönstatt-Theologen	157
Im Leid geläutert - im Glauben geprüft	174
Werkzeug für einen Neuanfang im Priesterverband - Leitungsaufgaben	181
Wegbereiter für das Priesterhaus Berg Moriah	198
Kind und Zeuge des Vaters	210
Ein Vater für viele, besonders auch für die Kranken	229
Die letzten Lebensjahre - Heimkehr zum Vater	236
Predigt beim Requiem für Prälat Heinz Dresbach in der Anbetungskirche auf Berg Schönstatt	239
Aus dem Testament von Heinz Dresbach	245

Vorwort

Wir leben in einer raschlebigen Zeit. Wie bald ist vergessen, wer aus diesem Leben scheidet. Wie schnell versinkt die Erinnerung an die Werte, die er verkörpert, und an den Reichtum, den er im Herzen getragen hat. Wer denkt noch an all das, was er erlebt und erlitten, was er bewirkt und vollbracht, was er empfangen und was er geschenkt hat? Wir wissen im Glauben, daß nichts davon verloren ist, weil es aufbewahrt bleibt im liebenden Herzen des allwissenden Gottes.

Aber auch wir Menschen sind zur Liebe berufen und befähigt. Diese Liebe drängt uns, die vor dem Vergessen zu bewahren und dem Vergessen zu entreißen, die uns wert und lieb sind. Und wer sollte uns nicht wert sein von denen, die Gott unendlich wert und lieb sind? Gewiß, wir können nicht über jeden unserer Mitmenschen ein Buch schreiben. Zumeist darf uns die gläubige Überzeugung genügen, daß sein Name und seine Lebensgeschichte eingeschrieben sind im Lebensbuch Gottes. Es gibt Menschen, die dürfen nicht vergessen werden. Es sind dies z.B. die Gestalten der Heilsgeschichte, an die uns die Heilige Schrift erinnert und deren Memoria heilswichtig ist. Es gibt Menschen, die können nicht vergessen werden, weil ihre Schöpfungen und Taten — oder auch Untaten — unauslöschliche Spuren für Jahrhunderte hinterlassen haben. Und es gibt Menschen, die sollten wir nicht vergessen, weil sie eine Botschaft Gottes für uns bedeuten; weil sie exemplarisch die Antwort verkörpern auf diese Botschaft; weil wir ihnen viel von dem, was wir als einzelne und als Gemeinschaft sind, verdanken oder mitverdanken; und aus vielen anderen Gründen mehr.

Pater Kentenich hat von Anfang an viel Wert darauf gelegt, daß die junge Schönstattfamilie die Erinnerung an exemplarische Mitglieder der Familie in Lebensbildern festhalte. Gewiß nicht nur, weil Worte belehren, Beispiele aber mitreißen; und weil in seiner Familie nicht nur und zuerst die "Lesemeister", sondern zuerst die "Lebemeister" das Wort haben sollen; und weil der moderne Mensch viel eher auf das gelebte als auf das gepredigte Evangelium hört.

Gewiß aber auch deshalb, weil wir Familie sind und sein sollen aus dem Liebesbündnis, das über die diesseitige Welt hinausragt. Liebe lebt — auch — vom Erinnern und drängt zum Erinnern.

Jedenfalls ging es mir so. Je mehr ich mich nach dem Tod von Prälat Heinz Dresbach mit seinem Leben beschäftigte, umso mehr drängte es mich, die Erinnerung an das festzuhalten und mitzuteilen, was ich schon wußte, und was ich neu entdecken durfte. Ich möchte nicht behaupten, daß er zu den Großen unserer Zeitgeschichte oder unserer Familiengeschichte gehört. Eher gehört er zu den Kleinen, zu den "Kleinen" im wörtlichen Sinn und im biblischen Sinn (s. Mt 18). Auf jeden Fall ist er ein liebenswerter Vertreter unserer Familie. Für viele war er am Ende seines Lebens der Prälat Dresbach, weil er am 07.05.1977 auf eine Initiative von Mitbrüdern seiner Kölner Lebensgruppe hin von Papst Paul VI zum Päpstlichen Hauskaplan (Monsignore) ernannt worden war. Für seine ehemaligen Theologen war und blieb er der Rektor Dresbach, wie er sich seit seiner Tätigkeit als Krankenhausseelsorger betitelt hatte. Und davor war er der Kaplan Dresbach, für seine Marienwerderer "das Kaplanche". Für seine Mitbrüder im Verband war er einfach der Heinz. Und man möge mir erlauben, ihn so auch immer wieder zu nennen.

Ich bin mir bewußt, daß es nicht leicht ist, die Biographie eines Menschen zu schreiben. Wie sehr ist jeder verwoben mit seiner Vergangenheit und mit seiner Umgebung und Zeit. Wie sehr ist jeder in seinem Tiefsten vor den anderen auch ein Geheimnis. Ich kann nur das schreiben, was ich weiß, und daraus muß ich noch auswählen. Glücklicherweise hat Heinz Dresbach über wichtige Abschnitte seines Lebens berichtet. Darum werde ich ihn selber so viel als möglich zu Wort kommen lassen. Dabei bin ich mir bewußt, wie subjektiv seine eigene Sicht sein kann und wie nicht weniger subjektiv die meine.

Ich möchte nüchterne Fakten berichten, möchte aber auch durch manche Anekdoten auflockern. Ich möchte die Fakten so berichten, wie sie waren, ohne zu kaschieren und zu eliminieren. Heinz hatte seine Menschlichkeiten, und er hatte einen Blick für Menschlichkeiten.

Sie sollen so geschildert werden, wie er sie gesehen und berichtet hat—immer voller Wohlwollen, und ohne je die Ehrfurcht vor Würde und Person zu verletzen.

Mein Ziel ist es, die Erinnerungen an einen liebenswerten Mitbruder und Mitgründer unserer Familie wachzuhalten. In ihm spiegelt sich die Geschichte unserer Gründungszeit. Er ist ein wichtiger Zeuge unserer Geschichte und für unseren Vater. Ich habe diese Biographie auch in erster Linie für unsere Familie geschrieben. Wenn sie darüber hinaus Beachtung findet, kann mich das nur freuen. Allen Lesern möchte ich wünschen, daß es ihnen so ergehe wie mir: Solange wir uns aus der Nähe kannten, sah ich in Heinz Dresbach den fröhlichen, unbekümmerten Kölner, den kindlich-gläubigen Mitbruder, den allzeit bereiten Seelsorger, der immer zur Verfügung stand. Ich sah die vielen konkreten Einzelheiten — gleichsam Einzelfäden, oftmals scheinbar ganz kleine und unwichtige, aus denen sein Leben gewoben war. Je größer der Abstand zu seinem Leben und damit der Einblick und Überblick geworden sind, um so mehr kommt es mir vor wie ein farbenprächtiger Bildteppich voller Heiterkeit, auf dem das Antlitz eines ganz erdverbundenen, aber auch ganz gottgeöffneten Priesters sichtbar wird, der offensichtlich in besonderer Weise ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung und unserer Dreimal Wunderbaren Mutter, Königin und Siegerin von Schönstatt sein durfte.

Hermann Gebert

Kindheit und Schulzeit im Schatten des Kölner Domes

Heinrich Maria Dresbach war zeitlebens stolz darauf, im Schatten des Kölner Domes geboren und aufgewachsen zu sein. Dresbachs wohnten in Köln in der Alteburgerstraße und später in der Trajanstraße Nr. 11 im obersten Stockwerk. Dort ist Heinz am Samstag, dem 25. November 1911 gegen 18.30 Uhr, auf die Welt gekommen. Er wurde am 10. Dezember in der Pfarrkirche Mariahilf (in St. Maternus) von einem Kaplan Mußener auf den Namen Heinrich getauft. Seine ältere Schwester Agnes war am 28. April 1908 geboren worden.

Beide Elternteile hatten eine recht schwere Jugend, und die wenigen Jahre nach ihrer Heirat am 29. Juni 1907 waren für sie „der Himmel auf Erden“.

Der Vater Jakob Dresbach, geb. am 08. Juli 1882 in Oberdahlhaus als achtes von zehn Kindern, war aus dem Bergischen Land nach Köln gezogen, um dort einen Beruf zu erlernen. Laut „Hausstandsbuch“ war er „Handlungsgehülfe“. Er konnte schließlich bei der Stadt Köln eine Verwendung finden und stand damit am Anfang einer aussichtsreichen Beamtenlaufbahn. Er habe eine große Sehnsucht gehabt, einmal Priester zu werden, aber die Verhältnisse erlaubten es ihm nicht. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, meldete er sich freiwillig zum Militär, obwohl er für den Krieg als unabhkömmlich geschrieben war. Im Juli 1916 wurde er von der Somme in Nordfrankreich

Flandern her als vermißt gemeldet und schon bald als gefallen erklärt. Heinz hatte keine persönliche Erinnerung mehr an ihn. Er konnte sich aber noch gut an den Tag erinnern, als die Nachricht über das Vermißtsein des Vaters zu Hause ankam. Darüber berichtet er: *„Wir waren tagsüber meist bei der Großmutter mütterlicherseits in der Trajanstraße Nr. 3, und dorthin kam auch die Feldpost zurück, auf der mit Rotstift ‚vermißt‘ geschrieben stand. Ich weiß noch gut, wie Mutter und Großmutter von Herzen geweint*

haben, was ich damals noch nicht verstehen und mitempfinden konnte.“

Die Mutter Anna Maria Henriette Dresbach geborene Roß ist am 24. Februar 1885 in der Altstadt von Köln in der Pfarrei der „Gottesmutter in der Kupfergasse“ geboren. Sie hatte einen älteren Bruder namens Heinrich. Die Mutter war eine zupackende Frau mit realistischem Sinn für das Leben und einem kernigen Glauben und war „selbstlos bis zum äußersten“. In der Erziehung ihrer beiden Kinder war sie nicht zimperlich, schenkte ihnen aber vor allem Geborgenheit in der Ungesicherheit des ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit.

In einem Gedicht seiner Cousine Katharina zu seinem goldenen Priesterjubiläum ist ein Ereignis festgehalten, das Heinz gern erzählt hat und das seine Mutter kennzeichnet:

*„Als Heinz ein kleiner Junge war,
erkannte er nicht die Gefahr,
in die er damals sich begeben
in seinem frohen Kinderleben.
Er zog recht mutig und allein –
zum Spielen an den Vater Rhein.
Doch nicht nur Wasser lockte ihn,
nein, Fischlein fangen lag im Sinn.
Drum hatte er mit viel Bedacht,
sich eine Dose mitgebracht.
Drin hat die Fischlein er gefangen,
dann ist er schleunigst heimgegangen.
Das schreckt die gute Mutter so,
daß sie die Fischlein gießt ins Clo
und spricht: 'Mein Kind, ich sag Dir offen,
kommst Du nach Haus und bist versoffen,
dann kannst Du aber was erleben,
es werden Dir die Knie beben!'"*

Die Mutter pflegte guten Kontakt zu den Verwandten und zur Nachbarschaft. Zu den Nachbarn gehörte auch die Familie Böll, der der spätere Schriftsteller und Träger des Nobelpreises für Literatur Heinrich Böll entstammte. Der Vater war Kunstschreiner. Heinz Dresbach fühlte sich in der Familie Böll zu Hause. Besonders deutlich erinnerte er sich an Alois, den ältesten Sohn der Familie Böll. Heinrich Böll ist ihm im Vergleich zu dessen Geschwistern eher als still und etwas zurückgezogen in Erinnerung geblieben.

Die Kriegs- und Nachkriegszeit brachte der Stadtbevölkerung große Ernährungsprobleme. Auch die Mutter Dresbach hatte Mühe, die Kinder immer satt zu bekommen. Sowohl Heinz wie seine Schwester Agnes hatten gesundheitliche Probleme. Dazu kam die seelische Belastung durch den strengen Schulalltag. Die Mutter mußte Heinz zu Kuraufenthalt und Kinderlandverschickung weggeben, was er nicht ohne viel Heimweh durchstand.

Die religiöse Erlebnisfähigkeit des Kindes fand reichlich Nahrung im Miterleben des Kirchenjahres und in den Feiern der Gottesdienste in der 1916 fertiggestellten Pfarrkirche St. Maternus und im nahen Kölner Dom. Festliche Prozessionen blieben dem Kind in lebhafter Erinnerung und weckten früh den Wunsch, einmal Priester zu werden. Darin wurde auch seine selbstverständliche Liebe zur Gottesmutter grundgelegt.

In diesem Milieu hat Heinz Dresbach aber auch — mit der Muttermilch sozusagen — den sprichwörtlichen Kölner Humor aufgenommen, der ihn nie verlassen hat, auch nicht im Konzentrationslager Dachau. Mit seinem Schalk und Humor hat er viele schwierige Situationen gemeistert und hat damit auch die erfreut und ermuntert, die ihm begegnet sind.

Hier sei im Hinblick auf seine spätere Geschichte die Erinnerung von Heinz Dresbach festgehalten, daß er als Kind in einem biblischen Spiel über Abraham und das Moriahopfer die Rolle des Isaak spielen durfte. Das muß wohl bei einer Veranstaltung der Pfarrgemeinde gewesen sein.

Heinz Dresbach soll nun selber zu Wort kommen in einigen Erinnerungen, die er über diese Zeit niedergeschrieben hat:

*„Schon ganz früh fand alles, was Kirche, Gottesdienst und Liturgie anging, mein lebhaftes Interesse. An ein kleines — nicht unwichtiges — Ereignis kann ich mich deutlich erinnern. Es muß am 21. Januar 1916 gewesen sein — ich war also vier-
einhalb Jahre alt — als unsere Mutter mich eines Abends in die nahe Mariahilfkir-
che mitnahm. Diese war unsere vorläufige Pfarrkirche, weil St. Maternus noch
nicht erbaut war. In der Mariahilfkirche war immer am 21. Januar das sogenann-
te Ewige Gebet, und die Mutter ging gerne am Abend dorthin in die feierliche
Komplet mit der Sakramentsprozession. An diesem Abend hatte sie mich mitge-
nommen, und ich kann mich noch ganz deutlich erinnern — fast als wäre es in
der vergangenen Woche gewesen — wie wir an die Kirchentür kamen. Man
konnte die Tür kaum öffnen, weil im Innern die Menschen dichtgedrängt bis an
die Türe standen. Aber Mutter erreichte es doch, langsam hineinzukommen, mich
vor sich herschiebend, sodaß wir gerade noch in der Kirche dicht an der Türe wa-
ren. Ich stand sozusagen in einem ‚Kamin‘ von großen Leuten und konnte von der
Kirche und allem, was dort vor sich ging, nichts erblicken. Nach einiger Zeit hob
Mutter mich auf ihren Arm und von da aus noch etwas höher, so daß ich über die
ganze Menge schauen und einen Blick auf den Altarraum werfen konnte, der auf
das feierlichste geschmückt und erleuchtet war mit vielen Kerzen und Lichtern. Es
war mir wie ein Blick in den Himmel. Lange konnte dieser Blick nicht dauern, denn
die Mutter mußte mich langsam wieder in meinen ‚Kamin‘ hinuntergleiten lassen.
Dann ereignete sich aber bald etwas noch viel Besseres. Es war zu erwarten, daß
nach der Komplet sich die sakramentale Prozession vom Altar her in den Kirchen-
raum hinein in Bewegung setzen würde. Die Mutter schob mich ganz langsam
mit bescheidener ‚Gewalt‘ vor sich her, so daß ich tatsächlich bis an den Mittel-
gang zu stehen kam. Ein Kaplan, der wohl die Prozession zu leiten hatte, war
bemüht gewesen, diesen Mittelgang so menschenfrei wie möglich zu machen für
die kommende Prozession. Auf diese Weise konnte ich durch den leeren Mittel-
gang bis zum Hochaltar gucken. Das dauerte aber nicht lange. Denn der Kaplan
kam auf mich zu, stellte sich*

direkt dicht vor mich hin und blieb dort stehen, bis die ganze Prozession vorüber war. Ich konnte also nichts davon erblicken. Ich - weit davon entfernt, darüber traurig zu sein — wurde im Gegenteil höchst entzückt, weil die lange kunstvolle Spitze seines Rochetts dicht vor meinen Augen war, die ich nicht genug bewundern konnte. Bei diesem mich fesselnden Anblick begann mein Herz sich danach zu sehnen, auch einmal so etwas überaus Schönes anhaben zu können. Ich muß gestehen und dankbar anerkennen, daß hier der Ruf Gottes zum ersten Mal mich in meinem jungen Leben erfaßte und mich ganz erfüllte. Die Sehnsucht nach dem Priestertum hat mich von jenem Abend an nie mehr losgelassen. Ich habe dann jahrelang nicht gewagt, jemandem von diesem meinem inneren Sehnen etwas zu sagen.

Am 1. April 1918 kam ich in die Volksschule Mainzer Straße. Unser Klassenlehrer hatte den Namen ‚Wolf‘, und bald stellte es sich heraus, daß er sich auch wie ein Wolf gebärden konnte. Ich weiß nicht mehr, warum, jedenfalls bekam ich oft — vielleicht sogar fast täglich — von ihm — über eine Bank gelegt — mit dem Stock den Hintern versohlt. Dieses Erlebnis stand in schreiendem Gegensatz zu der Behandlung, die ich daheim vonseiten unserer guten Mutter erfahren habe. Jedenfalls konnte ich auf die Dauer diese Strenge nicht verkraften und bin dann — es muß wohl bald nach Beginn des Jahres 1919 gewesen sein — an einer schweren Lungen- und Rippenfellentzündung auf den Tod erkrankt. Als es mir nach langer Zeit wieder besser ging, mußte ich trotzdem das ganze 2. Schuljahr aussetzen. Ich hatte von dieser Krankheit ein paar dunkle Flecken auf der Lunge zurückbehalten und wurde deswegen von der Fürsorge der Stadt im Jahre 1920 zu einer Sechswochen-Kur auf die Insel Norderney geschickt — mit vielen anderen Kindern. Die Seeluft hat mir so gut getan, daß nach dieser Kur meine Lunge vollständig gesund war.

Ich kam dann ins zweite Schuljahr zu einem Lehrer namens Kremer, der viel ruhiger und sachlicher und wohlwollender war. Bei ihm war es eine Freude, in die Schule zu gehen.

1921 mußte ich dann wieder von der Stadt aus in eine Erholung fahren nach Kirn an der Nahe. Dort müssen wir Kinder wohl auch sechs Wochen gewesen sein, aber die Verpflegung war schlecht — infolge der widrigen Verhältnisse so kurz nach dem Krieg. Wir bekamen nicht nur eine nicht gute Kost, die bei fast jeder Mahlzeit in irgendeiner Form aus Hafergrütze mit ihren Schoten bestand. Wir wurden auch kaum sauber gehalten und richtig gepflegt.

Als ich dann am 13. April 1922 in unserer Maternuskirche, die 1916 konsekriert worden war, zur Erstkommunion geführt wurde, bettelte ich die Mutter an, doch nicht wieder in ‚Erholung‘ gehen zu müssen. — Am 25. April 1922 durfte ich dann in der St. Paulskirche durch Kardinal Schulte die Hl. Firmung empfangen.

Bald nach dem Maibeginn dieses Jahres hatte ich das große Glück, Meßdiener werden zu dürfen. Damit ging eine kräftige Sehnsucht meines Herzens in Erfüllung. Diese neue Aufgabe erfüllte mich ganz und gar, und es gab für mich nichts Schöneres, als am Altar zu dienen oder irgend sonst etwas mit dem Chorraum der Kirche und der Sakristei zu tun zu haben. Das alles bestärkte und nährte zugleich auch in meinem Inneren die Sehnsucht nach dem Priestertum.

1923 mußte ich dann doch noch einmal — ein letztes Mal — in die Erholung, und zwar nach Nettesheim in der Eifel. Wir waren in einem großen Schwesternhaus mit sehr vielen Buben. Die militärischen Besatzungen nach dem Ersten Weltkrieg hielten die Bevölkerung ziemlich stramm am Zügel. Als unsere Zeit in Nettesheim zu Ende ging, wurde uns nicht gestattet, die französisch besetzte Zone zu verlassen. Wir sind dann eines Nachts um Mitternacht zu Fuß aufgebrochen mit den vielen Kindern und mußten schweigend durch die Dörfer gehen. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie in irgendeinem Dorf hinter einem großen Tor ein Hund laut zu bellen begann, und wie der Junge neben mir durch das Tor sagte — etwas beschwichtigend: ‚Halt's Maul, du Vaterlandsverräter!‘ über diesen Ausruf habe ich mich herzlich gefreut, und das spüre ich heute noch, wenn ich daran denke. Sobald wir in die englisch besetzte Zone kamen, standen Busse bereit, die uns nach Köln zurückbrachten.

Von meinem innersten Wunsch, Priester werden zu dürfen, hatte ich nie zu sprechen gewagt. Es muß wohl am Anfang der zwanziger Jahre gewesen sein, als ich eines Abends am offenen Fenster stand in unserer Wohnung Alteburgerstraße 52 in Köln, wo wir damals wohnten. Ich befand mich in einer etwas melancholischen Abendstimmung und schaute zum Fenster hinaus. Da hörte ich, wie die Mutter in das Zimmer kam und etwas darin zu tun hatte. Ohne zu ihr umzuschauen sagte ich: ‚Mutter, ich möchte gerne Priester werden.‘ — Bis dahin hatte ich es nicht gewagt, diesen Wunsch irgendjemandem gegenüber auszusprechen. Ein paar Augenblicke war es ganz still im Zimmer. Dann kam die Mutter zu mir und sagte: ‚Och Jung, schlag Dir dat us dem Kopp. Wat meinste wohl, wat so en Studium kost; dat kost tausend Mark. Un dafür sin mir zu arm, soviel Jeld könne mir nie aufbringe.‘ — Darauf habe ich nichts geantwortet. Weiß aber noch gut, daß ich mich innerlich einerseits in diesen Gedanken hineinzubegeben versuchte, mit dem inneren Wort: ‚Dann eben nicht...‘, andererseits aber — auch das ist mir noch gut in Erinnerung — gab es in irgendeinem Winkelchen meines Inneren ein Gefühl, das in die Richtung zu weisen schien: So wird es doch nicht kommen, wie Mutter sagt, im Gegenteil —, ich habe irgendwie das Gefühl, doch Priester werden zu können.

Es schien danach alles seinen Weg weiterzugehen, und an keiner Ecke war irgendetwas Besonderes zu erkennen oder auch zu erwarten, was in die Richtung der Erfüllung meines tiefen Wunsches weisen könnte.

Ich hatte damals einen sehr lieben Freund namens Leo Eysoldt. Er war auch Meßdiener. Mit ihm war ich viel zusammen. Wir haben oft miteinander ‚Altar gespielt‘. Ich erinnere mich noch gut an ein solches Spiel, wo Leo hinter einem Vorhang ‚Beicht zu hören‘ hatte, und ich predigte über das Thema: ‚Wir sind alle Schafe der katholischen Kirche!‘ Die Eltern von Leo haben draußen gelauscht und über mein Thema herzlich gelacht.

Es muß wohl im September 1924 gewesen sein, als sich dann folgendes ereignete: In der Religionsstunde, die uns Kaplan Siepen

hielt, habe ich mich — wie selten mal — recht flegelhaft benommen und wurde vom Kaplan damit bestraft, daß ich mich vor die große Tafel auf den Boden knien mußte, und das bis zum Ende der Stunde. Nach Schulschluß mittags begleitete ich den Kaplan — wie es bei uns üblich geworden war — durch die Silvanstraße und durch die Alteburgerstraße, weil wir denselben Weg zu gehen hatten. Diesmal war ich alleine in seiner Begleitung, während sonst eine ganze Traube von Schülern mit ihm ging. Da sagte er zu mir: ‚Es tut mir leid, daß Du Dich gerade heute so flegelhaft benommen hast.‘ Denn heute wolle er mir etwas besonders Schönes sagen. Ich spitzte die Ohren. Dann sprach er davon, daß er mit dem anderen Kaplan über mich gesprochen und überlegt habe, wie man mich auf den Weg bringen könne, Priester zu werden, denn das sei doch mein Wunsch. Ich wußte und weiß nicht, woher die Kapläne das wissen konnten. Muß es also wieder vergessen haben. Die beiden hätten miteinander beschlossen, zu tun, was möglich, damit ich aufs Gymnasium gehen könne. Ich habe nicht danach gefragt, woher er das wisse; denn gemäß der damaligen Erziehungspraxis hatte ein Kind nichts zu fragen, sondern den Mund zu halten. Der Kaplan war bereit, mir von nun an Lateinunterricht zu geben, damit ich Ostern 1925 aufs Gymnasium und zwar gleich in die Quinta kommen könne, weil ich schon etwas älter war.

Im gleichen September wurde von unserer Maternus-Gemeinde am 29.09.1924 eine Wallfahrt nach Kevelaer gemacht, zu der mein lieber Freund Leo und ich als Meßdiener mitfahren durften. Auch meine Schwester Agnes konnte an der Wallfahrt teilnehmen. Erst viele Jahre später habe ich aus ihrem Mund erfahren, daß unsere Mutter sie beauftragt hatte, mich in ihrem Namen der Gottesmutter von Kevelaer besonders anzuempfehlen. Das durfte ich komischerweise nicht wissen, — damalige Auffassungen von ‚dummen‘ Kindern, die ‚dumm‘ gehalten werden mußten! Das entsprach ganz der damaligen Erziehungsauffassung und -praxis.

Mein Freund Leo war seit Ostern in der Sexta eines Gymnasiums. Von ihm erfuhr ich jeweils, wie weit die Klasse in der lateinischen Sprache vorangekommen sei. Das Erlernen des Lateins fiel mir

anfangs nicht leicht, aber nach und nach durfte ich einige Fortschritte machen. Ja, es kam sogar der Zeitpunkt, wo ich die Gymnasiasten im Stoff des Lateins einholte und von da an überflügelte.

Ostern 1925, d.h. am Ende der Ferien, am 1. April, habe ich dann meine Aufnahmeprüfung im 'Staatlichen Friedrich Wilhelm Gymnasium und Realgymnasium' an der Severinstraße in Köln gemacht und bestanden. Ein besonderes Geschenk für mich war die Tatsache, daß ich meine Meßdienertätigkeit auch in unserem Gymnasialgottesdienst ausüben durfte, was mir große Freude machte. Diese Gottesdienste fanden zunächst noch in der alten romanischen St. Georgskirche am Waidmarkt statt. Aber es dauerte nicht lange, daß dieses Gotteshaus einer sehr gründlichen Renovierung unterzogen und in seinem echten altromanischen Zustand wiederhergestellt wurde. Sie ist eine der sieben ältesten Kirchen der Stadt Köln und eine Kostbarkeit. Weil nun diese Renovierungsarbeit Jahre in Anspruch nahm, wechselten wir unseren Gymnasialgottesdienst in die Nähe des Gymnasiums zur Elendskirche hinüber, die die einzige echte Barockkirche in Köln ist. 'Elend' heißt soviel wie in der Fremde. Leute, die von irgendwoher stammten und in Köln starben, wurden hier begraben. Und in der Elendskirche fanden viele Gottesdienste für diese Verstorbenen statt. Auch hier durfte ich bei unseren Gottesdiensten ministrieren. Unser Religionslehrer Karl Eichen, später Monsignore, hatte guten Kontakt mit unseren Kaplänen, und auch ich fand zu ihm im Laufe der Jahre ein recht gutes Verhältnis.

Als wir ein paar Jahre später in der Untertertia zu einigen Schülern unserer Klasse mit etlichen anderen aus höheren Jahrgängen vom Religionslehrer eingeladen wurden, mit ihm Ferien in der Schweiz zu machen, haben wir das mit Freuden angenommen. Hatte ich doch nie daran gedacht, auch einmal in meinem Erdenleben ins Ausland zu kommen. Wir wohnten ein paar Wochen in einem Lehrerseminar in Schwyz-Rickenbach. Die Fahrt kam mir vor wie bis ans Ende der Welt. In der Schweiz fühlten wir uns pudelwohl, haben viel Schönes erlebt und gesehen und unternommen und durften recht sorglos sein. Ich kann mich gut daran erinnern, daß der Religionslehrer morgens schon um vier Uhr in einer nahegelegenen Barockkapelle die hl.

Messe las, um dann gleich danach in einem nicht weit entfernten See schwimmen zu gehen. Wenn ich früh genug wach war, schlüpfte ich schnell in meine Hose und lief dann in Pantoffeln ins Gotteshaus, um ihm bei der hl. Messe zu ministrieren. Danach gings schnell wieder ins Bett, um noch ein paar Stunden zu schlafen. Viele Jahre später hatte ich Gelegenheit, mit meiner Schwester und einigen Bekannten dort zu sein und ihnen die 'Pantoffelkirche' zu zeigen.

Im gleichen Jahre 1928 wurde dann Mitte Dezember meine Schwester krank, um nie mehr ganz davon zu genesen. Sie bekam eine Rückenmark-Tbc, an der sie bis zum Ende ihres Lebens hat leiden müssen. Kurz vor Weihnachten mußte sie ins Krankenhaus in die Lindenburg überführt werden. Dort mußte sie ein halbes Jahr in einem Gipsbett liegen. Seitdem ist meine Schwester etwas behindert geblieben. Dieses Leiden hat sie dann 55 Jahre lang ertragen, bis sie 1983 heimgeholt wurde.“

Heinz war unter seinen Mitschülern dafür bekannt, daß er seine Lehrer treffend imitieren konnte. Einmal wurde er dabei auf dem Schulhof von einem Reporter fotografiert, ohne daß er es merkte. Am nächsten Tag hielt ihm die Mutter das Bild in der Tageszeitung vor Augen. Gern erzählte er später, wie sie als Schüler den Lehrer bei seinen Ausführungen über Odysseus ausfragten. Wie man sich denn den Polyphem (mit seinem einen Auge) vorstellen müsse? Da habe der Lehrer auf seine Stirne gezeigt und habe gesagt: „Hier, wo ich nichts habe, da hatte der Polyphem sein Auge.“ Eine andere Episode ist festgehalten im besagten Gedicht zum Goldenen Priesterjubiläum:

*„Die Schüler waren all nicht dumm,
sie nannten einen Lehrer 'Krumm',
doch dieser war nicht gar so strenge,
nur zog das 'E' er in die Länge.
So sprach in einer Unterrichtsstunde
er einst in jener Klassenrunde:
'So war eeees' Heinz greift auf das Wort,
und fährt in gleichem Tone fort:*

*'und so wird eeeee ewig bleiben.'
Doch was geschah? Ich will es schreiben:
Nein es gab kein Donnerwetter
über unsern guten Vetter.
Nur des Lehrers Finger zeigte
auf den Heinz, der sich verneigte.
Und die Worte die er spricht,
wohlgemeint und böse nicht,
dringen gütig an sein Ohr:
'Dresbach Heinz, Du wirst Pastor!'
Und die Sache hat geklappt,
Krumm hat wirklich recht gehabt.
Heinzens Alter damals war
etwa 15 -16 Jahr."*

Ein Mitschüler von Heinz Dresbach, Pater Josef Klein, Schönstattpater und ehemals Pallottiner, hat einige Erinnerungen aus der gemeinsamen Gymnasialzeit niedergeschrieben. Er berücksichtigt dabei besonders auch die Person und den Einfluß des gemeinsamen Religionslehrers Karl Eichen. Über die Schulzeit hinaus blieb Studienrat Eichen seinen Schülern, die Priester geworden waren, und die sich mit ihm für das Kölner Mta-Heiligtum verantwortlich hielten, verbunden. In einem Feldpostbrief an den Feldwebel Josef Klein vom 29.12.1943 berichtet der Studienrat, daß treue Leute das Muttergottesbild inmitten der Trümmer der zerbombten Kirche in Köln schmücken, und er macht deutlich, daß er auch um die anderen ehemaligen Schüler weiß und mit ihnen Verbindung hat, auch mit Heinz Dresbach, der damals im KZ Dachau saß. Aus Gründen der Tarnung dreht er seinen Namen um: „... Michel Wrede schreibt auch vergnügt. Heinz Bachdres schreibt ernst, aber gefaßt. Mit Felix Reuschenbach komme ich viel zusammen...“ Josef Klein schreibt zu diesem Brief: „Bemerkenswert scheint mir des Prälaten persönliche Anteilnahme auch am Schicksal der Menschen zu sein. Der alte Religionslehrer ging sozusagen mit uns, seinen Schülern, für Heinz doch eine wohlthuende Erfahrung von innerer Zuwendung.“ Heinz Dresbach hatte in Dachau von der Zerstörung des Mta-Heiligtums in Köln erfahren und ließ seinen ehemaligen Religionslehrer um seine

mittragende Anteilnahme wissen. — Auf die Bitte um Mitteilung seiner Erinnerungen an Heinz Dresbach schreibt Pater Klein:

„Was allerdings ich dazu beitragen kann, ist nicht viel, obwohl ich runde vier Schuljahre mit Heinz in derselben Klasse des FriedrichWilhelm-Gymnasiums zusammen war. Ich habe ihn überhaupt erst 1929 kennengelernt und bin ihm persönlich eigentlich nie besonders nahe gekommen. Wir waren eben nur so Kameraden zueinander wie zu etlichen anderen auch. Erst, als wir uns als Theologen wiedergefunden haben, in Schönstatt, hat das gleiche Ziel und die gleiche Geisteshaltung tiefere Bindung geschaffen. Wir hatten je einen verschiedenen Schulweg, je andere Privatinteressen und andere Freunde, mit denen wir öfters Umgang pflegten. Heinzens Pfarrei St. Maternus (benannt nach dem ersten Kölner Erzbischof) und meine Heimatpfarrei St. Paul (mit einer Gedächtniskapelle für den Kölner Bekenner-Erzbischof Paulus Melchers), Köln-Süd, lagen zwar dicht beieinander, hatten aber ein gewisses, ja eigenständiges Milieu und verhältnismäßig wenig Berührungspunkte im kirchlichen Leben. St. Maternus blieb mir ziemlich fremd, gleichsam als wäre es ein anderes Stadtviertel.

Darum fehlten mir zunächst etliche Bezugspunkte zu den Mitschülern aus St. Maternus, eben zu unserem Heinz und dem nachmaligen Pallottinerpater Michael Wrede. Ein dritter Schüler, später ebenfalls Pallottiner, Josef Ebers, (Sohn der Magnifizenz, Exrektor der Universität der Stadt Köln) stammte aus dem vornehmen Marienburgviertel, hatte noch einen weiteren Weg zur Schule und benutzte dazu die Straßenbahn. Nur die für uns alle gleiche letzte Strecke des täglichen Schulweges hin und zurück, die altehrwürdige Severinstraße, führte uns gelegentlich zusammen. Meist hatten wir es sehr eilig und keine Zeit, viel miteinander zu reden.

Immerhin vereinte uns der gemeinsame Religionsunterricht beim Studienrat, dem nachmaligen Prälaten Karl Eichen, dem wir gehörigen Respekt zollten und den wir schließlich sogar verehrten, während andere Mitschüler ihm nicht besonders grün waren; denn Eichen scheute sich nicht, gegen marxistische und gegen nazistische

Tendenzen anzugehen. Deswegen zog er sich den Haß und den Widerstand sowohl von Kollegen als auch von Schülern zu.

Wir 'Schwarzen', wie man uns gelegentlich verächtlich betitelte, suchten zusammenzuhalten. Die Gymnasialgottesdienste in der Kirche St. Georg und in der Elendskirche waren dazu angetan, unser Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken. Das war aber auch nötig. Das FWG galt nämlich damals als eine 'preußisch' orientierte Simultanschule, bevorzugt von Protestanten und großindustriellen Familien beschickt. Daß wir Katholiken überhaupt gelten konnten, hatten wir unserem Studienrat Eichen und dem Wohlwollen des katholischen Direktors Deckelmann zu verdanken. Eichen focht im Lehrerkollegium energisch und mit Erfolg für die katholischen Interessen. Heinz war ihm sichtlich zugetan. Wir spürten den Rückhalt, den uns Eichen verschaffte.

Einige Episoden sollen das beleuchten. Eines Tages verkündete Eichen uns mit sieghafter Gebärde, er habe eben in der Pause einen Kollegen mit einer weltanschaulich gegnerischen Einstellung 'auf den Sand gesetzt'. Dann gab er einen Kommentar dazu und führte uns eine 'Unterscheidung der Geister' vor, offenbar um uns gegen liberalisierende Tendenzen zu immunisieren. Eichen sorgte auch, daß möglichst viele katholische Familien 'sein' Gymnasium beschickten und gewann schon allein durch zahlenmäßige Parität seiner 'Partei' an Einfluß im Gesamtgefüge des Gymnasiums.

Was wir Schüler nicht bemerken konnten, war die schönstättische Geistigkeit, die er im Unterricht einfließen ließ. Das ist mir erst viel später klar geworden, als ich Schönstatt selber kennenlernte. Eichen tauchte immer wieder in Schönstatt auf, um mit Herrn Pater Kantenich Rat zu pflegen, vor allem, als er vom Kardinal als kirchlicher Experte für das Unterrichtswesen an höheren Schulen eingesetzt worden war. So waren wir für unseren Priesterberuf und für Schönstatt gut voreingestellt. Manches an Schönstatt schien uns deshalb von vornherein nicht so sehr fremd zu sein, als wir es richtig kennenlernten. Wie sehr Prälat Eichen selber sich mit Schönstatt und Herrn Pater identifizierte, erkennt man daran, daß er ein Schönstattheiligtum

errichtete, sozusagen Dependence zu seiner Rektoratswohnung am Katharinen-graben, und Marienschwestern herbeiholte.

Eines Tages erschien Eichen zum Unterricht nicht mit dem sonstigen forschenden Elan. Er blieb eine Zeitlang still, öffnete dann, was er nur selten tat, sein Herz: Sein Vater sei verstorben. Nun sei die Welt auf einmal ganz anders, so ohne den Vater; wir könnten das vielleicht erst später begreifen, was das für ihn bedeute. Wie muß diese unerwartete Äußerung auf Heinz gewirkt haben, der ohne Vätererlebnis groß geworden ist!

Um noch bei Studienrat Eichen zu bleiben, möchte ich den 'Primazirkel' erwähnen. Heinz schreibt auch davon, ohne diesen Titel zu nennen. Wir durften zum Studienrat privat kommen, saßen ungezwungen in seinem Arbeitszimmer oder seinem Salon und fühlten uns wie freundschaftlich eingeladene, sozusagen gleichberechtigte und gleichgewichtete Gäste. Da ergab sich manches tiefergehende Gespräch bis hin zu ganz persönlicher Offenbarung unserer jugendlichen Probleme, eine gute Art gemeinsamer 'Geistpflege', wenn ich unseren schönstättischen Begriff ein wenig entfremdend anwenden darf. Dieser außerschulische Freiheitsraum und die Vertrauen erweckende väterliche Sorge um uns persönlich taten ungemein wohl. Nichtsdestoweniger war sein Unterricht und seine freie Arbeitsgemeinschaft eine recht gestraffte und energisch betriebene Angelegenheit. Er stellte hohe geistige Anforderungen an unsere Mitarbeit. Heute möchte ich ihm danken in der Meinung, es habe durch ihn mein Beruf ohne Aufhebens nach außen hin still wachsen können. Eine ausdrückliche Ermunterung von ihm bestätigte meine Entscheidung zur Theologie und gab mir Sicherheit mit auf den Weg, als ich nach dem Abitur mit ihm über diese meine Angelegenheit gesprochen habe. Bei Heinz wird Herr Prälat Eichen sicherlich eine ähnliche, wenn nicht noch eine gewichtigere Patenrolle gespielt haben. — Soviel über Studienrat Eichen, eine für Ihre Arbeit über Heinz wohl nicht unwichtige Schilderung aus unserer Schülerzeit am FWG.

Ein anderes Erlebnis soll nicht verschwiegen werden, das Ringen gegen den 'Klas-sengeist' d.h. gegen den Ungeist der Klasse. Ein jüdischer Mitschüler ließ die 'Rote Bühne' zirkulieren, andere waren voll vom NS-Geist und einige sogar führend in der Hitlerjugend engagiert. Manche Auseinandersetzung über politische Einstellungen endete mit einer regelrechten Schlägerei. Dann gab es immer ungenierte-ren Umgang mit dem anderen Geschlecht, auch in einem intimen Schülerkreis. Sie können sich denken, was alles da los war und wie man versuchte, uns 'Brave und Züchtige', die 'Schwarzen', 'hochzunehmen'. Ich erinnere mich, wie Heinz Paroli bot, so daß man uns schließlich in Ruhe ließ.

Was dem Heinz Respekt verschaffte, waren nicht seine schulischen Leistungen, vielmehr seine Redlichkeit, so will ich es mal nennen. Jeder Schüler macht Strei-che, macht Fehler und will seine Dummheit verdecken, Bummelei entschuldigen, dazu jede Lüge recht ist. Heinz schien mir immer ehrlich und geradeaus zu sein, auch wenn es ihm schaden mußte. Einmal habe ich Tränen bei ihm gesehen, als er sich eine harte Rüge zugezogen hatte, die er vielleicht durch ein Entschuldi-gungsmanöver hätte vermeiden können. Diese unbedingte Ehrlichkeit habe ich an ihm bewundert, denn das war in der Klasse einmalig.

Am meisten in Erinnerung sind die Schelmeleien von Heinz. Großes Hallo, wenn er die Pauker persiflierte und deren Eigen- und Unarten zur Schau stellte! Er besaß eine gute Beobachtungsgabe, entdeckte leicht die komischen Geflogenheiten der Lehrer und schauspielerte sich so trefflich da herein, daß wir uns (z.T. natürlich auch aus Schadenfreude) daran ungemein ergötzen konnten. Die Sache mit dem Reporter, von der in den Aufzeichnungen die Rede ist, habe ich miterlebt. Die Reaktion einiger Lehrer ist mir heute noch unverständlich. Sie waren böse über Heinz, und der Reporter bekam eine Strafanzeige, weil er Heinzens Grimassen-spiel in einer Illustrierten veröffentlicht hatte.

Der Musiklehrer Hilpisch, 'Krumm' genannt, reagierte anders. Vor lauter Wohlge-fallen an Heinzens Schlagfertigkeit äußerte er ganz

loyal und gutmütig schmunzelnd — und das sollte ein Lob, eine Anerkennung sein: 'Dresbach, Du Wildschwein!' Können Sie sich das Gegröhle der Klasse vorstellen, womit sie beide, den 'Krumm' und den Heinz, bejubeln wollte?

Bei einem anderen Lehrer, Studienrat Beckmann, ein lohnendes Modell für Heinzens Nachahmungstrieb, ging die Reaktion unentschieden aus. Zunächst suchte der Lehrer selbstverständlich die Autorität zu wahren. Er hatte dabei eine eigene Methode, die er selber so ausdrückte: 'Ironie ist die einzige Waffe des Lehrers'. Tatsächlich war es sehr unangenehm, wenn er diese Waffe gebrauchte. Dagegen war eine Opposition, ein Aufmucken oder eine vorlaute Bemerkung so etwas wie Selbstmord —, man zog immer den Kürzeren. Aber wir hatten ihn bald durchschaut, er war eine in sich 'gutmütige Seele'. Heinz spürte, daß 'die Tante Beckmann' mit seiner eigentümlichen Sprechweise, seinem körperlichen Schwergewicht und seinen nach außen ausschwenkenden Plattfüßen ein umgänglicher und durchaus wohlgesinnter Mensch war. Sein Filius ist Priester geworden. Als die Entscheidung zu diesem Beruf gefallen war, konnte Beckmann nicht anders, als in seiner Freude der Klasse die Mitteilung davon zu machen. Also, so etwas passierte durchaus auch auf dem liberalen 'blauen' Gymnasium FWG. Heinz zeigte sich von der Kunde vom Beckmannschen Priesterberuf begreiflicherweise beeindruckt. Als Beckmann pensioniert war, besuchte er öfter den Ort Schönstatt. Wir sind ihm dort gelegentlich begegnet. Heinz begrüßte ihn dann. Beim Austausch von Erinnerungen aus der Schulzeit dankte er ihm für seine Mühe mit uns.“

(Bericht von Pater Klein)

Begegnung mit Schönstatt - Studium und Priesterweihe

Heinz Dresbach bereitete sich in einer Zeit starker religiöser Ansprechbarkeit der Jugend auf das Abitur vor. Mehrere Mitschüler von Heinz dachten wie er daran, Priester zu werden, einige von ihnen Pallottiner. Als Unterprimaner machte Heinz Exerzitien in Maria Laach bei einem Pater Stephanus Hilpisch OSB. Darüber berichtet er: *„Es ergab sich, daß wir an fast jedem Abend etwas wie eine kleine ‘Nikodemusstunde’ miteinander hatten. Mein Interesse für die Benediktiner wurde recht groß, das besonders auch durch die herrlichen Gottesdienste, die man dort erleben konnte. Der Gedanke dort einzutreten fing an, in mir zu keimen. Andererseits war in mir das unbestimmte Gefühl, nichts Genaueres entscheiden zu können.“*

Dann lernte er Schönstatt kennen. Er hatte bisher nichts von Schönstatt gehört, obwohl der von ihm geschätzte Religionslehrer Karl Eichen Schönstattpriester war. An seinem Gymnasium war es seit Jahren Brauch, daß die jeweilige Abiturientia - wenn auch freiwillig - in Exerzitien ging. Auch den Ort dafür konnte sie frei wählen. Die Klassenkameraden, die sich für die Pallottiner interessierten, gaben wohl den Ausschlag dafür, daß die Exerzitien in Vallendar sein sollten. Sie fanden in der Wildburg statt und wurden von Pater Dr. Alexander Menningen in Form einer Tagung gehalten. Besonderen Eindruck machten auf Heinz nicht nur die Vorträge, sondern auch ein Besuch im Schönstattheiligtum. Zu den Vorträgen berichtet er in seinen Erinnerungen: *„Der Inhalt der Vorträge ist mir nicht mehr gegenwärtig. Wohl aber, daß die Vorträge die Zuhörer sehr in Bann geschlagen haben. Besonders der Schlußvortrag über die Gottesmutter hat eine kräftige Begeisterung geweckt, so daß Stimmen laut wurden, daß man diese Tage und ihre Gedankenführung später fortsetzen möchte. Es ist dann später auch einmal zu einem Einkehrtag in Köln gekommen, den auch Herr Pater Menningen gehalten hat. Ein Mitschüler aus unserer Klasse, der später zur Polizei gegangen ist, hat damals sozusagen ein Versprechen gemacht, nicht zum letzten Mal in Schönstatt gewesen zu sein.“*

Über seine erste Begegnung mit dem Schönstattheiligtum berichtet Heinz Dresbach, daß Pater Menningen eines frühen Nachmittags die dafür Interessierten zu einem Besuch des Heiligtums eingeladen hat. Heinz schreibt: *„Ich lief dann auch mit, und wir kamen - es war am Donnerstag, dem 29. Dezember 1932 - in die kleine Schönstatt-Kapelle. Es schien mir daran nichts Besonderes zu sein. Ich kann mich erinnern, daß neben dem Altar zu beiden Seiten ein kleiner Tannenbaum stand, und in der linken Ecke neben der Kommunionbank eine kleine Krippe. Pater Menningen hielt uns dort einen Vortrag über das Werden, Wollen und Wesen Schönstatts. Während dieser Ansprache kam ich in mir zu dem Urteil: ‚Das scheint mir genau das zu sein, was die Kirche in der heutigen Zeit nötigst braucht!‘“* In diesem Heiligtumsbesuch sah Heinz Dresbach seine Berufungsstunde für Schönstatt.

Bemerkenswert ist noch, was Heinz Dresbach über den Beginn des Hitler-Regimes schreibt: *„Die Vorbereitung und die Durchführung des Abiturs ging parallel mit dem Beginn des ‚Tausendjährigen Reiches‘. Ich war mir damals klar drüber, daß mit dem 30. Januar 1933 eine Zeit für unser deutsches Volk und vielleicht noch darüber hinaus angehoben hat, die viel schlimmer werden würde, als wir uns das im Augenblick vorstellen könnten. Das hat sich ja dann später auch mehr als genug bewahrheitet.“*

Als das Abitur bestanden war und er Ferien hatte, besuchte er mit seinem Klassenkameraden Michel Wrede seinen bisherigen Religionslehrer Karl Eichen. Im Gespräch erfuhr er, daß im März in Schönstatt eine Theologentagung stattfinden würde und daß Michel Wrede daran teilnehmen wollte. Auch Heinz wurde von den beiden eingeladen zur Teilnahme, meinte aber, daß er doch eben erst in Schönstatt gewesen sei. Schließlich ließ er sich aber doch bewegen und fuhr mit zur Tagung, auf der er sich dann für Schönstatt entschied. Er schreibt darüber:

„Die Theologentagung muß im Exerzitienhaus, dem späteren ‚Bundesheim‘ gehalten worden sein. An ihr nahmen 33 Paderborner Theologen und wir ganze zwei Kölner teil. Ich weiß nur noch, daß

wir uns von der ersten Stunde an viel gehänselt haben - die Liebe der deutschen Stämme zueinander (!) - daß wir uns aber auch als so zusammengehörend empfanden, als kennten wir uns schon lange. Diese nicht vorhersehbare Gemeinschaftsatmosphäre habe ich später auf das Wirken der gemeinsamen Mutter zurückgeführt. Ich war hinterher froh und dankbar, teilgenommen zu haben. So ging es mir später noch manchmal. Am Schluß der Tagung stand fest, daß ich mich in Bonn um das Zustandekommen einer Schönstatt-Theologengruppe bemühen wollte.“ Während der Studienjahre hat Heinz Dresbach jährlich einmal oder gar auch zweimal an Theologentagungen in Schönstatt teilgenommen.

Anfang Mai 1933 konnte Heinz Dresbach in Bonn sein erstes Philosophie-Semester beginnen. Er trat der Kath.-Theol. Studenten-Vereinigung ‚Colonia 1898‘ bei und hat ihr auch bis zu seinem Tod die Treue gehalten. Mit anderen bemühte er sich aber bald auch um die Bildung einer Schönstatt-Theologengruppe. Darüber und über die Zeit seines Studiums berichtet er: *„Andere Theologen interessierten sich für kürzere oder längere Zeit für Schönstatt, deren Zahl im Laufe der Semester gar nicht so klein war. Sie fuhren auch mal mit nach Schönstatt zur Tagung, hängten dann früher oder später aber wieder ab. Es haben in den Jahren des Studiums in Bonn und danach auch im Priesterseminar aber auch wenigstens zwei Schönstattgruppen bestanden. Ich erinnere mich, daß Regens Frings, als er gefragt wurde, ob die Schönstattgruppen im Seminar zusammenarbeiten dürften, gesagt habe: ‚Diese Leute sollten aber auch tun, was Schönstatt ihnen sagt.‘*

Ein Pallottinerpater namens Bange, den ich in Schönstatt kennengelernt hatte, war auch nach Bonn gekommen, um hier seinen theologischen Doktor zu machen. Bei ihm konnte ich in den ersten Semestern beichten, und wir haben bei ihm auch manchmal Schönstattgruppe gehalten. Das alles war von der Vorsehung, die wir in Schönstatt kennenzulernen angefangen hatten,gefügt!

Während der ganzen Zeit des Studiums sind nicht wenige Studenten zu einer Theologentagung gefahren. Weil wir arme Leute waren,

sind wir nicht selten per Anhalter gefahren. In Schönstatt lernten wir dann einerseits den Vorsehungsglauben kennen - wenigsten anfanghaft -, dann aber auch das Werk der Gottesmutter und die Bedeutung der Stellung Mariens im ganzen Heilsgeschehen. Theologen-Standesleiter war damals Pater Ferdinand Kastner. Er hielt uns Theologen die Tagungen. Diese waren sehr interessant und recht inhaltsreich, wenn ich auch nicht allzuviel davon verstanden habe - zumal in den ersten Semestern. Weil Pater Kastner von schwächlicher Gesundheit war, mußte er sich manchmal vertreten lassen, sei es für den einen oder anderen Vortrag oder aber auch für eine ganze Tagung.

Letzteres war einmal der Fall, als dann ein Pater Karl Hufmann PSM uns eine Tagung über ein unvergeßliches Thema hielt: ‚Schönstatt im Lichte der Ordensgeschichte.‘ Der Gedankengang dieser Tagung war - kurz dargestellt - folgender: Jedesmal, wenn in der Kirche Gottes eine Krise ausbricht, dann sorgt die göttliche Vorsehung dafür, daß sich im Schoße der Kirche die eine oder andere Gemeinschaft neu bildet, die sozusagen eine gelebte Antwort auf die Zeitnot darstellt. Er zeigte diese Entwicklung konkret auf in der Geschichte der Kirche. Schließlich meinte er von unserer Zeit, daß wir in einer Totalkrise auf allen Gebieten des menschlichen Lebens uns befänden, so daß zu erwarten sei, daß die göttliche Vorsehung die eine oder andere Erneuerungsbewegung im Schoße der Kirche entstehen lasse, die eine Totalantwort auf diese Krise lebensmäßig darstelle. Diese Totalantwort stand gleichsam dem Totalitätsanspruch des Dritten Reiches gegenüber wie Gott und Teufel.

Anfang 1935 machten wir unser Philosophikum und konnten danach zwei Semester an eine andere Universität gehen. Wir Bonner strömten in Scharen nach Tübingen, wo Professor Karl Adam Dogmatik-Vorlesungen hielt.“ In Tübingen wohnte Heinz Dresbach bei einer katholischen Schuhmacher-Familie mit Namen Keller in der Altstadt unterhalb vom Marktplatz. Er fühlte sich dort recht wohl und hatte viel Freude an dem breiten Schwäbisch seiner Gastgeber. Frau Keller hat später an seiner Primiz in Köln teilgenommen. Er fährt fort in seinem Bericht:

„Nach dem ersten Freisemester begannen die Ferien anstatt Ende Juli schon Ende Juni. Den Grund für diese Maßnahme habe ich nie erfahren können. Aber es stellte sich bald heraus, daß die göttliche Vorsehung es so gefügt hatte, denn am 7.7. waren wir in Köln noch umgezogen, und am 14.7. starb unsere gute Mutter nach ganz kurzer Krankheit. Ich blieb mit meiner Schwester Agnes zurück in dieser Welt. Bei dieser Umstellung hatten wir immer wieder spürbare Hilfe von oben.

Das Studium nahm seinen normalen Fortgang, bis ich dann im Frühjahr 1937 das Abschlußexamen, den sogenannten Introitus, machen konnte und bestanden habe. Vor Ostern ging es dann in das Priesterseminar in Bensberg, wo wir noch vier Semester zu studieren hatten und uns gleichzeitig auf die heiligen Weihen vorbereiteten. Am Ende des ersten Seminars empfingen wir die Tonsur und tags drauf die vier Niederen Weihen. Am Ende des Wintersemesters wurden wir zu Subdiakonen geweiht und am 4. August zu Diakonen in der Maria-Himmelfahrt-Kirche, die gleich gegenüber dem Hauptbahnhof liegt. Und dann endlich am 23. Februar 1939 die hl. Priesterweihe im Hohen Dom zu Köln. Weil zu diesem Zeitpunkt Kardinal Schulte nach dem Tode Papst Pius XI zum Konklave nach Rom abgereist war, hat uns der damalige Weihbischof Dr. Joseph Hammels das Sakrament der Priesterweihe erteilt. Wenige Tage danach wurde dann in Rom Eugenio Pacelli zum Papst gewählt, der sich Pius XII nannte.

Da muß ich etwas Trauriges, was zugleich eine witzige Seite bekam, nachtragen. Ca. einen Monat vor meiner Priesterweihe starb meine Großmutter mütterlicherseits. Ich erinnere mich noch genau daran, daß ich zu unserem damaligen Regens Frings ging, um ihn zu fragen, ob ich wohl an der Beerdigung teilnehmen dürfe, was beim vorherigen Regens wohl nicht erlaubt worden wäre. Frings reagierte etwas komisch: Er kam nicht auf den Gedanken, zu kondolieren, sondern er fragte ganz spontan: ‚Haben Sie denn einen Zylinder?‘ Ich darauf: ‚Ich brauche keinen Zylinder, Herr Regens‘. Er: ‚Ohne Zylinder können Sie nicht zur Beerdigung gehen.‘ Ich wehrte noch einmal ab. Er darauf: ‚Ich schenke Ihnen meinen Zylinder, denn ich

bekomme einen neuen geschenkt.' Alles Wehren half nichts. Er brachte mir seinen Zylinder in einem hohen Karton, und die Sache war damit geklärt. Auf dem inneren Boden dieser Kopfbedeckung waren die beiden großen und goldenen Buchstaben ‚JF‘ (Josef Frings) angebracht. Ich trug also bei der Beerdigung der Großmutter den Zylinder. Dabei spürte ich nicht nur Trauer, sondern es hauchte mich wie Karneval an. Danach habe ich ihn - soweit ich mich erinnern kann - nie wieder getragen.

Am Sonntag, dem 26. Februar 1939, durfte ich die Primiz in der Heimatgemeinde St. Maternus feiern, und zwar mit einem Konsekmester Hermann Hecker zusammen, der seit Jahren in unserer Gemeinde wohnte. Wir sind damals zu 57 Diakonen geweiht worden.

Danach hatte man in Köln keine Arbeit für uns, wir waren also arbeitslos. Es war schwierig bis unmöglich, uns irgendwo unterzubringen. Ich hatte dann über Ostern eine Aushilfe in Hohenbudberg/Krefeld. Am Karsamstag saß ich zum ersten Mal im Beichtstuhl einer Industriegemeinde. Am 10. April 1939, dem Ostermontag, bin ich nach dem Gottesdienst nach Köln gefahren, wo mein Freund Michel Wrede in St. Maternus seine Primiz als Pallottiner beging. Erst zum Mittagessen konnte ich kommen. Bei der Gelegenheit habe ich zum letztenmal Pater Fritz Hillebrand, Pallottiner, gesehen und gesprochen. Ich erinnere mich noch, daß wir uns nach dem Mittagessen ein wenig im Garten die Füße vertraten, und Fritz mir mit Betonung zugesetzt hat, daß ich eifriger für unsere Theologengruppe bzw. Priestergruppe arbeiten müsse! Er hat mir - wenn ich mich recht entsinne - auch ganz konkrete Vorschläge gemacht. Es war das letztemal, daß ich Fritz in dieser Welt gesehen und gesprochen habe. Er ist im Osten im Krieg gefallen.“

Kaplan in der Diözese Ermland - Allenstein und Marienwerder

Der Neupriester Heinz Dresbach fand am 28. April 1939 - dem Geburtstag seiner Schwester - einen Brief aus Frauenburg/Ostpreußen von Bischof Maximilian Kaller vor. Darin wurde der Neupriester aufgefordert - da er ihm zur Verfügung gestellt worden sei -, sobald als möglich eine Aushilfe in der Jakobi-Gemeinde in Allenstein/Ostpreußen zu übernehmen. Zwei Monate danach erhielt Kaplan Dresbach die Aufforderung, in Marienwerder/Westpreußen einen Kaplan Preuß zu vertreten. Kaplan Preuß wurde nach Schönwiese in Ostpreußen versetzt, um dort einen älteren Pfarrer zu vertreten, der im KZ saß. Kaplan Dresbach bezog die Wohnung von Kaplan Preuß und wurde von Fräulein Preuß versorgt. In der Osterzeit 1941 war er vertretungsweise wieder in Allenstein, diesmal in St. Josefi. Dort fand Ende April in einer Mädchengruppe der Heimabend statt, der ihm bald danach Verhaftung durch die Gestapo und Einlieferung ins KZ Dachau bringen sollte.

Über die Kaplanszeit in Marienwerder und über die bleibende Verbundenheit mit den Marienwerderern stellte Frau Dorothea Baucke nachstehenden Bericht zur Verfügung. Dorothea Baucke gehörte zur Mädchenjugend in Marienwerder.

„1939 wurde Kaplan Heinrich Maria Dresbach im Hohen Dom zu Köln zum Priester geweiht und danach an die Diözese Ermland abgestellt. Er war nicht begeistert von dieser Versetzung und bat besonders wegen seiner behinderten Schwester, um die er sich kümmern wollte, den Bischof darum, in der Heimat bleiben zu können. Vielleicht hatte er auch Schauernmärchen über den Osten gehört; im Rheinland war Ostpreußen die ‚kalte Heimat‘, wo Wölfe die Gegend verunsicherten. Der Bischof sagte zum Kaplan: ‚Ich meine es gut mit Ihnen, Sie werden mir noch dankbar sein‘. Am 05. Mai nahm Heinz Dresbach Abschied von Köln und von seiner Schwester, die im Herz-Jesu-Heim (Mainzer Straße 55) ihre Bleibe hatte, und

machte sich auf den Weg gen Osten. In Allenstein/Ostpreußen übernahm er eine Vertretung auf 8 Wochen. Als er sich dort schon etwas eingelebt hatte, versetzte ihn Bischof Maximilian Kaller aus Frauenburg nach Marienwerder/Westpreußen. Darüber war der Kölsche Kaplan auch nicht gerade begeistert.

An Peter und Paul brachten ihn ein Domherr (Hanowski) und zwei Kapläne aus Allenstein mit einem Auto nach Marienwerder. Wegstrecke ca. 120 km. Er konnte in die noch eingerichtete Wohnung von Kaplan Preuß einziehen, der nach Schönwiese versetzt worden war und dort auch eine eingerichtete Wohnung vorfand. Die Schwester von Kaplan Preuß wirtschaftete ihm.

Schnell hat er sich in Marienwerder eingelebt. Die Stadt hatte 22000 Einwohner, davon waren 4000 Katholiken. Marienwerder war ein schönes, sauberes Beamtenstädtchen, 4 km von der Weichsel und der polnischen Grenze entfernt. Wir hatten dort ein Finanzamt, ein Amtsgericht, ein Zollamt, ein Oberlandesgericht und - was bei der Größe der Stadt in Deutschland einmalig war - eine Regierung. Dazu waren alle Schularten vertreten: Gymnasium, Lyzeum, Mittelschule, Handelsschule, Höhere Handelsschule, Berufsschule, Landwirtschaftsschule.

Schon am ersten Abend erfuhr der Kaplan von Kaplan Kutschki, der mit ihm in der Kaplanei wohnte, daß er die Mädchenjugend betreuen müsse. Bei dieser hat er sich mit seiner Freundlichkeit und seinem Kölschen Humor schnell viele Herzen erobert. Seine Schlagfertigkeit kannte keine Grenzen. Er konnte auch lästern und andere auf die Schippe nehmen. Das geschah in solch liebenswürdiger Art, daß ihm niemand böse war.

Kaplan Dresbach war sehr fromm und war ein großer Marienverehrer. Wir wußten, daß er zur Schönstattbewegung gehörte. Durch ihn und mit ihm wurden in Marienwerder Schönstatt-Gruppen gegründet. Er holte im Laufe der Zeit mehrere Marienschwestern zu uns, die sich um die Gruppen mühten. Auch andere Priester warb er für Vorträge. ‚Unser Kölsch Kaplanche‘ - so nannten wir ihn manchmal

- war auch sehr musikalisch und spielte die Gitarre, Klavier und Orgel. Gut singen und predigen konnte er auch. So waren wir mit ihm zufrieden.

In den Gruppenstunden mit ihm ging es teils sehr ernst zu. Die Gespräche in der Gruppe und die persönlichen Gespräche mit ihm gingen in die Tiefe. So nahmen wir mit ihm die Leidensgeschichte Christi von der Seherin Katharina Emmerich durch und beschäftigten uns mit Gertrud von le Fort. U.a. haben wir von ihr die ‚Hymnen an die Kirche‘ durchgesprochen. In der jüngeren Gruppe hat man sich mit Uta von Naumburg befaßt. Ein Pfarrer Eugen Schmidt aus der Diözese Rotenburg hielt Vorträge über das ‚Weltgrundgesetz der Liebe‘.

Der Kaplan konnte auch sehr fröhlich sein und war zum Scherzen gerne aufgelegt. Es wurde mit ihm viel gelacht. In jeder Gruppenstunde hatte er die Gitarre mit, die er gut spielen konnte.

Wenn er am Alltag nicht selber zelebrierte, ging er in der hl. Messe zuerst in den Beichtstuhl (bei uns in der Diaspora wurde in jeder hl. Messe Beichte gehört), danach auf die Orgelempore und hat, weil der Organist eingezogen und die Vertretung meist nur am Sonntag da war, die Orgel gespielt.

Er ging als junger Kaplan mit den Mädchen sehr unbefangen um, man könnte sagen, er begegnete ihnen mit Ehrfurcht, sah wohl in jedem Mädchen eine ‚Kleine Maria‘. So war er in seiner Art sehr beliebt.

Er kümmerte sich um Alte und Kranke und sorgte dafür, daß eine beinamputierte Frau durch ein Mitglied aus der jüngeren Gruppe täglich das Mittagessen bekam, nachdem er mit den Eltern des Mädchens gesprochen hatte.

Hoch anzuschreiben war ihm der öftere Besuch einer alten und kranken Frau, die auf einem Dachboden in einer von Brettern abgeschlagenen Kammer wohnte. Zu dem Dachboden mußte man eine

Leiter hochsteigen und durch eine Luke treten. Ich selber habe diese Kranke einmal besucht. Ich war von der Armut und dem Elend in dieser Behausung so erschüttert, daß ich nicht ein zweitesmal hingehen konnte, obwohl ich es wollte. Die Luft in dem Bretterverschlag, in dem sich ein Dachfenster befand, war so schlecht, daß ich fürchtete, mir würde übel werden. Der Kaplan hat laufend diese Kranke besucht. Erna Klewitz aus unserer Gruppe hat bei ihr sauber gemacht. Unten an der Leiter rief man nach oben, ob man sie besuchen könne. Einmal wusch sie sich gerade, als der Kaplan kam, so wartete er unten.

Auch ein Besuch unseres Kaplans in der Isolierstation in unserem Krankenhaus ist mir in Erinnerung. Ein Mädchen aus der Gruppe, das sehr unbeliebt war, durch sein flegelhaftes Benehmen immer auffiel - es benahm sich wie ein Elefant im Porzellanladen -, hatte Diphtherie und lag auf der Isolierstation, einer Baracke mit den Fenstern zum Hof hin. Unter den Fenstern befand sich jeweils ein Treppchen. Der Kaplan ließ es sich nicht nehmen, diese Kranke mehrmals zu besuchen, stieg außen das Treppchen hoch und sprach durch das geöffnete Fenster mit dem Mädchen. Er regte in unserer Gruppe an, das Mädchen zu besuchen. Man zog lange Gesichter und dann erklärten sich doch zwei bereit, sie zu betreuen. Nach vielen Jahren hat er dem früheren Mädchen gesagt, daß er es in jungen Jahren nur schwer ertragen konnte.

Es war ja Krieg. Die Straßenlaternen brannten nicht, die Fenster der Häuser waren verdunkelt. Nach den Gruppenstunden abends fürchteten sich einige Mädchen aus der jüngeren Gruppe im Dunkeln nach Hause zu gehen. Der Kaplan brachte mehrmals eine Gruppe von Mädchen aus Schäferei, die einen weiten Weg hatten, nach Hause, vermied es aber, um nicht ins Gerede zu kommen, mit einem Mädchen alleine zu gehen. Man hätte annehmen können, er hätte als Persönliches Ideal den Leitsatz ‚allen alles zu sein‘. Er half, wo er nur konnte, und er übersah keine Not.

Gerne ließ der Kaplan sich zu Familienfesten einladen, zu Verlobungen, Hochzeiten usw. An der Hochzeit meiner Freundin blieb er

bis morgens um vier Uhr. Er sagte, wenn er nun schlafen ginge, müßte er fürchten, zu verschlafen. So ging er bis zur Frühmesse spazieren. Er machte auch viele Hausbesuche und nahm bei dieser Gelegenheit gerne Kontakte mit den Eltern der Gruppenmitglieder auf.

Ich habe ihn mehrmals auf Fälle aufmerksam gemacht, wo Hilfe angebracht erschien. Er schaltete prompt und man hörte von Beteiligten, daß man sich von ihm verstanden fühlte.

Um das Gemeinschaftsgefühl untereinander zu stärken, gab ich ihm manchmal Ratschläge, was er ändern könne. Er ging sofort darauf ein und bat mich, wachsam zu sein und gegebenenfalls ihm einen Wink zu geben. Er machte sich klein, war demütig. Wenn heute einige unserer Heimatschwestern sagen, Prälat Heinrich Maria Dresbach war schon in Marienwerder als Kaplan ein Heiliger, so ist viel Wahres daran. Wir können suchen und suchen und finden nichts an ihm, was nachteilig an ihm war. Ein persönliches Gespräch mit ihm war wohltuend, man fühlte sich von ihm angenommen. Er war auch ein sehr guter Beichtvater und brachte uns Jugendlichen das persönliche Beichten bei, was uns sehr nützlich war.

In unserer Kirche hatten wir einen Marienaltar. Kaplan Dresbach aber ließ im Seitengang der Kirche vor einem Seitenausgang im Mai einen besonderen Altar errichten, zu dem alle - besonders die Kinder - Blumen und Kerzen bringen konnten. Die Kinder hatten viel Freude daran, daß sie selber die Blumen auf den Altar stellen und pflegen durften. Der Altar war kindgerecht niedrig. So sah man auf diesem Maialtar, der aus Stufen bestand, Blumen von Feldern, Wäldern, Wiesen und Gärten.

Im Mai 1941 hatten wir mit dem Kaplan eine große Marienfeier mit Lichterprozession. Am Hauptaltar wurde nach Verkleidung des Altarbildes ein großes Marienbild angebracht, das die Dreimal Wunderbare Mutter und Königin von Schönstatt darstellte. Das Bild hatte uns ein früheres Mitglied aus dem Marien-Verein geliehen. Wir durften selber den Altar schmücken mit vielen Blumen und Kerzen. Der Kaplan hielt eine Ansprache, die zu Herzen ging.

Kaplan Dresbach war gerne in Marienwerder. Es gefiel ihm bei uns. Das Einvernehmen mit unserem Dekan Pruß, den wir über alles liebten, war bestens. Der Dekan sagte zu uns ‚Kinderchen‘ und wir sprachen von unserem ‚Dekanchen‘. Alle Kapläne, die wir in Marienwerder hatten, waren gerne bei uns, der Abschied fiel ihnen immer schwer. Zwei Kapläne blieben besonders lange, einer sogar 8 Jahre. Er bemühte sich nicht um eine Pfarrstelle, weil es ihm so gut bei uns gefiel. Unser Dekanchen war zu unseren Kaplänen sehr tolerant. Er ließ ihnen freie Hand in jeder Beziehung. Sonntags waren die beiden Kapläne immer zum Dekan zum Mittagessen eingeladen.

1941 wurde Kaplan Dresbach auf wenige Wochen nach Allenstein versetzt. Dort hatte er es sich eingebrockt. In einer Gruppenstunde der Mädchen sprach er über einen Himmler-Erlaß. Ein Familienangehöriger einer Teilnehmerin hatte davon erfahren und brachte den Kaplan zur Anzeige. Die ganze Mädchengruppe aus Allenstein wurde von der Gestapo verhört. Ein Mädchen aus Allenstein kam nach Marienwerder, um den Kaplan zu warnen, doch er nahm die Sache auf die leichte Schulter.

Am 10. Juni 1941 erschienen Gestapoleute von Allenstein beim Kaplan in Marienwerder. Er wurde verhört und verhaftet. Danach ging der Kaplan mit der Gestapo ins Pfarrhaus, um sich von unserem Dekanchen zu verabschieden. Erschüttert und händeringend sagte der Dekan zu den Gestapoleuten: ‚Meinen Kaplan wollen Sie mitnehmen, meinen Kaplan wollen Sie mitnehmen!‘ Kaplan Dresbach kniete sich im Beisein der Gestapo hin und unser Dekanchen gab ihm den Segen.

Es folgte ein Verhör bei der Gestapo, die sich im Regierungsgebäude befand. Dann brachte man ihn nach Allenstein ins Gefängnis, wo er einigermassen gut behandelt wurde. Über diese Zeit dort erzählte er uns später: ‚An einem Sonntag habe ich in meiner Gefängniszelle das Choralamt gesungen und eine Predigt gehalten, die man hören konnte. Ich habe meinen Marienwerderern gepredigt, es waren alle dabei.‘

Dann erfolgte am 11. August der Transport nach Dachau, der 19 Tage dauerte über die Stationen Soldau, Thorn, Posen usw. Am 29. August kam er in Dachau an.

Über seine Schwester Agnes bekamen wir von Dachau öfter verschlüsselt Grüße ausgerichtet, in denen er Gebet und Opfer für uns versprach. Er gab den einzelnen Gruppen gute Ratschläge. Einmal schrieb er: ‚Ob Sie mittwochs früh noch Ihren Morgenspaziergang (Gemeinschaftsmesse um 6 Uhr früh) machen? Ihr Priester hat Sie nicht verlassen. Er ist mehr da für Sie als früher.‘ Und dann: ‚Wie oft bete ich im Geiste vor dem Tabernakel unserer Marienwerderer Kirche für Sie alle, die Gott mir dort gegeben hat, um auch dort immer und überall Dank zu sagen.‘ Er schrieb auf uns bezogen: ‚Wie reich macht mich solche Treue. So will auch ich nur noch für die Meinen leben und hier sein.‘ Die tiefe Anhänglichkeit, Verbundenheit und Verantwortung für uns Marienwerderer ist erschütternd! Er war uns so zugetan wie wir ihm! Wir sammelten Lebensmittelpakete und schickten diese an Agnes Dresbach, die dafür Lebensmittel kaufte, und wenn die Möglichkeit dazu bestand, diese nach Dachau sandte. Wir haben für den Kaplan gebetet - auch im Gottesdienst - doch da durfte sein Name nicht genannt werden; so wurde auch am Alltag nach jeder hl. Messe ‚in einem besonderen Anliegen‘ gebetet.

Der Kontakt zu unserem Kaplan blieb bis Januar 1945, bis wir flüchten mußten. Er schrieb an seine Schwester am 28. Januar 1945 (am 21. Januar sind wir geflüchtet): ‚Das Gebet ist ja die einzige Verbindung mit den Unsern im Osten. Gott weiß, welche Schicksale sie in diesen Wochen erleben oder auch nicht mehr erleben. Ob und wann wir noch einmal von diesem oder jenem erfahren, kann heute niemand sagen. Aber wir haben es durch unser Gebet in unserer Macht, ob der Herr in jeder Lage nicht nur seine Hand schützend über sie breitet, sondern auch ihren Herzen einen tiefen Frieden verleiht, den nichts ihnen nehmen kann.‘

Am 11. Februar 1945 schrieb er noch einmal: ‚Wie mag es den Bienen (eine Schönstattgruppe) und anderen ergehen? Ob und wann,

woher und welcher Art Nachrichten von ihnen noch einmal zu uns dringen?... ,ich muß sie einsam seh'n im Kampfe steh'n, kann nur im Bau'n auf Dich des Weges geh'n...' Die Mutter hat sie alle in ihrem sichersten Schutz!'

Nach seiner Entlassung aus Dachau im April 1945 war der Kaplan in Honnef als Kaplan tätig, später wurde er Rektor. Er nahm sofort Verbindung mit uns auf. Wir waren in ganz Westdeutschland verstreut und zum Teil noch im Osten hängengeblieben. Als ich im September 1946 nach der Verbannung unter Russen und Polen nach dem Westen kam, erfuhr er meine Anschrift, ich lebte noch im Lager. Er schrieb mir und lud mich zu sich ein. Auf der Heimreise fand ich in meiner Manteltasche mehrere große Geldscheine. Ich mußte wieder zu ihm kommen. Da gab er mir einen Koffer voller Wäsche mit, die er in Honnef für uns gesammelt hatte. In der schlimmen Zeit hat er laufend Wäsche und Kleidung für uns gesammelt und an uns verteilt. Kein Marienwerderer Besucher, der in Not war, ging bei ihm leer aus. Er war auch ein großartiger Gastgeber, verwöhnte uns, wie er nur konnte, obwohl er nur ein Zimmer im dortigen Herz-Jesu-Kloster bewohnte und von den Schwestern beköstigt wurde. Gott vergelte ihm seine Fürsorge für uns!

Nach unserer Flucht hat er mehrmals für uns, die frühere Pfarrjugend von Marienwerder, Treffen in Schönstatt veranstaltet als Besinnungstage. Wir feierten untereinander Wiedersehen und wurden von den Marienschwestern verwöhnt. Wir konnten uns sattessen, tat das gut, denn wir lebten ja auf Lebensmittelkarten, worauf es nicht viel gab. Einmal bekamen wir alle (ca. 80 Teilnehmerinnen) ein Kruzifix aus Ton geschenkt.

Die Verbindung mit seinen Marienwerderern ist bis zu seinem Tod geblieben. Ab 1981 hatten wir zuerst alle 1 1/2 Jahre, später einmal im Jahr Besinnungstage in Schönstatt, wo er uns als Geistlicher betreut hat. Inzwischen waren wir alle im Seniorenalter. Viele Vorträge - Themen durften wir selber stellen - hat er uns im Laufe der Jahre gehalten, von denen wir noch heute zehren. Einige Vorträge haben wir auf Kassette aufgenommen und schriftlich festgehalten.

Ende 1992 hat die frühere weibliche Pfarrjugend von Marienwerder das Buch „Rund ums Michaelshaus“ herausgegeben. Das Michaelshaus war unser Vereinshaus, für viele ein zweites Zuhause. Ich habe das Buch zusammengestellt und bearbeitet. Natürlich haben wir auch unserem Kaplan, Prälat Heinrich Maria Dresbach, ein Buch geschickt. Daraufhin rief seine Cousine an und sagte den Dank des Prälaten, doch dann übernahm der Prälat selber den Hörer und sagte mir, er habe sich über das Buch sehr gefreut, in dem wir auch über ihn berichtet haben. Das war das letzte Gespräch mit ihm, für das ich dankbar bin.

Monsignore Dresbach bekam auch immer die Rundbriefe zugesandt, die ich an die Heimatschwester geschrieben habe. So war er über unser Tun informiert. Seine Cousine sagte, es sei ihm eine große Freude, daß auch wir ihm die Treue hielten. Prälat Dresbach war für uns Marienwerderer ein Riesenstück Heimat. Er starb als letzter Priester, der in unserer Heimatstadt Marienwerder amtierte hatte.

Und nun zitiere ich Worte aus einer Ansprache während einer hl. Messe mit unserer Gemeinschaft in Schönstatt im Jahre 1986. Danach hat er uns aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr betreuen können, hat uns aber noch dreimal während unserer Tagungen besucht:

„So dürfen wir diese Tage und Stunden wieder miteinander verbringen, wie wir es in früheren Jahren schon manchmal getan haben, dürfen mit einbeziehen, die uns gehören, auch von der Heimat her, aus dem Osten her und das sind ja bei Ihnen allen nicht wenige und auch bei mir nicht, weil ich ja von Anfang meiner Tätigkeit an, als ich als Priester bei Ihnen sein durfte, zu Ihnen kommen durfte, zu Ihnen sozusagen verschlagen worden bin vom lieben Gott, damit wir eine innere seelische und gnadenhafte Gemeinschaft würden und es bleiben, die ganze Erdenzeit hindurch bis in die Vollendung des Himmels hinein. Das sind Geschenke, das sind unbegreiflich große und kostbare Geschenke, für die wir immer neu danken sollten. Und das können wir auch in diesen Tagen wieder tun, gemeinsam und jede einzelne von uns in ihrem Herzen danken für alles, was Gott uns

durch die Heimat im Osten geschenkt hat.'

In einer Ansprache sagte der Prälat, was wir nie vergessen wollen: „Jede ist für jede ein großes Gottesgeschenk.“

Prälat Dresbach ist heimgegangen, wir vermissen ihn. Wir wollen ihm dankbar sein für all seine Hilfsbereitschaft, die uns zuteil wurde, für all seine Liebe und Güte, für die ihn Gott reichlich belohnen möge. Wir beten für ihn, doch wir beten auch zu ihm und erinnern daran, daß er selbst uns Treue bis in die Vollendung des Himmels versprochen hat. Er ist uns treu, er wird mit uns sein und weiterhin für uns sorgen. Auch wir sind ihm treu bis in alle Ewigkeit.“

(Dorothea Baucke)

Verhör und Verhaftung in Marienwerder durch die Gestapo von Allenstein

Im Konzentrationslager Dachau lernte Kaplan Dresbach im Zusammensein mit Pater Kentenich die persönliche Lebensgeschichte im Lichte des Vorsehungsglaubens zu betrachten. Nach seiner Entlassung aus dem Konzentrationslager wurden ihm die Verhaftung in Marienwerder und ihre Vorgeschichte und der Gefängnisaufenthalt in Allenstein zu einem besonders wichtigen Betrachtungsstoff. Am Fest des Unbefleckten Herzens Mariens am 09.06.1945 begann er darüber eine Niederschrift, die er um den 08.12.1972 noch einmal überarbeitete. Sie ist abgefaßt in der Form eines Zwiegesprächs mit der Gottesmutter, von deren Führung und mütterlichem Schutz er tief überzeugt war. Hier soll davon ein verkürzter — zum Teil nur sinngemäßer — Auszug wiedergegeben werden.

Der Bericht beginnt mit einem Rückblick auf die Vorgeschichte der Verhaftung. Kaplan Dresbach begann sich zu erinnern, daß ihn seit Kindertagen *"eine zwar stille, aber unabweisbare Ahnung vom bevorstehendem Kreuz um Christi Willen begleitete. Fast jedes Mal, wenn ich in unserer Borromäus-Bibliothek der heimatlichen Pfarrgemeinde 'Aus fernen Ländern' las oder sonstwie von Verfolgungen der Kirche in längst vergangenen Zeiten hörte oder auch von Bedrängnissen, denen das Reich deines Sohnes heute ausgesetzt ist, überkam mich eine Witterung von bevorstehendem Hineingezogenwerden in derartige Schicksale."*

Deutlicher wurden ihm die vorbereitenden Hinweise in den Jahren des Naziregimes, als in zunehmender Zahl Priester verhaftet und im KZ gefangengesetzt wurden. Ein deutlicher Hinweis wurden ihm Exerzitien bei Pater Kentenich Ende Juli 1940 in Schönstatt, in denen dieser *"ins Bewußtsein brachte, wie wichtig es sei, sich innerlich auf mögliches Kreuz und Leid, auf Verhaftung und Gefangenschaft voreinzustellen..."*

Auch ein Traum wurde ihm zu einem solchen Hinweis. Helli Stritzke aus dem Jugendkreis von Marienwerder erinnerte sich später an einen Besuch Kaplan Dresbachs bei ihr zu Hause: *"Wir plauderten über dies und jenes und Mama brachte das Thema auf Träume, worauf Kaplan Dresbach spontan antwortete: ‚Frau Stritzke, wenn ich an Träume glauben würde, dann müßte ich mit meiner Verhaftung rechnen.‘ Und er erzählte lebhaft und lachend, was er in der letzten Nacht geträumt hatte. Bis ins Detail schilderte er den Besuch der Gestapo, das Verhör, die Durchsuchung, alle Widerlichkeiten bis zur Festnahme. Ich hörte noch Mamas erschütterte Reaktion: ‚Möge Gott davor bewahren, daß sich das erfüllen könnte!‘"*

Kaplan Dresbach schildert seinen Traum von der Verhaftung wie folgt: *"Es muß nicht allzulang nach Jahresbeginn 1941 gewesen sein, als ich nachts einen Traum hatte, der mir bis in Einzelheiten in Erinnerung geblieben ist. Es handelte sich darin um eine der häufigen riesigen Parteiversammlungen oder Volkskundgebungen, die die Nazis liebten. Ich nahm im Traum daran teil und sehe noch vor uns ein riesiges Feld, auf dem hunderttausende Menschen dicht bei dicht stehen und eine der langen ‚Führerreden‘ anhören. Wir, d.h. die Parteiprominenz in verschiedensten Uniformen und ich als Geistlicher erkennbar mitten unter ihnen, befinden uns auf einer sehr breiten Tribüne, von der aus man gut das ganze Feld und die ungeheure Menschenmenge vor uns übersehen kann. Links von mir ist ein hochragender Aufbau, der eine Rednertribüne darstellt, auf der Hitler steht und redet und schreit. Wir alle hören zu. Auf einmal zieht der Redner eine Pergamentrolle aus irgendeiner Tasche, entrollt sie und liest laut vor, was darauf zu lesen ist. Es handelt sich um einen ausgefeilten Umsturzplan, durch den das ‚Dritte Reich‘ zum Teufel gejagt werden sollte. Nach dem Verlesen rollt er das Papier wieder zusammen und schreit, mit einem Finger auf mich da unten zeigend, daß ich es sei, der diesen Umsturzplan habe. Ich weiß noch gut, wie ich innerlich von dieser Anschuldigung ergriffen werde, wie ich mir sofort bewußt bin, daß es nun mit mir zu Ende geht, und wie ich mich entschließe, alles auf eine Karte zu setzen. Eine Atempause des Redners abwartend schreie ich, so laut ich vermag, in die Menge hinein, daß ich mit diesem Pamphlet nichts zu tun habe, es*

nicht kenne, nicht verfaßt, nicht geschrieben habe und überhaupt nichts von ihm wisse... Noch dabei, mich zu rechtfertigen, kommen von hinten zwei Männer auf mich zu, fassen mich an der Schulter und führen mich ab von der Tribüne. Wir kommen in so etwas wie einen Hauseingang, der an das Entree eines Kinos erinnert, betreten einen breiten Gang, der dick mit Teppichen belegt ist und dessen Wände bis oben holzgetäfelt sind. Alles ist nur indirekt beleuchtet. Vor uns teilt sich ein Gang nach beiden Seiten, und mir wird bewußt, daß diese Holzvertäfelung in Wirklichkeit Türen sind, hinter denen sich elektrische Stühle befinden. Von rechts vorne kommt jemand wie ein Kinoportier auf uns zu, und zu dem nahe Herangekommenen sagt der Gestapomann, der mich an der rechten Schulter hält, mit dem Finger auf mich deutend — ich fühlte das deutlich —: „Jude!“ Der Portier nickt verständnisvoll, streckt seine Hand aus, um mich sozusagen in Empfang zu nehmen, führt mich auf die Wand vor uns zu, öffnet eine der Holztüren, hinter der ein chromblitzender elektrischer Stuhl sichtbar wird und bedeutet mir, da hineinzugehen und mich dort hinzusetzen. Ich — wie ich den ersten Schritt in diese Richtung tun will — werde wach. Der Traum ist zu Ende.

Am nächsten Morgen war ich tief beeindruckt und noch steht jede Einzelheit des Traumes deutlich vor mir. Ich erzählte ihn unserem Dekan, der sehr ernst wird und sagt: „Mensch, nimm Dich nur in acht!“ Heinz Dresbach erzählt noch, daß ihm erst nach seiner Verhaftung richtig bewußt wurde, daß Gottes vorsorgende Güte ihn auch durch dieses Erlebnis auf kommende schwere Schicksale voreinstellen wollte.

Als Hinweis erkannte er auch seine erste Begegnung mit dem Gerichtsgefängnis in der Kleebergerstraße in Allenstein. An einem Sonntagnachmittag führte ihn der Weg dort vorbei. Er blieb stehen und blickte an den „*hohen, abweisenden Backsteinmauern*“ empor. Er erinnerte sich, daß hinter dem einen oder anderen vergitterten Fenster seine priesterlichen Mitbrüder Dschudzinsky und Pruszkowski und manche andere in langer Haft gesessen hatten, bis sie eines Tages zu einem Konzentrationslager abgeschoben wurden. Es überkam ihn eine Ahnung von kommenden ähnlichen Erlebnissen.

Bei einer anderen Gelegenheit lernte er den Gestapobeamten kennen, der ihn wenige Wochen später verhaften sollte. *„Es handelte sich um einen Inspektor der Geheimen Staatspolizei mit dem Namen Vortanz, evangelischer Konfession, der in der Josephi-Gemeinde wohnte.“* Die beiden Kapläne hatten gerade ihre wöchentliche Konferenz mit dem Pfarrer. Da erschien Vortanz und brachte eine Liste von Büchern aus der Borromäus-Bücherei, die von der Gestapo einer genaueren Musterung unterzogen worden waren. *„Diese erste Begegnung mit der Gestapo fand wohl in der zweiten Hälfte des April 1941 statt.“*

Am Abend des 28.04.41 war die Gruppenstunde, die ihm zum Verhängnis wurde. Kaplan Dresbach schreibt: *„Dieser Heimabend war nur einer in der langen Kette ähnlicher Veranstaltungen, bei denen Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit in einer Weise geklärt wurden, daß sie den Nazis nicht hätte behagen können.“* Bei diesen Heimabenden war Kaplan Dresbach von der Vorahnung bestimmt, daß die Mädchenjugend vielleicht bald ohne einen Seelsorger sein wird. Er wollte die Mädchen bewußt dafür vorbereiten. Über den Heimabend vom 28.04.41 hat Kaplan Dresbach folgenden Bericht niedergeschrieben: *„In einer Gruppe von 18- bis 25jährigen Mädchen sprach ich — im Rahmen des Jahresthemas, welches lautete: ‚Um der Reinen willen, die sich opfern, rettet Gott ein ganzes Volk‘ — über die Gefahren, die die heutige Zeit und ebenso die Tendenzen des ‚Dritten Reiches‘ heraufbeschworen. Unterlage für die Ausführungen war ein Heft von einem Regierungsmedizinalrat Ferdinand Hoffmann aus Stuttgart, einem überzeugten Nationalsozialisten, mit dem Titel ‚Sittliche Entartung und Geburtenchwund‘. Diese Broschüre war in der Schriftenreihe ‚Politische Biologie‘ erschienen. Am Schluß längerer, gründlicher und praktischer Ausführungen nannte ich, um den Eindruck der Gedanken zu verstärken und die daraus gewonnenen Überzeugungen zu vertiefen, zwei Fakten: 1. einen Erlaß von Himmler, in dem er der SS den Befehl erteilt, um den kriegsbedingten Geburtenrückgang wettzumachen, auch auf außerehelichem Wege für Nachwuchs zu sorgen. 2. Im Generalgouvernement wurden polnische Mädchen von den deutschen Militärbehörden eingezogen, um in Bordellen deutschen Soldaten zur Verfügung*

zu stehen. Im Anschluß an diese Ausführungen wurden die genannten Tatsachen in den großen Gesamtzusammenhang der ganzen nationalsozialistischen Weltanschauung gestellt und eine unzweideutige Stellungnahme vom natürlichen und christlichen Sittengesetz vorgenommen."

Mitte April erfuhr Kaplan Dresbach, daß er in Bälde nach Marienwerder zurückkehren müsse, weil zu erwarten sei, daß sein dortiger Mitkaplan Kutschki zum Militär eingezogen würde. Am 03. Mai - es war das Fest Kreuzauffindung — hielt Kaplan Dresbach seine letzte Gemeinschaftsmesse mit der Jugend. Am Tage darauf, hielt er mit der Jugend eine Marienfeier. Danach fuhr er zusammen mit Martha Preuß, der Haushälterin, nach Marienwerder zurück. Er hat ihr nie vergessen, daß sie ihn später trotz größter Schwierigkeiten vonseiten der Gestapo zweimal im Gefängnis besuchte. Sie ist während seines KZ-Aufenthaltes gestorben.

In Marienwerder sollte er schon bald erfahren, daß auch dort seine Tage gezählt waren. Ein Unteroffizier der dortigen Wehrmachtsbehörde teilte ihm inoffiziell mit, daß er zu denen gehörte, die beim nächsten Termin zum Militär eingezogen würden. In der Vorahnung, daß ihm nicht viel Zeit verbleibe und die ihm Anvertrauten noch mehr auf sich selbst gestellt sein werden, suchte er diese auf eine solche Situation vorzubereiten. Dazu gehörte die Marienfeier vom letzten Mai-sonntag, dem 25. Mai, in der Maria neu als Mutter und Königin erwählt wurde. Was dann geschah verschlug ihm trotz aller Vorbereitung „*ein bißchen den Atem*". Er berichtet: „*Eine von den Getreuen aus Allenstein erschien plötzlich am Dreifaltigkeitssonntag, dem 08. Juni, vor der Kaplanei in Marienwerder und berichtete mir, daß alle Mädchen, die an der oben geschilderten Katechese teilgenommen hatten, von der Gestapo verhört worden waren. Ich konnte mich gleich an den Inhalt jenes Heimabends noch gut erinnern, konnte mir auch denken, was es im Einzelnen gewesen, wofür die Nazis ein besonderes Interesse hatten. Ich erfuhr, daß jedes einzelne Mädchen zur Gestapo geladen, verhört worden, ein Protokoll angefertigt worden war, und daß jedes Mädchen vereidigt wurde, nichts und niemandem von dieser Vorladung und ihrem Inhalt zu sagen. Eine*

Schwester eines der Mädchen, die an dem besagten Heimabend gerade nicht teilgenommen hatte, erfuhr auf schriftlichem Wege von allem und wurde gebeten, mich zu benachrichtigen. Und nun war sie heute gekommen und unterrichtete mich von dem Stand der Dinge. Mir selbst war in jener Stunde nicht zum Lachen, als ich das hörte. Ich kam aber dann im Verlauf des Gespräches auf den Gedanken, zu fragen, wann denn wohl das letzte Verhör gewesen sei. Ich erfuhr, daß ca. 3 Wochen verstrichen seien seit dem letzten Verhör. Da seit dieser Zeit die Gestapo bei mir noch nicht aufgetaucht war, meldete sich bei mir der rheinische Leichtsinn und ich sagte mir: Wenn die Polizei in dieser doch schon längeren Zeit noch nichts gegen mich unternommen hat, wird sie diesen Heimabend nicht für erheblich halten.

Im Laufe desselben Nachmittags unterrichtete ich - für alle Fälle - unseren Dekan Pruß von der neuen Lage. Mir war es wichtig, daß - falls in den kommenden Tagen etwas passieren würde - wenigstens einer um die richtigen Zusammenhänge wußte, denn es war zu vermuten, daß im Falle einer Verhaftung verschiedenste Gerüchte auftauchen und kolportiert würden. Zum Skat, der für den Abend in einer Marienwerderer Familie verabredet war, hatte ich keinen Appetit mehr; aber der Dekan drang darauf, daß ich hingehen sollte - vielleicht um mich abzulenkten -, und ich bat ihn mitzugehen, was er dann auch tat. Es dauerte dann keine 48 Stunden mehr, bis der ‚Besuch‘ da war. Herrn Vortanz kannte ich sofort wieder, der sich dann auch mit ‚Gestapo‘ vorstellte. Es war ein Zweiter dabei, der nur die Aufgabe hatte, zu begleiten, zu beobachten und den Wagen zu fahren. Herr Vortanz äußerte den Wunsch, mit mir in die Kaplanei gehen zu können. Wir setzten uns also vom Michaelshaus aus in Bewegung, über den langen Gang bis zur Straße. Auf diesem Weg kamen uns schon Schulkinder für die Seelsorgestunden entgegen, und ich fragte Herrn Vortanz, ob die Kinder warten sollten. Darauf äußerte er ein wenig ironisch, die könne ich ruhig nach Hause schicken, denn da würde heute doch nichts mehr daraus. In diesem Augenblick kam eine Ahnung über mich, die mir sagte: ‚Jetzt ist es hier in Marienwerder mit dir zu Ende; das kann nicht ohne Verhaftung abgehen.‘ Es war irgendeine Bestimmtheit in mir, die mir zu sagen

schien: ‚Was du dir an dem Heimabend geleistet hast, kostet dich todsicher die Freiheit.‘

Die Beamten wollten in meine Wohnung. Dort saßen wir zu Dreien um den runden Tisch herum, den ich vor wenigen Tagen geliehen bekommen hatte. Der Gestapomann fragte nach meiner Arbeitsmappe für die Heimabende. In diesem Augenblick fiel mir ein, daß ich nichts getan hatte, um diese Mappe durchzusehen und gefährliche Papiere aus ihr verschwinden zu lassen. Die Durchsicht holte die Gestapo jetzt um so gründlicher nach. Gleich oben drauf lag ein Hirtenbrief der deutschen Bischöfe gegen den russischen Bolschewismus, was Vortanz zu der damals schon fast unzutreffenden Bemerkung veranlaßte: ‚Der ist unzeitgemäß!‘ (Wir standen damals 12 Tage vor dem Ausbruch des Krieges gegen Rußland!) Beim weiteren Durchmustern tauchte eine Abschrift des erwähnten Himmler-Erlasses auf. Der wurde sofort konfisziert, nachdem genau festgestellt worden war, aus welchem Buch diese Abschrift entnommen war. Das in Frage kommende Buch war der Gestapo unbekannt, ebenso der Erlaß!

In der Mappe kam nun die Reihe an einige Vorträge und getippte Berichte aus unserer Schönstattwelt. Es war darunter auch die Schilderung einer Feier, welche die Gestapo sicher als eine verkappte politische Aktion aufgefaßt hätte, was ja für die Nazis ein besonders schwerwiegender Tatbestand gewesen wäre. Es handelte sich bei den maschinengetippten Blättern um einen Bericht über die Bannerweihe des Reichsbanners der Schönstatt-Mädchenjugend in Schönstatt. Damals war eigens gesagt worden, niemand dürfe mitschreiben und erst recht dürfe nichts vervielfältigt werden. Es war aber sowohl mitgeschrieben als auch vervielfältigt worden. Und nun lag der Bericht offen vor den Augen des Gestapomannes. Als er dieses Textes ansichtig wurde, fragte er: ‚Was ist das hier?‘ Ich sagte: ‚Das sind Ausführungen über die Marienverehrung!‘ Er blätterte sofort weiter, ohne auch nur eine Zeile in diesem Bericht gelesen zu haben.

Bei der sich an das lange Verhör anschließenden Hausdurchsuchung fügte es sich, daß verschiedene Umstände zusammenkamen und praktisch aus der Durchsuchung nichts wurde. Vortanz war nämlich

von Allenstein her mit Familie Preuß gut bekannt, und da er gehört hatte, daß ich in der Wohnung des Kaplan Preuß hauste — eben weil ich ihn zu vertreten hatte —, darum scheute er sich, alles zu durchsuchen. So vermutete er auch in den Büchern, mit denen ein Regal ganz gefüllt war, und die alle mir gehörten, Preuß'sches Eigentum. Deswegen beschränkte er sich darauf, sich vor dem Gestell aufzupflanzen und mich zu fragen, ob auch Bücher davon mir gehörten. Ich tat so, als wenn ich die paar Bücher, die mir gehörten, noch ein bißchen suchen müßte und zog zwei oder drei Bücher heraus, die ich ihm zeigte, mit denen er aber nichts anfangen konnte. Damit war auch diese Aktion beendet.

Vortanz setzte sich an den Schreibtisch, öffnete die Schublade, in deren Vordergrund die Post gestapelt lag, die vorher durchzusehen ich vernachlässigt hatte. Wiederum in der Vermutung, daß es sich um Preuß'sche ‚Liegenschaften‘ handle, befahl er mir, den einen oder anderen Brief, den er herauszog, zu öffnen und den Inhalt jeweils anzugeben. Er hatte aber Pech und zog den einen oder anderen Brief, mit dessen Inhalt er nichts anfangen konnte.

Während die Gestapobeamten mit mir in dem Zimmer waren, kehrte Fräulein Preuß aus Allenstein zurück, wo man den Geburtstag des Vaters gefeiert hatte. Ich sehe noch, wie die Tür aufgeht und sie froh und strahlend hereinkommt, und dann auf den ersten Blick Herrn Vortanz sieht, den sie kannte und von dem sie wußte, wer er war. Ich sehe noch, wie sich ihr Gesicht veränderte, und während Herr Vortanz aufsteht, um sie zu begrüßen, geht sie an ihm vorüber, ohne ihn zu beachten, und verschwindet im anschließenden Zimmer. Sie hatte mich in früheren Tagen schon manchmal nach dieser oder jener Predigt beschworen und mir geraten, mich doch mehr in acht zu nehmen, damit ich nicht eines Tages verhaftet würde. Nun sah sie, daß ich mich gerade in dieser Situation befand. Bald danach erging an mich die Aufforderung, ich solle die beiden Gestapoleute zum Regierungsgebäude begleiten. Ich konnte mir nicht ausdenken, was ich dort tun sollte. Auf dem Weg zerbrach ich mir vergeblich den Kopf über diese Frage. Manche Leute in Marienwerder, die mich gekannt haben, dachten vielleicht, als sie mich zwischen diesen beiden Herren

gleichsam spazieren gehen sahen: ‚Der hat es gut, der kann mitten in der Arbeitszeit Spaziergänge machen.‘ Sie ahnten aber nicht, von wem ich begleitet wurde.

Bei der Regierung angelangt, verschwanden wir hinter einer vergitterten Tür der Abteilung ‚Staatspolizei‘. Auf einem Flur ließ man mich auf einer Bank eine zeitlang warten. In der Erinnerung an Berichte von anderen Verhören tauchten Bilder von Mißhandlungen in mir auf und du, oh Mutter, hast es zugelassen, daß das Herz ein wenig in der Befürchtung erbebte, es könnte mir nun auch so ergehen. Das Herz aber versuchte immer wieder erneut, sein Fiat zu sprechen. Nach kurzer Zeit, die mir jedoch sehr lang vorkam, wurde ich in einen großen Büroraum gerufen. Inmitten des Raumes sollte ich mich neben einen kleinen Schreibmaschinentisch setzen, dessen Maschine von einer jungen Dame bedient wurde. Nun bekam ich schnell Antwort auf meine Frage, wozu wir hierher gekommen seien. Es wurde mir klar, daß nun ein Protokoll aufgenommen werden sollte. Bei der Abfassung des Protokolls gab Vortanz mir viel Gelegenheit, selbst zu formulieren. Ich stellte mich aber mit und ohne Absicht recht dumm und schwerfällig dabei an, denn ich hatte das Bestreben, mich selbst mit keinem Wort belasten zu wollen. Und ‚in jener Stunde wird euch eingegeben werden, was ihr reden sollt‘, so hatte Dein Sohn uns vorher für alle Gestapoverhöre der Kirchengeschichte vorbereitet. Vortanz hatte die Protokolle der Allensteiner Mädchen vor sich liegen. Er schien mit ihnen, bis auf eines, nichts anfangen zu können. Aus diesem einen entnahm er die Behauptung, ich hätte mich bei der Erzählung von den Vorkommnissen im Generalgouvernement des Ausdrucks bedient, die Mädchen seien von den Soldaten als Spielzeug benutzt worden. Darauf meine Antwort: ‚Ich kann mich zwar nicht entsinnen und es kommt mir auch unwahrscheinlich vor, diese Redewendung gebraucht zu haben. Ob ich sie aber benutzt habe oder nicht, sie würde in jedem Falle zurecht bestehen.‘ Diese meine Erklärung war dem Gestapomann sehr willkommen, und man merkte ihm das Vergnügen an, mit dem er diesen Ausspruch in die Maschine diktierte. An einer anderen Stelle glaubte Vortanz bemerken zu müssen, was ich den Mädchen vorgetragen habe, sei eine überalterte Auffassung der Kirche, die vielleicht einmal vor vielen

Jahrhunderten gegolten habe, heute aber als rückständig abgelehnt werden müsse. Darauf wurde ich laut und verbat mir diese Unsachlichkeit und diesen Angriff auf eine Institution, mit der das ‚Dritte Reich‘ feierlich einen Vertrag geschlossen und der kirchlichen Lehrverkündigung seinen Schutz zugebilligt habe. Als Antwort begnügte sich der Beamte nur mit einem Lächeln und einer Wiederholung seines Ausspruchs. Es fiel in dieser Zeit auch der Ausdruck, daß ich mich ‚unwahrer Behauptungen tatsächlicher Art‘ schuldig gemacht habe, die wahrscheinlich durch den sogenannten Kanzelparagraphen bestraft würden.

Ich kam mir wie von wilden Tieren umlagert vor, denn nach und nach fanden sich mehrere Gestapoleute ein, die an den Wänden standen oder auf den Fensterbänken herumsaßen und mit Interesse der Verhandlung gegen einen Geistlichen beiwohnten. Der andere Gestapomann saß an der Seite und beobachtete mich unaufhörlich, griff aber nicht in die Verhandlungen ein. Nur einmal wurde einer der beiden ungeduldig über mein Zögern bei der Formulierung. Ich meine jedoch, mich entsinnen zu können, daß ich mich daran nicht gestört habe. Über all diesen Verhandlungen waren etliche Stunden vergangen. Als die Aufnahme des Protokolls beendet, dasselbe vorgelesen und unterschrieben war, mochte es gegen 18 Uhr gewesen sein. Ich habe das Protokoll unterschrieben, weil ich mir sagte: ‚Der Inhalt entspricht der Wahrheit.‘

Nach dem Unterschreiben folgte ein Augenblick, den ich dir, oh Mutter, nie in meinem ganzen Leben vergessen darf und werde: Unter allgemeinem Schweigen gab Vortanz mir folgende Erklärung ab: ‚Ich habe Ihnen die Eröffnung zu machen, daß Sie hiermit festgenommen sind!‘ Die Runde der Beamten schaut mit einiger Erwartung auf mich, um meine Reaktion auf diese Erklärung zu beobachten.

In diesem einzigartigen Augenblick schaute ich vor mich hin, und Du, oh Mutter, gabst mir die unfäßliche Gnade, Dir zu sagen: ‚Ich danke Dir für diese Auszeichnung, für Dich und Deine Kinder und Dein Schönstattreich in den Kerker gehen zu dürfen.‘ Dann sah ich

zu dem Gestapomann auf, der in diesem Moment seinen Plan schon fertig hatte, mich in das Konzentrationslager zu bringen und damit für immer aus der Volksgemeinschaft auszumerzen und dem sicheren Tode auszuliefern. Mit einer Lüge fuhr er fort: „Sie müssen mit nach Allenstein fahren. Ich werde Ihnen Gelegenheit geben, sich vor meinem Chef zu rechtfertigen (oder zu verantworten?).“ Dieser Fuchs wußte genau, daß es niemals in Frage kommt, daß ein politischer Gefangener bei einer Gestapostelle Gelegenheit hat, sich rechtfertigen zu können. Dann fügte er hinzu: „Der Herr Sowieso“ - das war der andere Gestapomann — „fährt Sie nach Hause. Dann gehen Sie zum Herrn Dekan und sagen ihm nur, daß Sie mit nach Allenstein müssen, um in den nächsten Tagen der Gestapo dort zur Verfügung zu stehen. Sonst sprechen Sie kein Wort mit ihm und auch nicht mit Fräulein Preuß. Dann gehen Sie in die Kaplanei, kleiden sich um und nehmen eine zweite Garnitur Wäsche mit, denn es kann einige Tage dauern.“ Ich fragte ihn sofort, ob ich auch mein Brevier mitnehmen könne, was er nach einigem Zögern bejahte. Das ermunterte mich und ich dachte bei mir: „Was könnte ich sonst noch mitnehmen?“ Und es fiel mir das Missale ein, nach dem ich auch fragte. Er wurde unschlüssig und fragte mich: „Was ist das?“ Ich erklärte ihm, das sei ein Meßbuch, das ich gern dabei hätte. Nach einigen zögernden Augenblicken sagte er: „Ja, das dürfen Sie noch mitnehmen, aber sonst kein Buch mehr.“ Die Tatsache aber, daß ich diese beiden Bücher mitnehmen durfte, ist überaus dankenswert dem Himmel gegenüber. Was das „Umkleiden“ betraf, so stand gleich mein Plan fest: Nur die Soutanelle mit einer schwarzen Joppe zu vertauschen und im übrigen meine geistliche Kleidung anzubehalten, denn — so sagte ich mir — wenn man schon die Stirn hat, einen Priester zu verhaften, dann hat man keinen Laien verhaftet.

Wir fuhren also zum Herrn Dekan. Zum letzten Mal in meinem Leben betrat ich dessen Arbeitszimmer. Der begleitende Gestapomann blieb im offenen Türrahmen stehen. Der Dekan, der inzwischen von Fräulein Preuß über die Vorgänge unterrichtet worden war, stand von seinem Schreibtisch auf und kam mir ein paar Schritte entgegen. Ich sagte laut und vernehmlich mein Sprüchlein und gab ihm mit leisen Worten zu verstehen, daß ich verhaftet sei. Er war so erschüttert,

daß er nur sagen konnte, während er die Arme ausbreitete: ‚Nicht doch Kinder...‘ Ich bat ihn um seinen Segen und kniete mich nieder, was den Gestapomann ärgerte und laut zur Eile drängen ließ. Dann gingen wir hinüber in die Kaplanei. Fräulein Preuß, die meine Rückkehr unter Furcht und Tränen erwartet hatte, sagte ich denselben Spruch und verschwand im Schlafzimmer auf der ersten Etage, um mich umzuziehen und das Notwendigste einzupacken. Währenddessen steht mein ‚Schutzengel‘ vor der Tür und wartet. In meinem Arbeitszimmer konnte ich noch unbemerkt aus einem Buch ein Bildchen vom Innern des Heiligtums von Schönstatt in das Brevier hineinschmuggeln. Dann aber drängte es sehr mein Herz, und in Eile nahm ich von Fräulein Preuß Abschied. In diesem Augenblick kann auch ich meine empfindungsmäßige Erschütterung nicht verbergen. Auf der Straße angekommen, wird mir der herrliche Gedanke eingegeben, den Beamten zu bitten, noch eine Minute in die Kirche gehen zu dürfen. Er zögerte zuerst und fragte dann, ob ich dort jemand sprechen wolle - der arme Kerl -, und dann gibt er mir tatsächlich die Erlaubnis. Mit fliegenden Schritten eile ich in unser Gotteshaus, um zu danken und mich und alle die Meinen Deinem mütterlichen Schutz zu empfehlen, als der Beamte auch schon hinter mir ist und zur Eile drängt. In das Auto eingestiegen, sehe ich Fräulein Preuß hinter der Gardine stehen und weinen. Während ich noch Gelegenheit habe, nach allen Seiten Segen zu erteilen, jagen wir davon. Es geht noch einmal zur Regierung, um Vortanz abzuholen, und dann fahren wir zur Königsbergerstraße aus Marienwerder hinaus. Die Beiden sitzen vorne im offenen Wagen, ich im Fond. Der Innenspiegel ist so eingestellt, daß der Fahrer mich im Auge behalten kann - und ich ihn.

‘Nanu’, denke ich, ‚hat man dich schon wieder belogen? Man fährt doch nicht nach Allenstein, sondern in eine ganz andere Richtung.‘ Aber in dem Augenblick bemerkten die Beamten selbst ihren Irrtum, und niemand anderer als ich zeige ihnen nun den rechten Weg. Wir müssen nämlich nach Marienwerder zurück, in die Hindenburgstraße einbiegen und dann hinaus in Richtung Allenstein fahren. Beim Hinausfahren aus der Stadt sehe ich noch ein Schulkind, das ich von der Seelsorgestunde her gut kenne. Dann verlassen wir

Marienwerder. Es versinkt gleichsam hinter uns. Ich habe Gelegenheit, mich noch ein letztes Mal umzudrehen im offenen Wagen, die Stadt in ihrer ganzen Breite liegen zu sehen, sie mit Segen zu überschütten und dann nach vorne zu schauen einer neuen Welt entgegen, die nur Grauen und Untergang kennt, einer Hölle hier auf Erden, mit Worten nicht zu beschreiben. Aber wir fahren auch im fliegenden Tempo einer neuen Herrlichkeit entgegen, von der mein geschlagenes und doch wunderbar aufgerichtetes Herz noch keine Ahnung hat.

Aus dem Dämmer des Abends schwebt das Tannenbergdenkmal bis in unsere Nähe, um dann wieder zurückzusinken in die Nacht hinter uns. Bald darauf — es mag nach 21 Uhr gewesen sein — hält der Wagen an der mir nun schon bekannten roten Backsteinmauer des Allensteiner Gerichtsgefängnisses. Vortanz steigt aus und bedeutet mir, sitzenzubleiben. Er schellt und klopft, aber von drinnen macht sich niemand bemerkbar. Das Tor bleibt verschlossen. Mein törichtes Herz kletterte sofort an einem Grashalm von Hoffnung herauf und wollte einfach nicht wahrhaben, daß diese Partie 1: 0 gegen mich enden müsse. Damit öffnete sich auch schon das Tor, und ich wurde eingeladen durch einen Wink, aus dem Auto zu steigen und den Gefängnishof zu betreten. Ich ging gemessenen Schrittes über den Gefängnishof, während sich das Tor zur Straße hinter mir schloß. Ein paar Stufen hinauf ging ich in das Gefängnisgebäude. Noch wenige Sekunden und die erste und die zweite und die dritte vergitterte Türe schloß sich hinter mir.

Mir wurde bedeutet, in einem schon fast dunklen, breiten Gang vor der letzten Tür stehenzubleiben, die in den eigentlichen Gefängnisraum hineinführte. Es war eine Eisentür. Währenddessen verschwindet Vortanz mit dem nachtwacheschiebenden Oberwachtmeister in einem Seitenzimmer. Ich finde mich in diesem breiten, dunklen Gang allein. In diesem Augenblick war es mir, als sei ich jetzt 100 Jahre und einen Mond weit von den Meinen entfernt. Ich erlebte eine innere Einsamkeit, wie ich sie noch nie in meinem Leben gespürt hatte. Nach kurzer Zeit geht vor mir die letzte große Tür ‚auf‘, und es kommt ein breitschultriger, hochgewachsener Hilfswachtmeister näher an mich heran. Nachdem er die Tür hinter sich

geschlossen hat, beugt er sich zu mir etwas herab, so daß ich mir im Augenblick wie ein kleines Kind vorkomme, und sagt dann leise: ‚Ach, Herr Kaplanche, Sie hat man verhaftet!?’ Dieses Wort drang wie selten eines in mein Innerstes und es war mir, als habe es die ewige Liebe selbst zu mir gesagt. Es hat wohl nie in meinem Leben ein Wort gegeben, das mir so warm und heilend in die wunde Seele ein-drang. Wir beide sind von da an gute Freunde geworden.

Man hörte im Nebenzimmer ein Geraune der beiden Männer und schließlich kann ich verstehen, daß Vortanz sagt: ‚Ohne jede Vergünstigung.’ Ach, ich meine, es sei Grund genug vorhanden gewesen, recht gespannt zu sein auf alles, was nunmehr bevorstand. Die Zimmertür geht auf und Vortanz verschwindet durch den Gang des Gefängnisses hinaus auf die Straße. Nun werde ich in das Zimmer hin-eingerufen, eine richtige geschmacklose preußische Bürokratenstube. Die Ta-schen muß ich leermachen. Ich ziehe das Taschentuch heraus und der Beamte sagt: ‚Das können Sie behalten’. Also tat ich es wieder in die Hosentasche zurück. Er hatte an meiner Hose eine Uhrkette hängen sehen mit einer großen Mta-Medaille daran und meinte, das sei eine Uhr. Er sagte: ‚Die Uhr müssen Sie abge-ben.’ Ich antwortete: ‚Das ist keine Uhr, sondern nur eine Kette.’ Er: ‚Ist egal, müssen sie abgeben.’ Ich gebe ihm die Kette, die noch ein Andenken an meinen im Krieg gefallenen Vater war, mit der Mta-Medaille ab. Diese Medaille hatte ich bei der Theologen-Bundesweihe im Urheiligtum bekommen. Ich habe sie nie mehr wiedergesehen. In einer Tasche hatte ich noch ein Portemonnaie. Er fragte, wieviel darin sei. Ich machte es auf und zählte: 7,02 Mark. Er sagte: ‚Das müssen Sie abgeben, das bekommen Sie bei der Entlassung zurück.’ Wie komisch sich das Wort Entlassung anhörte. Ob es jemals so etwas für mich geben wird? Dann sag-te er zu mir: ‚Haben Sie sonst noch etwas in der Tasche?’ Ich überlege: Meine Armbanduhr, nach der hat er nicht gefragt, die gebe ich also nicht ab. Ich greife in meine innere Rocktasche und fühle meinen Füllfederhalter. Da kommt mir der Gedanke: Der befindet sich ja nicht in, sondern der hängt an der Tasche. Er beo-bachtet mich und fragt: ‚Haben Sie noch etwas in den Taschen?’ Ich antworte: ‚Nein.’ So konnte ich sowohl die Armbanduhr wie auch den Füllfederhalter behal-ten. Er sagte: ‚Nun, dann

ist es gut.' Ich durfte auch meine eigene Kleidung anbehalten und brauchte nicht Gefängniskleidung zu tragen. Nun sagte der Beamte in einem nicht unfreundlichen Ton: ‚Dann kommen Sie mit.' Mein Hilfswachtmeister mußte zuerst den Polizeihund wegbringen, der nachts im großen Gefängnisraum herumläuft und Wache schiebt. Dann erst konnte sich für mich die letzte Tür in den eigentlichen Gefängnisraum auftun. Wir gehen Schritt für Schritt durch den matterleuchteten, gespensterhaften, sehr hohen Raum, dessen Ende sich im Grenzenlosen zu verlieren scheint. Zum erstenmal höre ich den Bund mit den langen Schlüsseln rappeln, Riegel werden zurückgestoßen, ein Schloß dreht sich krachend auf und -- nun ist der Weg offen in eine Gefängniszelle. Der Beamte geht voraus in die Zelle hinein, löst eine Kette von der Wand, und im letzten Schimmer des untergehenden Tages klappt er das Bett herunter, wie um mir zu sagen: ‚Da können Sie sich ausruhen.' Diese Bewegung war nicht ohne Teilnahme. Auf seine Aufforderung hin tue ich zwei Schritte und bin in der Zelle. Dann geht er hinaus und während dem sagte er zu mir: ‚Morgen kommen sie in eine etwas größere Zelle.' Dann schließt er die Tür hinter sich. Der große Schlüssel dreht sich mehrmals im Schloß herum, zwei lange Riegel werden vorgeschoben und dann höre ich, wie sich seine Schritte entfernen."

Gestapohaft - im Gerichtsgefängnis von Allenstein

Über die erste Nacht im Gerichtsgefängnis von Allenstein meditiert Heinz Dresbach: *„Jetzt ist nur noch Stille, lautlose Stille. Vielleicht ist man gar nicht mehr auf der Erde, vielleicht schon unterwegs zu den Sternen, vielleicht ist auch alles nur ein Traum, aus dem man schnell erwachen möchte. Nein, alles das ist es nicht. Ich stehe in der finsternen Gefängniszelle, die jetzt ‚meine‘ Zelle ist. Das bis vor wenigen Sekunden noch Unausdenkbare ist wirkliche Wirklichkeit: Ich bin im Gefängnis, in meiner Zelle. Allein! Wie kann man das nur denken!? Du bist ja da. Gott ist da! Wahrhaftig! Auch hier! Ich bin nicht allein und werde in Ewigkeit nicht allein sein können und müssen. Ich bin noch viel mehr in der Zelle Deines Mutterherzens und damit im Herzen des Dreifaltigen Gottes. ‚Was kann uns trennen von der Liebe Christi? Schmach, ein Verbrecher zu sein oder als solcher zu gelten? Kerker? Nichts vermag uns zu trennen von der Liebe, die da ist in Christus Jesus unserem Herrn.‘ Ich weiß nicht, wie lange ich am Bett in der Finsternis gekniet habe. Wie ich mich erhebe, umgibt mich volle Finsternis. Aber in der Seele hast Du das Licht des Vertrauens und der Liebe nicht ausgehen lassen, oh Mutter. Du hast über mich verfügt, und daß ich nun hier bin, muß schon besser für mich (und für wen sonst noch?) sein, als das Gegenteil. Also, kein Grund zur Beunruhigung. Mitten hinein kommt mir auch der schelmische Gedanke: `Jetzt brauchst du dich nicht mehr vor Verhaftung zu fürchten, die hast du hinter dir!‘ Oh, diese Kölner. Dank sei Gott! Ich lege mich nieder und schlafe. Ich werde nur dann immer wach, wenn der wachthabende Beamte vorbeigeht und die langen Schlüssel aneinander klimpern. Dann schlafe ich wieder ein.“*

Der 11.06.1941 war der erste Gefängnistag. Es war der Vortag zum Fronleichnamsfest, das samt Oktav im Osten besonders feierlich begangen wurde. Am Fronleichnamssonntag hätte Kaplan Dresbach den Pfarrer in Dietrichsdorf vertreten sollen. Statt einer festlichen feiernden Gemeinde umgab ihn jetzt die Einsamkeit der Zelle 98, in

die er nach der ‚Freistunde‘ am ersten Vormittag verlegt worden war. Er hatte seine Armbanduhr mit in die Zelle retten können, ein Primizgeschenk seiner Schwester Agnes; dazu den Füllfederhalter, der ihm in Dachau noch wichtige Dienste leisten sollte. Die ersten Tage kamen ihm unendlich lange vor. Am 14.06.41 wurde er ins Gestapogebäude geführt. Vortanz und ein weiterer Gestapobeamter erwarteten ihn dort. Sie ließen ihn lange stehen, bis sie sich schließlich herbeiließen, zwei belanglose Fragen zu stellen. In einem anderen Raum wurden die Personalien festgestellt und Fotos und Fingerabdrücke gemacht. Dann ging es noch ins Regierungsgebäude zum Gesundheitsamt. Zurückgekehrt in die Zelle, war wieder viel Zeit zum Grübeln, wie es weitergehen wird. Der Gedanke an das KZ verursachte ihm immer ein Grauen. Seine Hoffnung klammerte sich an die Worte von Vortanz über eine Gefängnisstrafe. Der Hilfswachtmeister, der am ersten Abend so freundlich zu ihm war, schloß aus dem neuerlichen Verhör freilich, daß der Kaplan nicht in Allenstein bleiben werde, was die Gedanken und Phantasie des Gefangenen zu neuem Kombinieren und Bohren veranlaßte. Der Hilfswachtmeister kam von Zeit zu Zeit in die Zelle und unterhielt sich mit dem Kaplan. Er berichtete auch regelmäßig dem Domherrn Hanowski über das Befinden des Kaplans und nahm gelegentlich auch ein paar Zeilen von ihm mit nach draußen. Aus der Küche des Pfarrers von St. Josefi brachte er dem Gefangenen hin und wieder Butterbrote in die Zelle.

Die Einsamkeit wurde erträglicher, als dem Gefangenen verschiedene Heimarbeiten zugeteilt wurden. So. wechselte dann Arbeit mit dem Gebet. In der Freistunde lernte er seinen Zellennachbarn kennen, der als Zivilist bei der Gestapo angestellt war. Sie begannen, sich durch Klopfzeichen miteinander zu verständigen. Doch dann wurde der Zellennachbar überraschend entlassen. Kaplan Dresbach war sich nicht ganz sicher, ob er womöglich nicht ein Spitzel war. Bald bekam der Kaplan einen Arbeitskollegen. Es war ein Pole in den vierziger Jahren namens Kaczmarczik, der zu Hause eine junge Frau und zwei Kinder hatte. Er verstand kein Wort deutsch. So war die Verständigung fast unmöglich. Der Mitgefangene zeigte große Ehrerbietung gegenüber dem Priesterhäftling. Wenn er ihn in den

Pausen beten sah, tat er es ihm nach und betete seinen Rosenkranz. Sehr oft zeigte er sich ganz untröstlich und weinte. Kaplan Dresbach empfand es jetzt als eine Erlösung, wenn er abends in seine Zelle zurückkam und für sich allein sein konnte. Die Verständigung wurde leichter, als schließlich noch ein Dritter dazu kam, ein Pole namens Romanowski, der gut deutsch sprach. Er war der Spionage im Dienst der Russen verdächtigt. An einem Samstagvormittag erschien Romanowski nicht zur Arbeit. Er kam schließlich am Nachmittag und wirkte bleich und verstört. Nach langem Schweigen erzählte er, daß man ihn gezwungen habe, in einem Dorf vor versammelter Bevölkerung samt Kindern an der Dorflinde einen anderen Polen aufzuhängen.

Am 20. Juni konnte Kaplan Dresbach einen ersten Brief an seine Schwester schreiben, die bis dahin nichts von seiner Verhaftung wußte. In der Folgezeit erreichten ihn zwei Briefe von seiner Schwester. Am 03. oder 04. und am 25. Juli bekam er Besuch von Fräulein Preuß, der Haushälterin. Auf ein Gesuch hin gestattete ihm die Gestapo, am Gottesdienst teilzunehmen, der alle 14 Tage für die Katholiken gehalten wurde. Erstmals nahm er teil am 13. Juli. Domherr Hanowski selbst hielt den Gottesdienst. Der Gefangene konnte sich seiner Tränen nicht erwehren. Zum Namenstag erreichten ihn Grüße von Kaplan Preuß und von der Familie der Führerin einer Schönstattgruppe. Erst nach seiner Dachauer Zeit erfuhr Kaplan Dresbach, daß auch Bischof Kaller ihn besuchen wollte, aber von der Gestapo brüsk zurückgewiesen worden war.

Es wurde schon berichtet, daß Heinz Dresbach beim Abschied in Marienwerder ein Andachtsbildchen mit einer Innenaufnahme vom Schönstattkapellchen mitnehmen konnte. Dieses Bildchen wurde ihm zu einer großen Hilfe, vom ersten Tag der Haft an sozusagen einen lebendigen Kontakt zwischen seiner Gefängniszelle und dem Heiligtum der Dreimal Wunderbaren Mutter und Königin von Schönstatt herzustellen. In einem ausführlichen Bericht über den ersten Tag in seiner Zelle 98 schreibt er: *„Schon beim ersten Schritt hinein in meine Zelle weihte ich diesen Raum zur Mta-Kapelle, zum Tabernaculum und Coenaculum. Ich bat die Gottesmutter, mit mir*

hier einzukehren und zu wohnen und ihr Kind nicht alleine zu lassen." Dann fährt er fort: „Die Zelle war so ganz ohne Schmuck. Die kahlen Wände starrten einen immer an, auf denen hier und da Eingravierungen von Vorgängern sichtbar wurden. Meine Versuche, diese Denkmale zu entziffern, habe ich bald aufgegeben, weil ich nicht weit damit kam. Aber ich habe hoch über dem Bett das Christuszeichen und zu beiden Seiten das Mta-Zeichen eingeritzt, nicht tief und aufdringlich, sondern nur einem Eingeweihten und gründlich Suchenden erkennbar. Darunter auf dem Bett selbst stand eine kleine Aufnahme von dem Inneren des Kapellchens in Schönstatt. Das war ein Foto, das ich mir einmal selbst in Schönstatt gekauft hatte, auf dessen Rückseite ein Text für die Schönstattjugend gedruckt war. Dieses Bildchen hatte ich auf das Bett gegen die Wand postiert. Das war der einzige und überaus wertvolle Schmuck meiner Behausung. Was mir dieses Bildchen in den Wochen meiner Haft bedeutet hat, kann man nicht leicht in Worte fassen. Weil das Auge kaum einen Gegenstand hatte, durch den es hierhin und dorthin gelenkt worden wäre, konnte das Kapellchen mehr und mehr eine Anziehungskraft entfalten, die mich oft am Tag und lange Zeiten hindurch die Haft vergessen ließ und mich nach Schönstatt, meiner geistigen Heimat versetzte. Und das so sehr, daß ich in meiner Haftzeit mehr als jemals vorher in meinem Leben im Kapellchen beheimatet wurde und mich dort aufhielt. Ja, es war fast, als hätte ich diese Wochen in Schönstatt selbst verbracht. Ohne zu übertreiben muß ich zu Ehren und aus Dankbarkeit der Dreimal Wunderbaren Mutter von Schönstatt gegenüber bekennen, meine Gefängniszeit war mehr oder weniger ein Wandel im Kapellchen mit der Gottesmutter. Und je größer die äußere Trostlosigkeit und Ungeborgenheit, ja die Auslieferung an die grauenhaften Mächte der Finsternis war, um so mehr zog mich die Mutter in ihre Nähe und senkte die Wurzeln meiner Seele tiefer und tiefer in ihr mütterliches Erdreich hinab, um mich nie mehr loszulassen. Und jedesmal, wenn besonders schwere Stunden kamen, brauchte ich mich nur vor dem Bildchen aufzupflanzen und die Mutter zu bitten. Jedesmal bin ich zur gleichen Stunde erhört worden.

Obwohl es verboten war, ein Bild in der Zelle zu haben, hat mir nie ein Beamter etwas gesagt. Sei es, daß er es absichtlich übersehen oder aber es wirklich gar nicht bemerkt hat. Ich pflegte auch für alle meine Vorgänger und alle meine ‚Nachfahren‘ in dieser Zelle zu beten und bat die Mutter, diesen Raum auch nach meinem Abgang weiter als Heiligtum anzusehen und jeden zu segnen, der hier in Zukunft gefangen liegen werde. Man darf der Überzeugung sein, daß die ‚getreue Jungfrau‘ eine solche Bitte nicht überhört. Und es wird sich einmal in der Ewigkeit zeigen, wie Maria die Zelle, die sich in nichts von den anderen unterscheidet, für viele zu einem Heiligtum gemacht und dort viele und große Gnaden, vielleicht sogar die Gnade der Bekehrung, an manche verschenkt hat."

Ganz offensichtlich hat die Gottesmutter Heinz Dresbach in seiner Zelle in reichem Maße mit der Gnade der Beheimatung beschenkt, die wir zu den Wallfahrtsgnaden zählen, die wir in ihrem Heiligtum von ihr erwarten. Aber auch mit der Gnade der seelischen Umwandlung und Reifung. Dafür zeugt das Geschehen am 30. und 31. Juli 1941, das als ein Schlüsselerlebnis in der Lebensgeschichte von Heinz Dresbach bezeichnet werden darf. Seinem Bericht darüber soll darum genügend Raum gegeben werden:

"Der Juli sollte nicht zu Ende gehen, ohne für mich eine wichtige Entscheidung gebracht zu haben. Ich entsinne mich noch gut an den Abend des 30. Juli. Als die Arbeit nebenan in der Arbeitszelle beendet, und ich wieder allein auf meinem Bau war, überkam mich auf einmal der Gedanke, ins Konzentrationslager zu kommen, mit einer Wucht wie bis dahin noch nie. Ich wandte mich in der Not an die Gottesmutter und bat sie flehentlich um ihre Hilfe. Der liebe Gott schickte mir unaufhörlich den Gedanken: ‚Was würde ich sagen, wenn ich tatsächlich ins KZ kommen sollte?!‘ — Ich wand mich nach allen Seiten. Ich erklärte mich bereit zu allem, was Gott für mich beschlossen habe, hatte dabei aber immer noch mein großes ‚Aber‘ anzumelden: ‚Aber laß mich nicht ins KZ kommen!‘ Ich spürte, das war ein Generalangriff auf die Burg meiner Seele, und Gott wünschte von mir die letzte und äußerste Bereitschaft. Ich redete mir auch ein, sie zu haben, merkte aber nicht, wie ich gerade im entscheidenden

Punkte auswich und meine Bedingungen stellte, die der liebe Gott eben ausschalten wollte. Aber vielleicht hatte der Vater im Himmel doch erreicht, was er wollte. Vielleicht beabsichtigte er nicht einmal, gleich im ersten Ansturm die Burg zu nehmen. Vielleicht verlangte er heute noch nicht das Letzte von mir. Es war ja schon eine große Gnade, daß man eine solche Bereitschaft haben konnte. Aber ich konnte mir nicht erklären, aus welchem Grunde gerade an diesem Abend dieser Sturm losgebrochen war. Die Antwort auf diese Frage würde jedoch nicht lange auf sich warten lassen. Sie sollte mir schon am nächsten Tage zuteilwerden.

Es war der 31. Juli, das Fest des streitbaren Heiligen Ignatius von Loyola, der wie nur wenige ein Soldat und Offizier seines obersten Kriegsherrn war. Der Orden, den er ins Leben rief, ist am stärksten gerade von jenem Merkmal geprägt, das dem Menschen eine bedingungslose Einsatzbereitschaft für die Sache Christi, eine Totalkapitulation vor dem ewigen Gott, abfordert. Ausgerechnet an diesem Tage ereignete sich Folgendes: - Man kann auch hieraus wieder lernen, wie die Liebe unseres himmlischen Vaters auf so vornehme, zurückhaltende und doch unmißverständliche Weise ihre Wünsche zu offenbaren weiß. Wäre ich hellhörig genug gewesen, müßte ich schon am vorhergehenden Abend herausgespürt haben, was Gott mit mir vorhatte. -

Es mochte am Nachmittag auf 17 Uhr zugehen. Die Tür unserer Arbeitszelle wurde aufgeschlossen und mir wurde bedeutet, daß ich mitzukommen habe. Diesmal wurde in keiner Weise angedeutet, wo ich hin sollte. Ich folgte dem Beamten die Treppe hinunter bis vor eine Tür, durch die er mich eintreten hieß. Ein kahles, sachliches Zimmer nahm mich auf, in dem ein - wie sich später zeigte — Gestapomann auf mich wartete. Ohne mich auch nur eines Wortes zu würdigen, reichte er mir einen roten Zettel, auf dem allerhand zu lesen war. Obenauf das große Wort: Schutzhaftbefehl. Und dann folgte ein Text, durch den erklärt wurde, aus welchem Grunde ich in Schutzhaft genommen werden müsse. Ich las den Zettel flüchtig durch. Ich wußte gar nicht, woran ich damit war und was dieser Wisch bedeuten sollte. Ich hatte aber nicht lange Zeit zum

Nachdenken, denn schon schob mir der Mann einen zweiten Zettel her, auf dem ich zu testieren hatte, daß ich den Schutzhaftbefehl bekommen habe. Das konnte ich ohne Bedenken tun. Darauf wurde mir bedeutet, daß ich wieder gehen könne. Da ich draußen auf dem Gang niemanden fand, der mich zur Zelle gebracht hätte, ging ich allein hinauf und pflanzte mich vor der Tür unserer Arbeitszelle auf. Es dauerte denn auch nicht lange, bis ein gutmütiger älterer Oberwachtmeister, der einen echt preußischen Brotschneuzer sein eigen nennen konnte, zu mir kam, um die Tür zu öffnen. Ich, der ich mir mit keiner Wimper auszudenken vermochte, was der rote Schrieb zu bedeuten habe, reichte ihm den Zettel mit der Frage, was ich denn davon zu halten habe. Er nahm den Zettel so, als habe er viel Zeit, las ihn sich in großer Ruhe des Gemütes durch und gab ihn mir dann zurück, ohne ein Wort dazu zu sagen. Ich wiederholte meine Frage. Nun bequemte er sich, mir mit einem Ton, der das Ganze als kleine Nebensächlichkeit abtun wollte, zu erklären, daß ich wohl in ein KZ komme. Ich wußte nicht, was mich mehr in Erregung versetzte: Der schnodderige Ton des Beamten oder die verblüffende Nachricht. Er schloß auf und ließ mich hinein.

Drinne schaute mir Kaczmarczik entgegen, voller Erwartung. An meinem Gesicht konnte er wohl merken, daß etwas los sein mußte. Er stellte auch schnell eine diesbezügliche Frage, die ich gut verstand. Meine Antwort war aber eine ausweichende, denn es wäre mir in diesem Augenblick unmöglich gewesen, mehr zu sagen. Es war mir, als sitze mir ein dicker Klumpen in der Kehle, den ich nicht herunterkriegen konnte. Nach wenigen Minuten ging die Arbeitszeit zu Ende, und wir wurden auf unsere Einzelzellen gelassen.

Ich war froh, nun allein zu sein. Essen kam an diesem Abend nicht in Frage. Die neue Gewißheit erschlug mich förmlich. Ich glaubte dem Beamten seine Bemerkung ohne weiteres, denn die konnte er aus Erfahrung geben. Und er machte auch nicht den Eindruck, als wolle er mit mir sein Spiel treiben. Ich war schon von der Richtigkeit seiner Worte überzeugt. Ich bat die Gottesmutter um ihren ganz besonderen Beistand. Sie möge mir am heutigen Abend in außerordentlichem Maße den Heiligen Geist erleben. Und dann wogte und

gärte es eine Zeit lang in meinem Innern hin und her, auf und ab. Aber ich konnte heute dem fordernden Gott nicht mehr entrinnen. Und da ging mir mit einem Male auf, warum der liebe Gott mich gestern Abend schon beim Wickel genommen hatte. Wenn es Ihm gestern auch nicht gelungen war, mich zu einem vollen Ja zu bewegen, so hatte Er dadurch doch mein Inneres stark auf diese Entscheidung aufmerksam gemacht und mir die Richtung Seiner Wünsche kundgetan. Und zu Seiner ewigen Ehre und zum Ruhm Seiner Erbarmung sei es gesagt, daß Er mir an diesem Abend die unfäßliche Gnade schenkte, ein rundes und bis oben angefülltes Ja zu Seinem Plan zu sagen. Ich war mir bewußt, daß ich einer systematisch betriebenen Vernichtung entgegenzugehen hatte, und daß es im Konzentrationslager so schlimm sei, daß ich mich noch manches Mal nach den Tagen des Gefängnisses zurücksehnen würde. Ich mußte mit allem, auch mit dem Tode rechnen. Und nicht nur einfach mit dem Tod, sondern mit einem regelrechten Martyrium. Ein ganzes bedingungsloses Ja zu allem war eine unerhörte Gnade von oben, die ich in erster Linie der Macht und Güte meiner himmlischen Mutter zu verdanken habe und die ich mir mit keinem Verdienst hätte selbst verdienen können.

Seit jenem Abend hat es keinen Augenblick mehr gegeben, in dem ich auch nur für eine ganz kurze Zeit dieses Ja zurückgenommen hätte. Bei allem, was mich später traf, hat mir Gott die Kraft gegeben, immer und ganz zu diesem Ja zu stehen. Wie ernst hatte der liebe Gott doch die Blankovollmacht genommen, und wie bald hatte Er das getan! Jetzt hatte Er meine Unterschrift, und nun konnte Er oben auf den Scheck schreiben, was Ihm beliebte. Jetzt kannst Du Fußball mit mir spielen. Jetzt hieß es Federflöckchen zu sein für den Atem Gottes. Und ich war mir zugleich bewußt, daß ich alles, dem ich entgegenging, auf mich nehmen durfte für die Dreimal Wunderbare Mutter und Königin von Schönstatt und ihr Reich.

Das war also ein Ignatiustag, den ich mein ganzes Leben nicht mehr vergessen werde und darf. Und ich möchte es der ganzen Welt und allen Menschenherzen zurufen und einhämmern: „Die Macht und die Güte Gottes und der Gottesmutter ist unfäßlich tief und groß!

Und wir sind von ihr ganz getragen. Und wir brauchen uns ihr bloß auszuliefern, bloß abgrundtief zu vertrauen, dann wird uns alles, aber auch gar alles zum Besten und Allerbesten gereichen.' "

Heinz Dresbach hat den Text des Schutzhaftbefehls für alle Fälle sofort auswendig gelernt. Seiner Erinnerung nach hatte der Text folgenden Wortlaut: *"Der N.N. wird in Schutzhaft genommen. Grund: Er gefährdet die Sicherheit von Volk und Staat, indem er dadurch, daß er als Jugendseelsorger in der Bibelstunde staatsfeindliche und aufreizende Reden führt, sowie amtlichen deutschen Stellen den Vorwurf macht, eine sittliche Entartung des Volkes zu fördern, Unruhe in weite Kreise der Bevölkerung trägt und die innere Front in Kriegszeiten untergräbt.*

Unterschrift: Heydrich"

Erst nach dem Krieg erfuhr Heinz Dresbach, daß die Gestapo seine Akten an die Staatsanwaltschaft in Allenstein eingereicht hatte mit dem Ersuchen, ihm einen Prozeß zu machen. Der Staatsanwalt habe nach kurzer Zeit die Akten zurückgegeben mit der zynischen Bemerkung: Der Paragraph des Strafgesetzbuches, gegen den sich der Kaplan vergangen hat, müsse erst noch formuliert werden!

In den darauffolgenden Tagen mußte Kaplan Dresbach noch eine bittere Kontrasterfahrung zu seinem Erlebnis vom 31.07. machen. Romanowski hatte ein Gesuch an die Gestapo gerichtet und erreichte damit seine Freilassung. Das regte auch Kaczmarczik an, ein Gesuch um seine Entlassung zu schreiben. Er sprach an mehreren Tagen davon und weinte mehr als sonst. Seine Sehnsucht nach Frau und Kindern schien ihn förmlich zu verzehren. Immer wieder kam er mit Fragen zu Kaplan Dresbach. Dieser konnte ihn jedoch nicht verstehen. Sein Verhalten wurde Kaplan Dresbach immer unverständlicher. Der Kaplan machte den Hilfwachtmeister aufmerksam, und dieser sprach Kaczmarczik zu, ohne Erfolg. Am 08.08. erschien Kaczmarczik nicht zur Arbeit. Kaplan Dresbach erfuhr, daß er tobsüchtig geworden sei und nun in der Tobzelle hause. Kaplan Dresbach berichtet:

„Ab und zu hörte man Lärm unten aus der Richtung der Tobzelle und es kam sogar vor, daß man den Gummiknüppel niedersausen hörte auf das arme Opfer. Aber wie ich erfuhr, war es wirklich so, daß sich die Beamten seiner nicht mehr auf eine andere Weise erwehren konnten.

Mit dem Morgen des 9. August, eines Samstags, brachen Tage an, die ich nicht vergessen kann. Als wir in der Frühe zur Freistunde hinuntergeführt wurden, hörte man Kaczmarczik in seiner Zelle wie ein angeschossenes Tier schreien und toben. Der Weg nach draußen führte dort vorbei. Das Schreien drang einem in Mark und Bein. Es hörte sich fast nicht mehr wie ein menschliches Schreien an. Als wir draußen unsere Runden gingen, immer wieder umflattert von dem unheimlichen Gebrüll, hören wir, wie wieder und wieder der Gummiknüppel auf ihn niederklatscht. Es ist fast nicht mehr zum Anhören. In diese Situation hinein schleicht sich der Hilfswachtmeister in den Hof zu mir her und raunt mir ins Ohr, daß es nun gewiß sei, daß ich in den nächsten Tagen nach Dachau komme. Ich hatte ihn nämlich eine zeitlang vorher gebeten, mir zu sagen, wenn er etwas über meine Zukunft in Erfahrung bringen könne. Das nun paßte ja ‚gut‘ in diese Situation. Die Freistunde geht zu Ende, und beim Hinaufsteigen zum ersten Stock versucht der Gefangene, der vor mir geht, etwas zu mir zu sagen. Noch ehe ich Gelegenheit habe, ihm zu antworten, steht ein Wachtmeister, der einen kleinen Ziegenbart hat, neben mir, schreit mich an und wirft mir vor, ich hätte mit dem Gefangenen gesprochen. Ich erklärte ruhig, daß ich kein Wort gesagt habe. Da packte er mich vorne am Anzug und rüttelte mich, wobei er mir schreiend die Eröffnung machte, ich allein sei schuld daran, daß Kaczmarczik übergeschnappt sei! Über eine solche unerwartete Zumutung bin ich sprachlos und bringe kein Wort hervor. Er machte Anstalten, als wolle er mich schlagen, was er aber dann doch nicht tat, so, als scheue er sich denn davor.“

Auf Transport ins Konzentrationslager Dachau

Am 11.08.1941 begann für Kaplan Dresbach der Gefangenentransport. Er dauerte 19 Tage. Ziel war das Konzentrationslager Dachau. Leider sind über den Zeitraum vom 10.08. (Fest des Märtyrers Laurentius) bis zum 18.08. keine Aufzeichnungen vorhanden. Den Aufenthalt im "Alex" in Berlin bezeichnete Heinz Dresbach als den "Höhepunkt" (vielleicht wäre das Wort Tiefpunkt besser angebracht) des ganzen Transportes.

Dies waren die Stationen des Gefangenentransportes:

10.08.1941	Allenstein	Gerichtsgefängnis
11.08.1941	Soldau	KZ (ehemals poln. Gebiet)
12.08.1941	Thorn	Gerichtsgefängnis
13.08.1941	Posen	Polizeigefängnis
14.08.1941	Berlin	"Alex"
19.08.1941	Leipzig	Polizeigefängnis
20.08.1941	Halle	Zuchthaus
23.08.1941	Plauen	Gerichtsgefängnis
27.08.1941	Hof	Gerichtsgefängnis
28.08.1941	Nürnberg	Gerichtsgefängnis
29.08.1941	Dachau	KZ

Seine Erfahrungen über den Gefangenentransport faßte Heinz Dresbach mit folgenden Worten zusammen: „... Hunger, Schlafen auf dem bloßen Erdboden ohne Strohsack und ohne Decke, ohne genügend Platz, um sich ganz auszustrecken. Die sanitären Einrichtungen sprachen jeder Kultur Hohn. Es gab abwechselnd gute und willkürliche Behandlung vonseiten der Polizei, der Gefängnisbeamten, der Mitgefangenen, die sich aus großen Heiligen und Verbrechern aller Kategorien zusammensetzten. Das alles war eine Welt, die sich hinter der Bühne der Volksöffentlichkeit abspielte, von der der Durchschnittsvolksgenosse keine Ahnung hatte.“ Aus einem mündlichen Bericht über den Gefangenentransport seien zur Illustration noch einige Erfahrungen nachgetragen:

Der "Alex" in Berlin war überfüllt mit Häftlingen aus verschiedensten Nationen. Immer wieder wurden Gruppen zur Abreise aufgerufen. *„Der Stubendienst hatte eine Gasse gebildet und jeder, der den Raum verließ, erhielt Schläge und Püffe wie beim Speißrutenlaufen in früheren Jahrhunderten... Eine Nacht hatte ich auf der Pritschenkante zugebracht. Es war die unerträglichste Nacht meines Lebens. Eine ganze Nacht versuchen, stehend zu schlafen; nickt man ein, so fällt man vornüber.“*

In der letzten Nacht im "Alex" ließ man ihn auf einer Bank schlafen, freilich ohne daß er die Beine ausstrecken konnte. Um zwei Uhr in der Nacht wurden die Namen verlesen. Die Aufgerufenen kamen aus dem Loch heraus. Es wurden Formalitäten erledigt. Und immer wieder wurden sie gezählt. Die Speißrutengasse blieb ihnen erspart. Die „Minna" stand bereit, und sie wurden wie die Heringe in der Tonne zusammengepfertcht, damit niemand umfiel. Unterwegs kam Fliegeralarm. Das Auto fuhr ohne Licht. Mit viel Hunger kamen sie im Polizeigefängnis in Leipzig an. Zu essen bekamen sie dort nichts. Immer wieder werden neue Gefangenentransporte zusammengestellt. So war Kaplan Dresbach wieder mit neuen Leuten zusammen. *„Mittags gab es dann eine dünne Hirsesuppe. Ich dachte, ich wüßte jetzt was Hunger ist. Und es war doch nur guter Appetit. Hunger lernten wir erst später kennen.“*

Im Zuchthaus von Halle muß der Oberwachtmeister ein böses Auge auf den Kaplan geworfen haben. *„Ich merkte es zuerst gar nicht, daß er mich mit seinen Kommandos meinte. Er kommandierte wie toll auf sächsisch. Und dann: ‚Was bilden Sie sich denn überhaupt ein. Meinen Sie, als Geistlicher brauchten Sie meine Befehle nicht auszuführen? Sie meinen wohl, Sie wären etwas Besonderes? Sie Himmelskomiker, Sie Schwarzkünstler, also mit Ihrem Beruf ist es aus. Haben Sie mich verstanden?‘ ‚Jawohl, Herr Wachtmeister‘, brüllte ich in gleicher Lautstärke zurück. Damit hatte er nicht gerechnet und knurrte nur: ‚So, so, so,...‘ Die anderen waren böse auf mich, weil ich schuld an jenem Donnerwetter war.“*

In Halle machte Kaplan Dresbach auch seine erste Bekanntschaft

mit Läusen. Ein Friseur befreite die Gefangenen von ihrem Stoppelbart, so daß sie sich kaum wiedererkannten. Viele erzählten von ihren Erfahrungen aus KZs und Zuchthäusern, was die neuen Dachauhäftlinge in Schrecken versetzte. In Hof stieß ein Priester und Schriftsteller zu den Dachauern, Wilhelm Schamoni. Er war schon einmal in Dachau gewesen und war jetzt wieder auf dem Weg von Buchenwald dorthin. Die beiden Priester spendeten sich gegenseitig das Bußsakrament. Ein weiterer Priester gesellte sich noch dazu. Im Bahnhof Nürnberg mußten die Gefangenen gefesselt durch die Menschenmenge gehen. Den Geistlichen wurde dies aber erspart. Am 29.08. ging es weiter nach Dachau. Kurz nach Mittag wurden die Häftlinge gefesselt, und es ging über Ingolstadt in Richtung München. Um 5 Uhr: Dachau.

Heinz Dresbach hat gern darauf hingewiesen, daß die Zahl der Häftlinge, mit denen zusammen er eingeliefert wurde, genau der Zahl der Weihekandidaten entsprach, die mit ihm zusammen die Priesterweihe empfangen hatten. Es waren 57 Häftlinge. Sieben von ihnen waren Priester, davon zwei aus Polen. Die beiden polnischen Geistlichen wurden im darauffolgenden Jahr für die berückichtigten Invalidentransporte ausgesondert und sind umgekommen.

Über die Ankunft im Lager berichtet Kaplan Dresbach: „... *Dachau!! Alles Fragen konzentrierte sich in dem einen Wort. Plötzlich Gebrüll: ‚Heraus!‘ Zuerst wurden wir in einen Omnibus gepackt, dessen Tür an der Rückseite war. Wir wurden geschubst und gedrängt. Mit einem Ruck flogen wir alle nach vorne, als abgefahren wurde. Wenn man da gegen einen SS-Mann stieß, wurde wieder gebrüllt. Das Lager ist 3 km entfernt. Es geht über glatte Asphaltstraßen. Dann sausten wir durch das erste Tor um die Ecke. Die Türe wurde aufgerissen. Wir standen vor dem Eingang, umgeben von elektrisch geladenem Draht. An den 4 Ecken stehen hohe Wachttürme mit Maschinengewehren. Dann wurden wir in eine Baracke geführt, in Reih und Glied angetreten. Die Namen wurden verlesen. Dann wurde gefragt: ‚Warum bist Du hier?‘ Es wurden Faustschläge und Fußtritte verteilt. Mich berührte aber niemand. Es waren nervenaufreibende Stunden. Ein Häftling saß da, der die Personalien*

aufnahm und den Lebenslauf schrieb. Ich stützte mich leicht auf den Tisch, damit er mich besser verstehen könnte. Da schlug mir einer unversehens die Arme fort und brüllte: ‚Stramm stehen!‘ Ich bekam die Nummer 27084. 57 Gefangene wurden gebucht. Dann ging es zum Rasieren und zum Fotografieren. Ich konnte später an meine Fotografie kommen und schickte sie meiner Schwester mit dem Vermerk: ‚5 Minuten vor der Tonsur‘ (= dem Haarschneiden). Das ganze Entsetzen dieser Stunde steht in meinem Gesicht zu lesen. Dann mußten wir unseren Lebenslauf schreiben. Ein SS-Mann drang auf mich ein: ‚Sie können etwas werden, wenn Sie der SS beitreten.‘ Ich sagte: ‚Sind Sie sich auch bewußt, daß Sie mir zur Fahnenflucht geraten haben?‘ Er darauf: ‚Ja, wenn Sie so denken, dann kann ich Ihnen nicht helfen.‘ In einem anderen Raum mußten wir alle unsere Habseligkeiten abgeben: Die Armbanduhr, den Füller, das Bildchen vom Kapellchen in Schönstatt hatte ich schon abgegeben. Was mich besonders schmerzte war, daß es vor meinen Augen in den Papierkorb flog. Da kam mir der Gedanke: ‚Die Gottesmutter will es so, dann kann ich auch nicht anders wollen.‘ Da hob der SS-Mann das Bildchen auf und legte es zu den anderen Sachen. Dann kam ein anderer SS-Mann und fragte nach dem Verhaftungsgrund. Ich gab an, eine Äußerung gegen eine Verordnung Himmlers getan zu haben. Die Antworten und Äußerungen darauf waren so gemein, daß ich froh war, fortzukommen. Im Ganzen waren alle so sehr verkommen und sagten Dinge, die nicht wiederzugeben sind, obwohl es meist junge Leute waren. In der Badeanlage wurde der ganze Körper kahl geschoren. Wir bekamen ein Bad mit heißem Wasser, Seife und einem Handtuch. Dann erfolgte die Einkleidung: Hemd, Unterhose, blauweiß gestreifter Anzug und Holzpantinen. Alles war sehr primitiv und war viel zu eng. Ich hätte mich gerne gesehen. Ein Verbrecher konnte bestimmt nicht schlimmer aussehen. Die Häftlingsuniform verwandelt den Menschen in ein Massenprodukt. Wir waren noch fast naß, da mußten wir vom Zugangsblock 9 durch die kalte Luft auf dem Appellplatz antreten!"

Häftling Nummer 27084 im Konzentrationslager Dachau

Es fällt mir schwer, aus der Fülle vorliegender Berichte über die Lagerzeit eine Auswahl zu treffen. Zunächst soll ein Erlebnisbericht folgen über den äußeren Ablauf der Lagerzeit, den Kaplan Dresbach 1946 in Honnef abgefaßt hat. Er wird an passender Stelle ergänzt durch konkrete Schilderungen aus anderen Berichten. Danach folgen weitere Kapitel über die Gruppenarbeit der Schönstattpriester im Lager und über die Beziehung Kaplan Dresbachs zu Pater Kentenich. Dazu sei auch hingewiesen auf die ausführliche und fundierte Schilderung von Pater Engelbert Monnerjahn in "Häftling Nr. 29392. Der Gründer des Schönstattwerkes als Gefangener der Gestapo 1941-1945. Patris Verlag 1975".

Gleich nach der Einlieferung kam Kaplan Dresbach auf den sogenannten Zugangsblock (91). Wir lassen ihn selbst berichten: „.... Auf unsere Zebraanzüge, die zu eng, zu kurz, mit vielen Flickern und bald auch Löchern versehen waren, hatten wir Nummer und Winkel (rote) anzunähen, durch welche letzteren wir als 'politische Gefangene' d.h. Staatsfeinde, zu erkennen waren. Man lernte in Holzpantinen zu marschieren und zu exerzieren, geistlose Lieder nach preußischen Manieren zu singen, Betten zu bauen, Stuben zu fegen, Fenster zu putzen, Kostkübel zu schleppen, bis auf die Haut naß zu werden, sich anbrüllen und ohrfeigen zu lassen, mit der SS zu sprechen oder auch zu schweigen usw.

Am 04.09. kam ich vom sog. Zugangsblock auf Block 26, Stube 3, den Priesterblock (Gott sei Lob und Dank, daß es diesen gab!).

Am darauffolgenden Sonntag wurden wir dem ersten Lagerführer namens Zill vorgestellt, der uns durch wüste Beschimpfungen und Androhung sadistischer Strafen willkommen hieß. - Am darauffolgenden Montag, dem 08.09., kam ich mit zwei deutschen und zwei polnischen Konfratres in den Revierblock 7, d.h. in die Infektionsbaracke,

wo wir viereinhalb Wochen mitten unter mehr oder weniger gefährlichen und z.T. ekelhaften ansteckenden Krankheiten, obwohl selber kerngesund, liegen mußten. Am 09.10.1941 durfte ich in den Block 26 zurückkehren."

Heinz Dresbach erinnerte sich nicht mehr, aus welchem Grunde er mit den anderen als Gesunder in die Infektionsbaracke gekommen war. Erzdekan Leopold Klima aus Böhmisches Budweis, den dasselbe Schicksal ereilte, berichtet: *„Der Grund unserer Einlieferung soll gewesen sein, daß sich unter uns ein Typhuskranker befunden habe, und darum mußten wir eine Art Quarantäne mitmachen."* Leopold Klima schreibt, daß er das Leben im Revier wie eine Hölle empfand. Er schildert, wie besonders die Priester dem Haß und Spott mancher Mithäftlinge wie auch der Brutalität mancher Pfleger ausgeliefert waren, wie die Priester aber auch den schwer Leidenden und besonders den Sterbenden beizustehen versuchten, was strengstens verboten war. So berichtet er beispielsweise: *„Einige Betten weiter lag auch ein Mann, der recht krank schien. Einmal in der Nacht stöhnte er und wimmerte ganz laut. Da ließ sich der Oberpfleger Hans, der im Schlafe aufgestört wurde, vernehmen: ‚Hau dem Idioten einen über die Papp'n, daß er Ruhe gibt!‘ Ich eilte zum Lager des Kranken und suchte ihn zu beruhigen. Und schon kam auch Heinz Dresbach und flüsterte mir zu: ‚Ich habe ihm schon die Absolution erteilt.‘ Da er jetzt ganz ruhig dalag, konnten wir auf unser Lager zurück. Als wir am Morgen aufstanden, lag der Mann bereits tot da."* (aus: Eugen Weiler, *Die Geistlichen in Dachau* S. 818 ff.)

Kaplan Dresbach fährt in seinem Bericht fort: *„Bis Ende des Jahres 1941 hatten wir Geistliche eine gewisse Sonderstellung im Lager, d.h. wir brauchten nicht in einem Arbeitskommando zu schaffen, bekamen eine unerheblich andere Verpflegung als das übrige Lager, wurden täglich mit einem viertel Liter Wein bedacht, das unter dramatischen Umständen und auf Befehl der SS in unmöglicher Geschwindigkeit ‚auszusaußen‘ war, und erhielten außerdem dreimal wöchentlich einen halben Liter Kakao. Zudem war unser Block 26, seitdem die erste Stube als Kapelle eingerichtet war — wohl auf Verhandlung des Papstes Pius XII hin — durch Maschendraht und*

Stacheldraht vom übrigen Lager getrennt und durfte von Nichtpriestern nicht betreten werden. Diese ‚Haft in der Haft‘ konnte uns in mancher Hinsicht nur recht sein.

Der Beginn des Jahres 1942 brachte grundlegende Veränderungen für uns mit sich. Nachdem wir einen neuen ersten Lagerführer namens Hoffmann bekommen hatten, der ‚der Mörder von Dachau‘ genannt wurde, stempelte man uns zum ‚Arbeitsblock‘, wodurch alle Vergünstigungen aufgehoben wurden. Unser Block-ältester, der ein Kommunist übelster Sorte war, verschachtete uns morgens beim Frühappell einem Kapo, einem Gesinnungsgenossen, um Schnee zu schaufeln oder Kohlen oder Humus zu fahren, bis dann Ende April die ersten von uns offiziell einem Arbeitskommando eingereiht wurden und in der Plantage mehr oder weniger schwere Feldarbeit leisten mußten. Da seit Beginn des sehr strengen Winters die Lagerkantine uns an Lebensmitteln nur noch selten ein Spärliches liefern konnte, und die Lagerkost zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel war, wurde der Hunger von Monat zu Monat größer, was von der Lagerführung mit Leichtigkeit hätte vermieden werden können und was zu sehr in die Ausrottungspolitik des Dritten Reiches hineinpaßte. In unserem ausgehungerten Zustand war schon verhältnismäßig leichte Arbeit für uns eine übergroße Anstrengung, wobei die schneidende Kälte, die unzulängliche Kleidung und die Nässe - man kam oft tagelang nicht aus den nassen Kleidern heraus - uns an den Rand des Todes brachten. Schon im Juni machten sich die Folgen der Unterernährung bemerkbar. Man bekam Wasser in die Beine bis an die Hüften, man war zu schwach, Treppen zu steigen und zu laufen, das Augenlicht und das Gehör ließen nach. Und bald stellte sich bei vielen Bauchtyphus ein, dem Ende des Monats die Ersten erlagen. Von da an kamen fast täglich Todesmeldungen vom Revier."

Auch Heinz Dresbach wurde in diesem berüchtigten Hungersommer 1942 zur Arbeit in der Plantage eingeteilt. Er wog noch etwas über 90 Pfund. Zwei Begebenheiten sollen deutlich machen, wie sehr der Hunger quälte, wie deutlich er aber auch die Hilfe der Gottesmutter erfahren durfte. Heinz Dresbach berichtet: „Es war an einem Nachmittag und es ging auf drei Uhr zu. Mir war bewußt, daß

es die Todesstunde Jesu war. Ich ging bei der Gartenarbeit allein hinter der Harkmaschine her und verspürte an jenem Nachmittag einen Hunger wie selten in dieser schlimmen Zeit. Da nahm ich meine Zuflucht zur Gottesmutter. Ich habe in meinem Herzen so innig wie selten in meinem Leben gefleht und habe ihr gesagt, sie müsse mir unbedingt ganz schnell etwas zu essen verschaffen, ganz egal was und woher. Sie wisse das gut und habe viele Möglichkeiten zu helfen. Kaum hatte ich mein Gebet beendet, da geschah etwas Einmaliges. Ich muß noch erklären, daß zwischen den einzelnen langen Feldstreifen mehrere Reihen Johannisbeersträucher standen. Sie hingen übervoll von schwarzen hochreifen Beeren. Ein Unteraufseher stand am Anfang dieser Reihen und hatte genau aufzupassen, daß niemand von uns an die Sträucher ging. Als ich nun soeben mein Gebet zur Mutter beendet hatte, sahen wir, wie unser Unteraufseher Oskar, ein junger Sportlehrer aus Warschau, sich umdrehte, seinen Platz verließ und sich auf dem langen Weg durch die Plantage von uns entfernte. Wir wußten nicht, wohin er wollte, aber er ging und ging und hat sich kein einziges Mal zu uns herumgedreht. Er ging so weit, daß er nach einiger Zeit in der Ferne der riesigen Plantage nicht mehr zu sehen war. Ein für unsere Verhältnisse unbegreiflicher Vorgang. Wir Harkleute schauten uns an, und ohne daß auch nur ein Wort gesagt werden mußte, waren wir uns einig. Unsere kleinen demütigen Harkmaschinen standen mutterseelenallein auf dem Feld verstreut umher und übten sich in Dachauer Geduld. Wir aber waren unsichtbar geworden. Wir waren in den Sträuchern untergetaucht und hatten begonnen, mit göttlicher Erlaubnis von den Beeren zu ernten. Man konnte an einem Fleck hocken bleiben, so reichlich war das Mahl bereitet. Ich hatte meine schirmlose Mütze abgenommen und pflückte die würzigen Beeren in den Mund und in die Mütze, um dann auch diese noch leer zu essen. Es mag so ungefähr eine ganze Viertelstunde vergangen sein, als ein leiser Pfiff zu hören war, ein Warnungszeichen. Ich lugte über einen Strauch und sah aus weitester Ferne Oskar nahen. Einer nach dem anderen tauchte langsam und unauffällig auf, als habe er in gebückter Stellung etwas an der Maschine zu reparieren gehabt. Und noch ehe Oskar in größere Nähe gekommen war, konnte er sich davon überzeugen, daß wir fleißig bei der Arbeit waren, ‚wie das Gesetz es befahl‘. Oskar stellte

sich wieder auf seinen Aufpasserplatz, um genau darauf zu achten, daß nur ja niemand von uns den Sträuchern zu nahe kam. Mein Herz jubelte voller Dankbarkeit, denn die Mutter hatte mich so offensichtlich erhört und das auf der Stelle, daß man nicht mehr zweifeln konnte, wer da seine liebende Hand im Spiele hatte."

Bei einer anderen Gelegenheit erlebte Heinz Dresbach Folgendes, wieder bei der Gartenarbeit in der Plantage. Er berichtet: „Ich weiß gar nicht mehr, wie es eigentlich kam, daß ich einmal ganz allein mit meiner Harkmaschine auf einem Möhrenfeld meine Bahnen fuhr, denn sonst waren wir immer auf dem gleichen Feld zusammen. Am Ende dieses Feldes erhob sich ein hölzerner Wachturm, auf dem ein SS-Mann mit seinem Maschinengewehr stand und mir von oben zuguckte, wie ich unten auf dem Feld immer näher herankam. In mir braute sich ein Plan zusammen. Als ich nahe genug war, rief ich zum SS-Mann hinauf: ‚Wenn Sie wüßten, welch schlimmen Hunger wir Häftlinge haben, würden Sie nicht so genau aufpassen!‘ Kaum hatte ich meinen Ruf getan, da drehte sich der Wachhabende um 90 Grad nach rechts und schaute in eine andere Richtung und nicht mehr auf mich. Das reichte mir. Ich wußte, was er meinte, und was der Himmel ihm eingegeben hatte. Ich machte mich sofort über die Möhren her, riß aus, was mir in die Fänge kam, entfernte das ‚Gesträuch‘ davon, reinigte sie notdürftig und begann zu füttern. Zwischendurch stopfte ich mir sämtliche Taschen voll mit Möhren. Nach einiger Zeit drehte sich mein SS-Mann wieder zu mir und rief herunter ‚Jetzt ist aber Zeit, daß Du aufhörst!‘ Ich antwortete zu ihm hinauf: ‚Ich danke Ihnen. Sie haben mir eine große Wohltat erwiesen.‘ Dann steuerte ich auf einen Wasserbehälter zu, in dem ich den Inhalt meiner Taschen reinigen konnte, um ihn auch noch zu verzehren. Wieder die gleiche große Freude und Dankbarkeit. Diesen SS-Mann habe ich danach ganz besonders in meine täglichen Gebete eingeschlossen, um es ihm auf höhere Weise tausendfach zu vergelten, daß er Werkzeug Gottes und unserer himmlischen Mutter war, ohne es im entferntesten zu ahnen."

Im August 1942 wurde auch Kaplan Dresbach auf den Tod krank. Er fährt fort in seinem Erlebnisbericht: „Am 17. August gelang es mir,

nachdem ich schon etwa zwei Wochen die Enteritis hatte, durch Fürsprache und gute Beziehungen ins Revier aufgenommen zu werden. Zum zweiten Mal landete ich auf dem Infektionsblock 7. Die Todeszahlen stiegen täglich bis auf dreißig. Zweimal stand ich kurz vor dem Sterben, ohne etwas anderes zu meiner Rettung unternehmen zu können als - trotz der überaus großen Schwäche - ein absolutes Fasten zu halten, mir auf illegalem Wege ein paar Kohletabletten zu ,organisieren' und im übrigen auf die Hilfe Gottes und der Gottesmutter zu vertrauen. Anfang Oktober war ich soweit, daß ich das Revier verlassen konnte, um am 22. desselben Monates in das Arbeitskommando ,Strumpfstopferei' aufgenommen zu werden. Der Vorteil bei dieser Arbeit war, daß man ein Dach über dem Kopf hatte und sitzende Arbeit verrichtete. Doch schon nach drei Wochen schob man mich ohne mein Zutun in ein neues Kommando, nämlich die Kommandanturreinigung, d.h. man durfte der SS den Dreck fegen. Der Aufenthalt in ungeheizten Räumen war für einen Körper, der soeben den Hungertyphus überwunden hatte, Gift, so daß ich meinem Kapo gegenüber die Bitte aussprach: Wenn es möglich sei, möge er mich in einem geheizten Raum arbeiten lassen. Da dieser mein vorgesetzter Mithäftling ein ,Pfaffenfeind' war, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als zum nächstbesten SS-Mann zu laufen und bei ihm Klage zu führen, mir sei die Arbeit zu schwer, weil - wie er hinzufügte - solcherlei Leute in ihrem Leben noch nie gearbeitet hätten. Die Folge dieser Meldung war ein Verhör von seiten des Kapo in Gegenwart des SS-Mannes, wobei jener mir Aussagen in den Mund legte, die ich nie gemacht hatte. Meine empörte Verteidigung wurde von seiner Seite mit Gebrüll, wüsten Schlägen und Fußtritten beantwortet. Erst als meine Brille in weitem Bogen durch das Zimmer flog und zerbrochen in einer Ecke landete, kam der Wüterich zu sich. Auf dem Rückweg ins Lager drehte er das Fähnchen wieder herum und sprach mir gut zu, weil er Angst hatte, die zerbrochene Brille könnte zu reden anfangen, und er versprach mir, meinen ursprünglichen Wunsch zu erfüllen. Ich kam dann auch tatsächlich tags darauf in die Funkstelle, wo ein Polizeisender die Verbindung zwischen Berlin und dem KZ zu halten hatte. Meine Rettung war es, nun den ganzen Tag über in geheizten Räumen zu arbeiten. Mein neuer Beruf bestand in: Kehren, Putzen, Staubwischen, Fahrradreinigung,

Hosen bügeln, Organisieren für die SS, alles in allem: aus einem rheinischen Kaplan war ein bayerischer Hausel geworden. Am Weihnachtsmorgen, während in unserer Lagerkapelle das Hochamt gefeiert wurde, mußte ich für einen 21-jährigen Sturmmann einen tadellosen Kniff in die Hose bügeln.

Die Arbeit in der Funkstelle nahm im Januar 1943 ein jähes Ende, als über das ganze Lager eine Typhusquarantäne verhängt wurde. So sehr die folgenden Wochen einer großen Zahl von Gefangenen den Tod brachten, so wurde uns, die wir nicht von der Seuche befallen wurden, die Gelegenheit einer gewissen Erholung zuteil, denn wir arbeiteten nicht, durften unseren Block nicht verlassen, mußten viel schlafen, und — was das Wichtigste war — die Lebensmittelpakete, deren Empfang uns seit Ende 1942 gestattet war, begannen uns mit einiger Regelmäßigkeit zu erreichen. Wäre uns diese Hilfe nicht zuteil geworden, dann hätte niemand von uns das Ende des Krieges und damit die wiedergewonnene Freiheit erlebt. Nachdem die Epidemie überwunden war, begann der Dienst wieder in der physischen und geistigen Kälte der SS-Baracken. Mittlerweile war uns auch ein neuer Kapo zuteil geworden, dessen Methoden den Geistlichen gegenüber ebenfalls nichts zu wünschen übrig ließen. Er erteilte mir einen Auftrag nach dem anderen, und, sobald ich ihn ausgeführt hatte, brach ein Donnerwetter los, daß ich gegen seinen Willen gehandelt hätte. Es war nur zu ersichtlich, daß er mich durch diese Schikane aus dem Kommando herauszuekeln suchte. Als die Lage nach einigen Tagen unerträglich geworden war, stiefelte er zum Arbeitseinsatz, um Klage gegen mich zu erheben. Der Erfolg konnte mir dieses Mal sehr recht sein, denn ich flog aus dem Arbeitskommando heraus, was schon lange mein geheimer Wunsch war, weil ich Aussicht hatte, in der Besoldungsstelle der Waffen-SS unterzukommen. Am 25. März - die großen Marienfeste bedeuteten oft einen Ein-

schnitt in unsere Lage - ging mein Wunsch in Erfüllung. Über sieben Monate haben wir dort zu etwa 140 Gefangenen - unter ihnen ungefähr 90 Geistliche - von morgens bis abends mit rassenreinen Stilblüten der Herrenmenschen zusammengearbeitet. Es verdient der Nachwelt überliefert zu werden, daß diese von Phrasen strotzenden Maulhelden ihren welterobernden Glauben dadurch in die Tat

umsetzten, daß sie auf unsere Kosten nach Strich und Faden faulenzten, alles unternahmen, um nur ja der Front zu entgehen, ihre Vorgesetzten belogen und hintergingen, die Vorschriften nach allen Richtungen übertraten, ihre laut ausposaunte Kameradschaftlichkeit durch einen kräftig entwickelten Egoismus unter Beweis stellten, indem sie u.a. in unserer Gegenwart — ohne rot zu werden — über ihre Kameraden herfielen, uns gegenüber ganz bedenkenlos ihre ‚sittlichen‘ Auffassungen und Erlebnisse zum besten gaben und im übrigen stahlen, organisierten und zusammenhamsterten, was ihnen in die Fänge kam. In diese Zeit fiel auch der 24. Oktober, an dem ich nach über 28 Monaten erneut Primiz feiern durfte. Im ganzen habe ich in den fast vier Jahren meiner Gefangenschaft viermal zelebrieren können (24.10.43; 01.01.44; 22.02.44; 11.06.44).

Anfang November gelang es mit Hilfe der göttlichen Vorsehung und anderer Lagerinstanzen, von der Besoldungsstelle freizukommen und in das Postkommando aufgenommen zu werden. Von da an gehörte ich zu jenen sieben Häftlingen, die allmorgendlich um fünf Uhr mit einem Lastauto unter SS-Bewachung zum Bahnhof nach Dachau zu fahren und alle in Frage kommenden Paketsendungen ins Lager zu transportieren hatten. Diese Tätigkeit brachte uns eine bedeutende Erleichterung unserer Lage, weil die Arbeit um 9 Uhr oder spätestens 10 Uhr vormittags anfang aufzuhören. Ich hatte somit viel Zeit, mich mit den Dingen beschäftigen zu können, die weniger mit der SS, dafür aber umso mehr mit meinem Beruf und dem Reich Gottes zu tun hatten. Mitte März 1944 flogen die Geistlichen aus allen Kommandos heraus, in denen sie irgendeine Gelegenheit hatten, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. Ich gehörte also von da an zu den ‚Uneingeteilten‘. Die häufigen und gewaltsamen Versuche des Arbeitseinsatzes, mich in dieses oder jenes Kommando zu stecken, scheiterten an der machtvollen Hilfe der göttlichen Vorsehung und unserer himmlischen Mutter, die wir zu unserer Lagermutter und Lagerkönigin erwählt hatten.

Endlich am 13. Juli gelang es, daß ich in die Strohsackflickerei aufgenommen wurde. Dieses Kommando, in dem nur Geistliche tätig waren, hatte es bald soweit gebracht, daß man nur noch nominell ein

gewisses Quantum von Arbeit leistete, in Wirklichkeit aber gar nichts mehr tat. Ich konnte mich nun legalerweise den ganzen Tag meinen Lieblingsbeschäftigungen widmen. Zum Ausgleich dafür wurde das Zusammenleben immer mehr erschwert, da wir allmählich von 50 Häftlingen pro Stube auf etwa 250 angewachsen waren. Der Monat Oktober sah mich ein drittes und letztes Mal im Revier, in das ich wegen einer kleinen Gesichtsrose 11 Tage mich zurückziehen gezwungen war, natürlich wieder auf dem Infektionsblock 7. Ich hatte das unglaubliche Glück, während dieser Tage fast ununterbrochen das Allerheiligste unter meinem Kopfkissen zu beherbergen. In der Nacht, als alles schlief, wurde Kommunionfeier gehalten, die man das ganze Leben hindurch nicht mehr vergessen kann.

Der Winter 1944/45 wurde zu einer Todesernte, wie sie Dachau noch nicht gesehen hatte. Wir ‚Reichsdeutsche‘ bekamen noch etliche Pakete, und einige andere Nationen wurden in den Wintermonaten vom Roten Kreuz bedacht, aber im übrigen war die Typhus- und Hungerepidemie so erschreckend groß geworden, daß monatlich bis über 4000 Häftlinge dahinstarben. Dazu kam die wachsende Nervosität, je näher das Ende des Krieges heranrückte. Denn vernünftigerweise mußte man damit rechnen, daß das untergehende Nazisystem alles versuchen würde, um uns zu vernichten. Umso überraschender war es für uns, daß am 27. März die ersten reichsdeutschen Geistlichen in größerer Zahl entlassen wurden. Der 5. April, der Donnerstag in der Osteroktav, öffnete auch mir das Tor in die lang und heiß ersehnte Freiheit. In Ulm sollte ich noch einige Tage hindurch die Schrecken der Bombenangriffe kennenlernen, vor denen wir bis dahin von den Alliierten planmäßig verschont worden waren. Als in einem kleinen Dorfe der Schwäbischen Alb die Front über uns hinweggerollt war, stand uns endlich wieder der Weg in die Heimat offen, die wir am unvergeßlichen Pfingstsonntag 1945 wiedersehen durften."

In der Gemeinschaft der Schönstattpriester des KZ

Die erste Begegnung mit einem Schönstätter im Lager war für Heinz Dresbach so etwas wie ein heimatliches Erlebnis. Sie ereignete sich an dem Tag, an dem er in den Block 26 kam. Die Häftlinge mußten sich abends zum Appell vor der Baracke aufstellen. In Zehnerreihen standen sie auf der Lagerstraße. Wie sie da standen, hörte er hinter sich jemand zu ihm sagen: *„Ach sieh da, ein neues Gesicht!?“* Dresbach merkte, daß er gemeint war, drehte sich um und stellte sich vor. *„Und dann stellte sich der Betreffende auch vor und sagte: ‚Josef Fischer, Schönstatt.‘ ‚Nanu‘, sagte ich, ‚gibt's hier etwas Schönstättisches? Ich bin auch Schönstätter.‘ ‚Auf diese Weise‘, so berichtet Heinz Dresbach „haben wir uns kennengelernt“, und er fügt hinzu: „Von dem Augenblick an war irgend etwas anders geworden im Lager. Da war schon einer, der einem innerlich nahestand. Wir haben von da an natürlich einen intensiven Kontakt gepflegt.“* Heinz Dresbach hatte den Pallottiner Josef Fischer bis dahin nicht persönlich gekannt. Josef Fischer war schon im Juni 1941 ins Lager gekommen. Er bemühte sich, eine Schönstattgruppe im Lager zusammenzubringen. Dazu gehörte von Anfang an auch Karl Leisner, ein Diakon aus der Diözese Münster. Karl Leisner hatte sich im Theologenkonvikt in Münster einer Schönstattgruppe angeschlossen und wurde Mitglied des Theologenbundes. Die Münsteraner Gruppe hatte sich die Worte *„sacerdotem oportet offere“* (= der Priester muß einer sein, der opfert) als ihr Gruppenideal erwählt. Pater Fischer leitete die erste Gruppe der Schönstätter im KZ, der sich nun auch Heinz Dresbach anschloß. Als im November 1941 der Pallottinerpater Albert Eise (+ 03.09.42) dazukam, den Heinz Dresbach von früher her schon persönlich kannte, wurde diesem die Leitung der Gruppe übertragen. Nach seiner Einlieferung nahm auch Pater Kentenich soweit es ging am Leben der Gruppe teil. Das war nur aus der Ferne möglich, weil er zunächst nicht im Priesterblock untergebracht war. Im Frühsommer 1942 mußte die Gruppenarbeit wegen der harten Arbeitsersätze im Lager und wegen der entsetzlichen Hungersnot ganz eingestellt und auf Einzelbegegnungen reduziert werden.

Seit dem Herbst 1942 war es den Häftlingen gestattet, von zu Hause Lebensmittelpakete zu erhalten. Dadurch besserte sich die Ernährungssituation. In der Pfingstwoche 1943 regten Pater Kentenich und Heinz Dresbach unabhängig voneinander an, die Gruppenarbeit wieder aufzunehmen. Um den 20.06.1942 herum kam es zur Bildung von drei Schönstatt-Priestergruppen. Die eine führte Pater Josef Fischer, eine zweite Pater Allebrod und später Pater Henkes (am 22.02.1945 im freiwilligen Pflegeeinsatz auf dem Tschechenblock 17 als Opfer der Typhusepidemie gestorben). Die dritte Gruppe wurde von Heinz Dresbach geführt. Zur letzteren gehörten: Hans Rindermann aus der Diözese Aachen; Robert Pruszkowski aus dem Ermland; Hermann Dümig aus der Diözese Würzburg; Hermann Richarz aus der Erzdiözese Köln; Diakon Karl Leisner aus der Diözese Münster.

Die Gruppe von Heinz Dresbach traf sich, so wie es irgendwie unter den Lagerverhältnissen möglich war, wöchentlich einmal auf der Lagerstraße. Denn in der Baracke, im Block "war kein Platz für sie". Die Gruppentreffen dienten zunächst der Schulung und Vertiefung in der Spiritualität Schönstatts und dem gemeinsamen Ringen um priesterliche Heiligkeit. Gegenstand der Besprechung bei diesen Zusammenkünften war bis in den August hinein ein Büchlein von Anton Engel: "Auf Tabors Höhen", aus dem als erstes die Lehre vom "Persönlichen Ideal" durchgearbeitet wurde. Es handelte sich dabei nie nur um ein theoretisches Besprechen, sondern *„wir bemühten uns auch meist, diese Gedanken auf die konkrete Lebenssituation anzuwenden und sie für deren Meisterung auszuwerten“*. (H. Dresbach)

Die Gruppe war auch Gebetsgemeinschaft. So wurde z.B. das Fest Mariä Himmelfahrt 1943 durch eine gemeinsame Gebetsnovene vorbereitet. An Mariä Himmelfahrt begann die Gruppe eine Art Noviziat unter der Führung von Pater Kentenich mit vielen Vorträgen und Einzelbesprechungen. Am Fest Mariä Namen (12.09.43), das ebenfalls durch eine Gebetsnovene vorbereitet wurde, legte die Gruppe eine "gemeinsame Noviziatsweihe" ab. Das geschah *„in der*

Kapelle vor dem Marienaltar, wo wir laut beteten und dann jeder still für sich die eigentliche Weihe sprach". (H. Dresbach)

Bewußt wurde auch zwischen den Gruppen eine familienhafte Verbundenheit gepflegt. Diese zeigte sich z.B. darin, daß "jedesmal, wenn ein einzelner oder eine Gruppe in Dachau eine Weihe machte", sich möglichst alle Schönstätter daran beteiligten. Pater Kantenich nahm die Weihe in stillem Gebet entgegen. Bei der Pflege der familienhaften Verbundenheit wurde auch auf die natürliche Seite sehr Wert gelegt. Besonders die Familienfeiertage gaben Anlaß dazu. „So kam es z.B. am 04.10., dem Todestag Josef Englings, dazu, daß wir miteinander eine kleine Gedenkfeier hielten und danach ‚ein Liebesmahl‘, das wir Agape nannten. Dasselbe taten wir dann auch am 18.10. dem Jahrestag der Gründung Schönstatts."

Die Schönstattgruppen wußten sich immer auch in der Mitverantwortung für den ganzen Priesterblock und darüber hinaus. Gerne wurden Dienste für die Gesamtgemeinschaft übernommen. So hielt Heinz Dresbach am 25.12.1943 die Weihnachtspredigt. Gleichsam als Belohnung durfte er am 01.01.1944 die Lagermesse feiern, über einen anderen Dienst, den er im September 1943 anderen leisten durfte und der ihn selber sehr beglückt hat, lassen wir ihn selber berichten:

„Dieser September ist für mich auch aus folgendem Grunde denkwürdig geblieben, und ich freue mich, diese Liebestat des Eucharistischen Herrn hier festhalten zu dürfen. Ich weiß gar nicht mehr, wie es überhaupt dazu kam, daß ausgerechnet ich täglich die heilige Kommunion ins Revier beschaffen sollte. Das war zwar strengstens verboten, und wäre, wenn es herausgekommen wäre, mit größten Strafen belegt worden, aber es war auch ein so wichtiger Liebesdienst, dem man sich als Priester nicht verweigern durfte. Und nun muß man die ganze tiefe Demut unseres Herrn und Heilandes betrachten, was er alles mit sich tun läßt, nur um die Seinen, die er so sehr liebt, zu erreichen. Ich erfuhr täglich, wie viele Hostien ich zu bringen hatte. Ich besorgte Kriegs-Schreibpapier aus der Kantine, zerkleinerte es bis zu DIN A 7, faltete diese Papiere wie ein winziges

Corporale, das - zusammengefaltet - gerade so groß und so klein war, daß eine kleine Hostie da hinein paßte. Mit diesen vorgefalteten Papieren ging ich in die Kapelle an den Tabernakel. Wie schnitt es mir ins Herz, als ich zum ersten Mal den Tabernakel öffnete und die Primitivität darin erblickte. Das Papier, mit dem Wände und Boden ausgestattet waren, war grau und sogar schmutzig geworden. Die Heftzwecke, mit denen es befestigt war, waren verrostet. Das durfte so nicht bleiben. In meinem nächsten Brief an meine Schwester schrieb ich - man durfte im Brief keine Bitten äußern - daß ich sehr danke für die schöne Innenausstattung unseres Tabernakels, daß diese nämlich gut passe, weil sie so und so lang, breit und hoch sei. Daraufhin arbeiteten die Schwestern in Schönstatt diese Ausstattung, und bald war der Tabernakel in einem erheblich würdigeren Zustand, über den ich mich heute noch freue, sobald ich daran denke. - Die eingepackten Hostien versteckte ich in ein leeres Brillenetui oder in ein ausrangiertes Zigarettenschächtelchen, steckte diese ‚Burse‘ in meine innere Rocktasche, um nicht zu sagen ‚Herztasche‘, und marschierte so mit allen zum abendlichen Zählapell. Es war eine ganz seltsame Fronleichnamsprozession. Die Schutzengel aller angetretenen Häftlinge sahen IHN und beteten mit an. Hinterher traf ich dann im Revier an einer ausgemachten Stelle Franz Zuber (= Pfleger im Revier und Aspirant der Schönstätter Marienbrüder), übergab ihm meine Fracht und erhielt von ihm ein leeres Schächtelchen. Ich war dankbar, diesen Dienst eine ganze Zeit lang leisten zu dürfen."

Die Gruppen hatten es sich auch zum Ziel gesetzt, andere Mitbrüder für Schönstatt zu gewinnen. Hans Rindermann hatte Kontakt zu Interessenten und wollte mit einer neuen Gruppe beginnen, was aber durch einen unvorhergesehenen Wechsel des Arbeitskommandos verhindert wurde. Im Laufe des November 1943 bildete auch Heinz Dresbach eine Einführungsgruppe, die einige Monate später mangels Interesse wieder einging. Andere, besonders auch in der Gruppe von Pater Fischer, hatten mehr Erfolg.

Ab Oktober 1943 achtete Heinz Dresbach besonders auf die Einzelkontakte mit seinen Gruppenmitgliedern. Er begann „um diese Zeit

ziemlich häufig und systematisch mit jedem einzelnen aus der Gruppe spazieren zu gehen, um die Verbundenheit tiefer werden zu lassen, um aber auch im Gespräch miteinander Klärung und Vertiefung unserer Schönstattgeschichte, -lehre und -kunde zu erstreben. Freilich war das nur möglich in dem bescheidenen Rahmen der kurzen Freizeiten, wo die Häftlinge im Lager umhergehen durften, wenigstens auf den Blockgassen und der großen breiten Lagerstraße, zuweilen auch auf dem weiten Appellplatz." (H. Dresbach)

Die persönlichen Kontakte erwiesen sich auch als der beste Weg, Interessenten in Schönstatt einzuführen. Dazu gehörten auch Mitbrüder aus anderen europäischen Ländern, die nach dem 15.12.1943 (mit Ausnahme der Polen) auf Block 26 kamen.

Die Fastenzeit 1944 wurde ein Höhepunkt der Arbeit der Gruppe von Heinz Dresbach. Für ihre geistliche Gestaltung erstellte die Gruppe ein gemeinsames Programm und stellte jede Woche unter ein besonderes Thema: 1. Bußwoche, 2. Gnadenwoche, 3. Kampfeswoche, 4. Eucharistische Woche, 5. Glaubenswoche, 6. Leidenswoche. In dieser Zeit begann auch die Erarbeitung eines gemeinsamen Gruppenideals. Nach mehrmonatigem Suchen und Ringen wurde von allen ein Formulierungsvorschlag von Robert Pruszkowski angenommen: "Victor in vinculis" (= Sieger in Ketten). Die Gruppe brachte ihr Ideal auch in einer Symbolzeichnung zum Ausdruck, die auf dem Primizandenken Karl Leisners für die Gruppenmitglieder zu finden ist wie auch auf den Silbermedaillen für die Gruppenmitglieder, die im KZ noch vor der Befreiung des Lagers durch die Amerikaner fertiggestellt worden sind. Pater Kentenich hat in zwei Gedichten das Ideal und das Symbol der Gruppe gedeutet, vermutlich als Geschenk zur ‚Gruppenweihe‘ in der Lagerkapelle am 08.12.1944. Wie sehr das Ideal Leben und Streben der Gruppenmitglieder formte, wird sichtbar in einem Brief des Neupriesters Karl Leisner, den er aus dem Krankenrevier an seinen damaligen Gruppenführer Hermann Richarz und die Gruppe geschrieben hat. Der Brief zeigt auch, wie die Gruppenmitglieder monatlich ihrem Gruppenführer gegenüber einen Rechenschaftsbericht (RB) ablegten, wie er damals in Schönstatt im Apostolischen Bund Brauch war.

Nicht zuletzt bezeugt dieser Brief auch, wie sehr sich die Gruppenmitglieder im KZ von ihrer Gemeinschaft getragen wußten. Karl Leisner schrieb diesen Brief am 22.01.1945, wenige Wochen nach seiner Priesterweihe (17.12.1944) und seiner Primiz (26.12.1944):

"Lieber Hermann! Zunächst Dir und Euch in der Gruppe meinen herzlichen Dank für Eure frohe Mitfeier und Teilnahme an den Gnadentagen. So nach und nach verklingen die hl. Erlebnisse in der Seele. Darum komme ich jetzt erst zur schriftlichen Antwort auf Deinen Primizbrief mit Euer aller feinem Glückwunsch. An P. Kantenich und P. Fischer bes. Dank für die feinen Mta-Horen, die mir große Freude machten. Vor lauter Begeisterung hab' ich, glaub' ich, den RB für Dezember nicht gegeben. Er war in Ordnung: Wie selten gute Zeit der Gnade. Diesen Monat bemühte ich mich um Vertiefung des empfangenen Gottesgeschenkes: Priesterlichen Geist täglich zu wecken, zu üben und zu erneuern. Es ist nicht leicht, nach solch überwältigenden Ereignissen in die alten Geleise zurückzufinden. Durch Euer Gebet und Opfer war's so fruchtbar. - Das Gruppenbild gefällt mir. Es erinnert mich an alle Gefangenestunden und die große Liebe und Treue der Mta in dieser langen Zeit. So etwas Vorgeschmack vom ‚Victor-Sein‘ durfte ich in den vergangenen Wochen so ganz tief erfahren. Nach der Konsekration in der Primizmesse war's mir, als stände ich vor unserem König als sein Ritter und Sieger. Und der Ib. Mta hatte ich vorher mich ganz anempfohlen. Es war mir, als ob sie als Schutzherrin jeden Schritt und jede Handbewegung lenkte und segnete. Ich meine so glücklich noch nie gewesen zu sein. Und Eurer Liebe danke ich dafür. Und in der großen Sehnsucht nach dem Victor-Werden wollen wir uns weiter gegenseitig stärken und segnen. Die Mta wird uns auch diese letzte vielleicht schwierigste Etappe gnädig schützen und führen. Mit der Gesundheit geht's seit der Primiz ständig zäh bergauf.

In froher Verbundenheit grüßt Dich und Euch

Dein und Euer Karl"

Um die Mitte des Jahres 1944 begann sich eine neue Entwicklung abzuzeichnen. Die Gemeinschaft der Schönstätter im Lager war gewachsen und die Gruppen waren zahlreicher geworden. Um August

Haumesser (aus dem Elsaß) und Leo Fabing (aus Lothringen) bildete sich eine Gruppe von Franzosen. Der tschechische Priester Waclav Soukup begann mit einer Einföhrungstagung für tschechische Landsleute. Es bestanden gute Kontakte auch zu polnischen Priestern. Mehrere Mitglieder der Gruppe Fischer führten bereits wieder andere Gruppen oder waren im Begriff, eine solche Gruppe zu sammeln. Mit diesen Gruppenführern zusammen bildete Pater Fischer eine Führergruppe, die bald (im Hinblick auf ihr Ideal) als "Handkreis" bezeichnet wurde. Am 24.09.1944 nahm Pater Kentenich die Weihe des "Handkreises" entgegen und hielt dabei eine der Ansprachen, die zur sogenannten Dritten Gründungsurkunde der Schönstattfamilie gehören. In der Gruppe von Heinz Dresbach bahnte sich die gleiche Entwicklung an. Das Fest Mariä Himmelfahrt brachte eine Intensivierung der Arbeit dieser Gruppe. Die Gruppe begann vierwöchige Exerzitien unter Leitung von Pater Kentenich. *„In dieser ganzen Zeit hielt Herr Pater montags und mittwochs und freitags in der Frühe um fünf Uhr je einen Vortrag über die Werktagsheiligkeit.“* Am 28.08. wurde der Namenstag von August Haumesser gefeiert mit einem guten Kaffee, den Pater Kentenich gestiftet hat. Auf den 12.09. wurde von der Gruppe wieder eine Gebetsnovene gehalten. Am Festtag der Gottesmutter entschieden sich August Haumesser und Leo Fabing zur Teilnahme an einer zweiten Führergruppe, die von Heinz Dresbach geführt werden sollte. Aus diesem Grunde übernahm Hermann Richarz am 17.09.1944 die Führung der Gruppe "Victor in vinculis", und Heinz Dresbach traf sich am selben Tag zum erstenmal mit dem neuen Führerkreis, dem späteren "Herzkreis". Dazu gehörten bis zum Ende der Dachauzeit folgende 5 Mitglieder: Heinz Dresbach aus der Erzdiözese Köln; Leo Fabing aus Lothringen; August Haumesser aus dem Elsaß; Josef Mühlbeyer, ein Schwabe, Diözese Rottenburg; Hermann Richarz aus der Erzdiözese Köln.

Heinz Dresbach führte seinen Kreis vor allem durch persönliche Einzelkontakte bei Spaziergängen, wie sie in der kurzen Freizeit im Lager möglich waren. Dies wurde intensiv durchgeführt bis zum Ende des Lagerlebens gegen Kriegsschluß. Man hat sich aber auch so oft wie möglich gemeinsam getroffen.

Am Anfang der Gruppenarbeit stand die Suche nach einem Symbol und einem Motto für die gemeinsame Sendung des neuen Führungskreises, der sich wie der "Handkreis" als "Werkzeugs-Kreis" verstand. Hintergrund für die Idealsuche war die Studie über die Spiritualität der sogenannten "Marianischen Werkzeugsfrömmigkeit", die Pater Kentenich in der ersten Jahreshälfte des Jahres 1944 in Dachau diktiert hatte. Der neue Führerkreis einigte sich schnell auf das Herz als Sinnbild dafür, wie er seine Werkzeuglichkeit verstehen und leben wollte. Ihr Ideal gossen die Mitglieder in folgende Formulierung:

Instrumenta Patris	Werkzeuge des Vaters
per Christum	durch Christus
in Spiritu Sancto	im Heiligen Geiste
cum Mta	mit der Mta
ad pacandum mundum	zur Befriedung der Welt

Die Gruppe erarbeitete auch eine symbolische Darstellung ihres Ideals. Sie wurde von einem polnischen Künstler auf silberne Medaillen graviert, die am 08.12.1944 bei der Weihe des "Herzkreises" von Pater Kentenich den Mitgliedern übergeben wurden. Die Weihe am 08.12. wurde durch eine Novene intensiv vorbereitet. Über die Weihe am 08.12.1944 berichtet die Chronik:

„Am Freitag, dem 08. Dezember 1944, war es nun endlich so weit, daß auch unser Kreis seine Werkzeugweihe im Sinne der Kreuzesliebe ablegen konnte. Im Laufe dieses Tages machten auch die Gruppe von Hermann, zu der auch Karl Leisner gehörte, und ebenso die Gruppe von August ihre Gruppenweihe, zu der wir alle in die Kapelle kamen.

Am Abend, auf der finsternen Lagerstraße, in Sturm und Regen, an derselben Stelle vor dem Giebel des Blockes 27, wo Herr Pater (am 18.10.1944) den zweiten Vortrag der Dritten Gründungsurkunde gehalten, an genau derselben Stelle fanden wir uns ein. Wiederum mußte einer nordwärts schauen, ob von daher ein SS-Mann käme. Ein anderer sollte seine Augen zum Appellplatz richten. Herr Pater

übte zuerst mit uns ein, wie wir zu antworten hätten, wenn unvermutet SS käme und uns ausfragte. Über dem Krematorium standen unbeweglich zwei riesige Scheinwerfer der Flak und bildeten ein mächtiges Andreaskreuz am nächtlichen Himmel."

Der Weihevortrag, den Pater Kentenich dann hielt, wird ebenfalls zur Dritten Gründungsurkunde gezählt. Pater Kentenich deutete Symbol und Ideal des "Herzkreises" und übergab dann jedem aus dem Kreis eine Medaille.

Heinz Dresbach und Hermann Richarz mühten sich einige Tage später, den Vortrag aus dem Gedächtnis nachzuschreiben. Am 23.12. fing Pater Kentenich an, diese Niederschrift zu verbessern und zu ergänzen. *"Da er aber sah, daß der Text zu holprig wurde, entschied er sich, in den nächsten Tagen den ganzen Vortrag aus dem Gedächtnis zu diktieren."*

Wie sehr bei allem ernsten Streben die Freude nicht zu kurz kam, soll eine Begebenheit illustrieren, die sich am 21.11.1944 ereignet hat. Dabei spielte der Salesianerpater Karl Schmidt aus Zweibrücken eine wichtige Rolle. Heinz Dresbach charakterisiert ihn so: *„... ein kleiner Mann, ... ein kleiner Don Bosco. Ich vermute, daß es sein persönliches Ideal war, ein kleiner Don Bosco zu sein. Man könnte ein Buch darüber schreiben, was sich Karl Schmidt im Lager alles geleistet hat. Er war ein Großorganisator, wie er im Buch steht. Der Karl Schmidt war in allen Arbeitskommandos, bei allen Kommunisten und Sozialisten, überall bekannt und beliebt. Der hatte überall in den Kommandos freien Eintritt, denn er hatte schon vielen, vielen Leuten wer weiß welche Gefallen getan. Meine Brille hat er — wer weiß wie oft — geflickt, wenn sie kaputt war. Und sonst, wer irgend einen Wunsch hatte, egal was es war —, da hieß es immer: 'Geh zum Karl Schmidt!' So wie der Pharao sagte: ‚Geh zu Joseph!‘ So hieß es in Dachau: ‚Geh zum Karl Schmidt!‘"*

Um das noch zu belegen, berichtet Heinz Dresbach, wie Karl Schmidt eines Tages für das Krankenrevier einen Gasofen „organisiert" hat. Der Gasofen stand außerhalb des Lagertors in einem

Arbeitsraum. Karl Schmidt "angelte" zwei Häftlinge, die ihm einen Handwagen besorgten („für etwas zum Füttern und zum Rauchen konnte man alles besorgen"). Dann brauchte er noch einen SS-Mann, der das kleine Kommando nach draußen durchs Tor begleitet: „Hören Sie mal, Herr Wachtmeister, können Sie nicht eben mit uns gehen? Ich soll da etwas abholen, aber die haben uns keinen SS-Mann zur Verfügung gestellt." Der Wachtmeister ging mit, und so kamen sie mit dem Gasofen ungeschoren ins Lager. 14 Tage später vermißt der zuständige SS-Offizier den Gasofen. Er ist verwundert und sagt zu Karl Schmidt: „Hören Sie mal, Herr Schmidt (manche SS-Leute gebrauchten zuweilen das Sie!), ist Ihnen nie aufgefallen, daß hier ein Gasofen gestanden hat?" „Doch", sagt Karl Schmidt, „aber das habe ich immer schon gedacht, der steht so da, eines Tages ist der weg. Jetzt haben Sie's", sagt Karl Schmidt. — „Ja, der ist weg!" Damit war Karl Schmidt entlassen.

Für Heinz Dresbach sollte Karl Schmidt nicht einen Gasofen, sondern Gold organisieren. Die Mitglieder des „Handkreises" waren stolz darauf, daß es ihnen mit Hilfe eines polnischen Künstlers gelungen war, für ihre „Werkzeugsweihe" als Andenken silberne Medaillen zu beschaffen und ihr Ideal und Symbol darauf gravieren zu lassen. Der „Herzkreis" meinte, die Gottesmutter müßte ihnen für ihre Werkzeugsweihe am 08.12. goldene Medaillen besorgen. Jedenfalls wurde darüber zuweilen gescherzt und gelacht. So am Morgen des 21.11.1944, als nach dem Zählappell Heinz Dresbach, Pater Kentenich, Hermann Richarz und August Haumesser auf der Blockstraße zusammenstanden. Dresbach berichtet: *„Wie da Pater Kentenich so aus vollem Halse lachte, da konnten wir seine Goldzähne sehen. Da sagte der August: ‚Herr Pater, nehmen Sie sich in acht, wir brauchen Gold, daß wir Ihnen nicht zwischen Tag und Dunkel die Zähne aushauen.‘ Dann haben wir alle wieder herzlich gelacht."*

Dresbach hatte schon Aussicht, Silber zu bekommen, aber nicht ausreichend. Woher aber Gold bekommen? Er erzählt: *„Am Mittag desselben 21.11. nach der Mittagspause wurde gepfiffen. Die Leute, die in den Arbeitskommandos waren, mußten wieder antreten, und ich war auf der Suche nach Karl Schmidt. Da kommt er gerade aus der*

Kapelle im Priesterblock 26 heraus und will zu seinem Kommando. Ich sage: ‚Karl, ich brauche Silber und Gold.‘ Da sagte er: ‚Ja, ist gut!‘ Daß er sich gewundert hätte -, keine Spur. Am Abend dieses selben Tages kommt Pfarrer Böhr - es war in der Freizeit, so kurz vor dem Zapfenstreich - zu mir. Er tut ein bißchen geheimnisvoll und sagt: ‚Du komm mal mit.‘ Ich frage: ‚Was ist denn los?‘ Er geht mit mir in eine ganz verschwiegene Ecke und sagt: ‚Ich hab was für Dich.‘ Er zieht ein Papierchen heraus aus seiner Tasche. Ich sage: ‚Was ist das denn?‘ ‚Guck einmal‘, sagt er. Ich mache auf: Du ahnst es nicht: Zwei Goldzähne. Ich sage: ‚Mensch, wie kommst Du denn an die Zähne?‘ ‚Och das war so‘, sagte er, ‚Du weißt doch, daß ich im Kleiderkommando beschäftigt bin (wo die Zivilsachen der Häftlinge, die eingeliefert wurden, nach der Desinfektion aufbewahrt wurden), und mein Kapo hat in einem Mantel die Goldzähne gefunden und gibt sie mir und sagt: ‚Da, ich schenk sie Dir!‘ ‚Och‘, sagte ich, ‚was soll ich damit. Da kann ich nichts mit tun.‘ ‚Och‘, sagt er, ‚nimm sie doch. Laß Dir doch auch mal etwas Gutes tun.‘ Nun, ja, dann hab' ich sie genommen. Ich wollte ihn nicht vor den Kopf stoßen. Was tun damit? Ich bin damit zum Karl Schmidt gegangen. Der konnte alles gebrauchen. Ich sagte: ‚Karl, guck mal hier...!‘ ‚Nein‘, sagte Karl Schmidt, ‚nimm die mit und gib sie dem Heinz Dresbach. Der braucht Silber und Gold.‘

Am Abend (so Dresbach weiter) kommt also Pfarrer Böhr und gibt mir die Zähne. Wir haben sofort die anderen zusammengerufen und erzählt, was sich ereignet hat. Wir haben das sofort vorsehungsgläubig gedeutet, nämlich: Da hat die Gottesmutter, die Mta, die Hand im Spiel. Zum einen zeigte sie, wie groß ihr Interesse am ‚Herzkreis‘ ist. Dann aber zeigte sie auch, wieviel Humor sie hat. Das war überhaupt in Dachau manchmal wunderbar, wenn wir uns abends aus unsern Kommandos wieder trafen und die einzelnen dann erzählten, was sie erlebt hatten, was die Gottesmutter alles getan hatte. All das band uns natürlich noch fester an die Gottesmutter. Die Dachauer Zeit war für uns wirklich eine Schule des Vorsehungsglaubens.“ - (Soweit die Erzählung von Heinz Dresbach, wie er an Gold gekommen ist.) - Aus dem Vergolden ist dann freilich nichts geworden.

Am 29.11.1944 begann Hermann Richarz eine knapp gehaltene Chronik über den „Herzkreis" zu führen. Sie zeigt beeindruckend, mit welchem Schwung der neue Werkzeugskreis daran ging, das Ideal des „Herzkreises" in all seinen Dimensionen zu erarbeiten und es ins Leben umzusetzen. Erfinderisch und anpassungsfähig wurde jede Gelegenheit im schwierigen Lagerleben genutzt zu „Kreisstunden" und zu Einzelgesprächen auf den Spaziergängen. Einmal kam es vor, daß sogar die strenge Lagerordnung übersehen wurde. Die Chronik berichtet: *„Am 19.01.(1945) hatten Heinz, August und Hermann bei ihrem Spaziergang tatsächlich den Blockappell verpaßt! Das war für Dachauer Verhältnisse ein starkes Stück. Die Aufregung darüber auf dem Block war denn auch entsprechend groß. - Wir konnten bei diesem Erlebnis wertvolle Studien machen über Massenpsychose!"* Eine ähnliche Aufregung wird am 07.01.1945 registriert: *„Am 07.01. kam bezüglich der ‚Tischrunde‘ die Parole heraus, daß keine ‚Stubenfremden‘ mehr auf die Stube zum Essen kommen dürfen. Da an diesem Tag eine Agape in der Stube nicht möglich war, wurde sie einfach draußen veranstaltet."*

Der „Herzkreis" pflegte auch einen regelmäßigen Austausch mit den anderen Schönstattgruppen. So berichtete Hermann Richarz in der Kreisstunde vom 14.01. über die „Victor in vinculis-Gruppe". August Haumesser hielt den Kreis über den Kontakt mit den Franzosen auf dem laufenden. So konnte er von dem französischen Theologiestudenten Dupuis, der am 02.02. wegen Typhus ins Revier gekommen war, berichten, *„daß Dupuis in seiner schweren Krankheit die Bereitschaft ausgesprochen habe, der Mta für Schönstatt sein Leben anzubieten."*

Am 18.03. kam Ludwig Bauer vom „Handkreis" und erzählte über Entstehung und Wachstum seiner „Apparitio-Gruppe" und des Gruppenideals und -symbols.

Das Leben der Gruppe blieb auch nicht ohne menschliche Spannungen. So konnte sich Heinz Dresbach über eine Sache mit Leo Fabing über längere Zeit nicht verständigen. Man hielt es auch für angebracht, in der Gruppe über die correctio fraterna zu sprechen. Heinz

Dresbach ließ sich von seinen Gruppenfreunden gerne ergänzen und demütig helfen, z.B. betr. Gestaltung der Predigt. Die Chronik berichtet Mitte Januar 1945: *„Heinz, August und Hermann unterhielten sich mit Wilhelm Poieß über die Pflege der Rethorik bei der Predigt. Es ging dabei in der Hauptsache um den logischen Aufbau der Dispositionen, der bei Heinz und August zu wünschen übrig ließ. Herr Pater hatte angeregt, daß beide darin eine Schulung durchmachen sollten!“*

„Am 26.01 (so notiert die Chronik weiter) nahm sich Herr Pater selbst die Zeit, Heinz und August bezüglich des Aufbaus der Predigt zu schulen. Diesmal hatte es mit den Proben der Kandidaten etwas besser geklappt. Man wurde sich darüber klar, daß Hermann mehr logisch, Heinz mehr psychologisch vorgeht.“

Priesterweihe (17.12.) und Primiz (26.12.1944) von Karl Leisner waren auch für die Schönstätter große und einmalige Erlebnisse im Lager. Heinz Dresbach konnte an beiden Feiern teilnehmen. Vier Tage nach der Priesterweihe, am 21.12.1944 hatte Heinz Dresbach laut Chronik *„...die einmalige und heimliche Gelegenheit, trotz Lagerverbotes ins Revier zu kommen und bei Karl Leisner einen Besuch zu machen. Heinz saß auf dem Bettrand und Karl strahlte über sein ganzes fiebriges Gesicht vor Seligkeit, daß er nun Priester sein durfte. Sein Besuch dauerte eine geraume Zeit. Jedesmal wenn er gehen wollte, weil er fürchtete, ihn zu überanstrengen, bat Karl ihn, er sollte noch etwas bleiben. Er war so mit Freude erfüllt, daß er von der Anstrengung nichts zu merken schien. Am Schluß kniete Heinz im schmalen Gang zwischen den Betten nieder und durfte den Primizsegen des todgeweihten Neupriesters und Martyrers empfangen.“*

Der „Herzkreis" wollte auch über die Dachauzeit hinaus weiter bestehen. Als das Ende des Krieges abzusehen war, wurden Überlegungen angestellt, wie man verbunden bleiben könnte. Aus manchen Vorsätzen ist nichts geworden. Heinz Dresbach hat es aber weiter als seine Aufgabe angesehen, den Kontakt zu pflegen und das Ideal wachzuhalten. Als Führer einer späteren Verbandsgruppe sorgte er für eine gemeinsame Begegnung der Gruppe mit dem

„Herzkreis". Sie kam im Jahre 1955 in Schönstatt zustande. Jedes Jahr besuchte er Leo Fabing in Lothringen, bis er aus Altersgründen dazu nicht mehr imstande war. Das Ideal des „Herzkreises" lebt weiter im „Cor-Patris-Kurs" des Priesterverbandes, zu dessen Zustandekommen Heinz Dresbach entscheidend beigetragen hat.

Mitarbeiter Pater Kantenichs im KZ als dessen Schreiber

Den Mithäftlingen war nicht entgangen, daß Heinz Dresbach ein gutes Verhältnis zu Pater Kantenich hatte und für Pater Kantenich manche Dienste übernahm. So verwaltete und verteilte er für ihn über längere Zeit die Lebensmittel aus den Paketen, die Pater Kantenich wie andere Häftlinge seit Ende 1942 empfangen durfte. Im Beileidsschreiben zum Tod Pater Kantenichs an Weihbischof Tenhumberg vom 26.09.1968 bemerkt ein evangelischer Mithäftling, der Präses D. Wilm: *„In Dachau hatte er (=P. Kantenich) einen besonders gelehrigen Schüler, den Konfrater Dresbach. Was ist aus ihm geworden?“* Dr. Josef Teulings, ein holländischer Priesterhäftling, nennt Dresbach später in einem Brief *„den lebenswürdigen Adjutanten des Pater Kantenich“*. Ein anderer sagt von ihm: *„Dresbach war sein (= P. Kantenichs) Lukas.“* Damit ist an den wohl wichtigsten Dienst erinnert, den Heinz Dresbach im KZ Pater Kantenich und der ganzen Schönstattfamilie leisten durfte. Er stand ihm als Schreiber zur Verfügung für das geistliche Schrifttum, das Pater Kantenich in Dachau verfaßt hat. Er hat das meiste von dem geschrieben, was Pater Kantenich in Dachau diktierte, besonders seit dem 25.03.1943, dem Fest Mariä Verkündigung, an dem Pater Kantenich sich entschlossen hatte, seine Zeit und Kraft ganz in den Dienst der Familie zu stellen. Schon vorher hatte Pater Kantenich manches diktiert, was dann auf geheimen Wegen das Lager verließ. Als Schreiber halfen ihm zunächst Josef Fischer und ein Definitor Bettendorf aus dem Bistum Trier. Pater Fischer kam am selben 25.03.1943 in ein neues Arbeitskommando, wodurch ihm das Schreiben nahezu unmöglich wurde. Er kam ins Gewächshaus, was ihm dafür neue Wege erschloß, das Geschriebene aus dem Lager zu bringen. Heinz Dresbach kam am 25.03.1943 in die Besoldungsstelle der SS zu Schreibarbeiten. So kam er an Schreibzeug und Schreibmaterial. Auf das Fronleichnamsfest 1943, den 24. Juni, gelang es ihm sogar, seinen eigenen Füller wieder zu bekommen. Es war ihm gelungen, diesen Füller bei der Verhaftung zu behalten und

mitzunehmen ins KZ, wo er ihm abgenommen und mit seiner Kleidung verwahrt wurde. Im November 1943 kam Dresbach ins Postkommando, dessen Tätigkeit am späten Vormittag zu Ende war. So hatte er nun auch noch weit mehr Zeit zum Schreiben. Als er schließlich am 13.07.1944 als Strohsackflicker mit Pater Kentenich ins gleiche Arbeitskommando kam, in dem er bis zur Entlassung blieb, hatte er fast unbegrenzt Zeit für seine Schreibtätigkeit. Das war die „Lieblingsbeschäftigung“, von der im Erlebnisbericht über Dachau schon die Rede war. Eines vom Ersten, was er schreiben durfte, war das sogenannte Heimatlied, das Pater Kentenich während der Quarantäne Anfang 1943 diktierete. Dann schrieb er den größten Teil vom „Hirtenspiegel“ mit seinen 5870 Strophen. Von April bis Juni 1944 diktierete ihm Pater Kentenich die wichtige Studie über die „Marianische Werkzeugsfrömmigkeit“. Von August 1944 an entstanden die Tagzeiten und die Werkzeugsgebete, die später in "Himmelwärts" veröffentlicht wurden. Dazu kommen zahllose Diktate - zumeist in Gedichtform - als Antwort auf die viele Post, die ihn auf geheimen Wegen im Lager erreichte. Als Pater Kentenich bemerkte, daß seine legale Post (die Häftlinge durften zweimal im Monat schreiben) von der Gestapo überprüft wurde, hörte er auf, legale Briefe zu schreiben. Heinz Dresbach und Pater Fischer stellten ihm ihre legalen Briefe mit zur Verfügung. Seit der zweiten Jahreshälfte gelangte auf diesem Weg manche wichtige Botschaft in getarnter Form nach Schönstatt.

Heinz Dresbach erkannte immer mehr, welch großes Geschenk der geistliche Reichtum dessen, was er schreiben durfte, für ihn selber bedeutete. Er schreibt von einer großartigen Zeit der Schulung, die -neben anderem - Dachau für ihn besonders wertvoll machte. Oft ergaben sich beim Diktat Gespräche über den Inhalt, durch die auch Pater Kentenich wieder schöpferisch angeregt wurde. Heinz Dresbach erzählt, daß Pater Kentenich sein Diktat auch schon einmal unterbrach und ihn fragte: „*Verstehst Du das?*“ Zuweilen mußte Heinz Dresbach dann zugeben, daß manche Ausführungen über seinen Horizont hinausgingen, z.B. sehr grundsätzliche Ausführungen über Fragen der Leitung oder der Erziehung. „*Pater Kentenich sagte dann: ,Wenn Du das nicht verstehst, verstehen die Schwestern das*

auch nicht'. Dann hat er sein Diktat unterbrochen und wir haben darüber gesprochen. Er hat versucht, mir das klar zu machen. Ich habe dann immer wieder meine Einwände gemacht, so gut ich das konnte, bis mir die Sache sonnenklar war. Dann konnte er sagen: 'Jetzt schreiben wir das Ganze neu'. Wieder fragte er: 'Verstehst Du es jetzt?' 'Ja, jetzt verstehe ich es.' 'Ist gut, dann verstehen die Schwestern es auch.' In diesem Zusammenhang habe ich schon einmal gesagt: 'Sie müssen dem lieben Gott besonders dankbar sein, daß Sie mich haben, dem Sie diktieren können, denn an meiner Dummheit haben Sie einen Gradmesser für die Intelligenz der Marienschwestern.' Es kam aber auch vor, daß er plötzlich sein Diktat unterbrach und den Gestapomann spielte und mich ins Verhör nahm. 'Ach', sagte er dann, 'kannst froh sein, daß kein Gestapomann hier ist, sonst wären wir hereingefallen.'

Die Diktate im Block 26 erfolgten hauptsächlich im Schlafsaal der Stube 4. Dort hatte Pater Kentenich seinen Arbeitsplatz. Einige Strohsäcke dienten zur Tarnung. Zu flicken gab es nicht viel. Große Wachsamkeit war geboten. Glücklicherweise sind die beiden beim Diktieren und Schreiben nie überrascht worden. Wohl war es ein großes Problem, wo die Schriftstücke in den dicht belegten Baracken so versteckt werden könnten, daß sie bei den Kontrollen, mit denen man immer wieder rechnen mußte, nicht entdeckt werden konnten. Mehrmals gab es brenzlige Situationen. Jedesmal sind die beiden der drohenden Gefahr entronnen, was sie nicht zuletzt der Fürbitte der Gottesmutter zuschrieben, für die sie schließlich diese Arbeit taten und die Gefahr wagten. Heinz Dresbach wagte es sogar, Teile des Hirtenspiegels auf die Besoldungsstelle mitzunehmen und dort abzuschreiben, wenn von der SS gerade niemand da war. Bei einer Kontrolle im Block 26 wäre der SS beinahe eine Blechdose mit fünf vollgeschriebenen Oktavheftchen in die Hände gefallen. Heinz Dresbach konnte durch seine Geistesgegenwart und sein kindliches Vertrauen die Gefahr abwenden.

Als Heinz Dresbach am Vormittag des 09. März 1944 beim Dienst im Postkommando mit der Paketpost ins Lager zurückkam, erreichte ihn die Hiobsbotschaft, daß die SS im Block 26 nach illegalen

Schriften am Kontrollieren sei. Als er dorthin kam, sah er, wie Pater Kentenich gerade mit zwei anderen Häftlingen zum Untersuchungsbunker abgeführt wurde. Im Block herrschte große Aufregung, weil man eine Massenbestrafung fürchtete. Am Tag zuvor hatte Pater Kentenich Heinz Dresbach sein Versteck verraten. Sobald er Gelegenheit hatte, prüfte Heinz Dresbach unauffällig nach. Es war noch alles vorhanden. Der SS war keine Zeile in die Finger gefallen. Sofort brachte er die Schriftstücke zum großen Kachelofen in der Mitte der Stube, schob sie durch die Feuerungstür und blieb dabei, bis alles verbrannt war. Die 12 Oktavheftchen des Hirtenspiegels in seinem eigenen Versteck wurden mit Zeitungspapier in zwei Päckchen verpackt, und Pater Fischer steckte sie in seine Rocktasche, um sie im Gewächshaus zu verbergen. Als Heinz Dresbach am 10.03. von seinem Arbeitskommando zurückkam, war Pater Kentenich noch nicht zurück. Dresbach saß da und sinnierte. Da ging die Tür auf, und Pater Kentenich kam herein, allgemein begrüßt und neugierig befragt. Als Heinz Dresbach auf ihn zuging, und Pater Kentenich seiner ansichtig wurde, sagte er: *„Heinz, heute Nachmittag schreiben wir weiter!“* Später erzählte Pater Kentenich, daß die Kommission, die ihn verhörte, von ihm u.a. das Geständnis wollte, daß er Schwarzpost packenweise nach Schönstatt schicke. Man habe Beweise in der Hand. Pater Kentenich sagte sich aber, wenn die Beweise hätten, würden sie nicht fragen. Seelenruhig gab er zur Antwort: *„Ich habe schon seit eineinhalb Jahren keine Zeile mehr nach Schönstatt geschrieben.“* Daß er diktierte und nicht selber schrieb, brauchte er den Frager nicht auf die Nase zu binden. Man ließ es dabei bewenden. Als Heinz Dresbach nach seiner Entlassung immer deutlicher erleben durfte, wieviel Segen ausging von dem, was er in Dachau niederschreiben durfte, wuchs auch seine Dankbarkeit, daß er dafür hatte Werkzeug sein dürfen. Vor den Schönstatt-Theologen sagte er später einmal: *„Es wurde Pater Kentenich ein Werkzeug zur Verfügung gestellt, sozusagen ein lebendiger Füllfederhalter, das war ich.“*

Die Schönstattfamilie verdankt Heinz Dresbach aber nicht nur, daß er viel von dem geschrieben hat, was Pater Kentenich in Dachau diktierte. Er war nicht nur ein passives Werkzeug durch sein Schreiben.

Er hat Pater Kentenich auch aktiv zum Dichten und Diktieren angeregt. Ihm und seiner Gruppe, und besonders auch Pater Fischer, verdanken wir mit die Entstehung vieler Gebete, die in dem Gebetbüchlein „Himmelwärts“ zusammengefaßt sind, das bereits 1945 in der Schönstattfamilie in einer gedruckten Ausgabe verbreitet und benützt wurde. Vor allem verdanken wir ihm die Entstehung der Tagzeiten in „Himmelwärts“. Die Anregung dazu kam aus seiner Gruppe „Victor in vinculis“, die er damals noch geleitet hat. Bei einer Gruppenstunde auf der Gasse vor Stube 4 in Block 26 Ende April 1944 wurde überlegt, wie die Gruppe den Marienmonat Mai gestalten könne. Eines der Gruppenmitglieder regte an, daß jedes Gruppenmitglied alle drei Stunden sich zu einem kurzen Gebet sammeln könnte als Ersatz für die Tagzeiten des Breviers, die sie oft genug nicht verrichten könnten. Der Vorschlag gefiel allen. Dann hatte noch einer die Idee, Pater Kentenich könnte dafür eine geeignete Gebetshilfe verfassen, am besten in Gedichtform. Ein solches geistliches Gedicht hatte Heinz Dresbach zum erstenmal geschrieben während der Quarantäne Anfang 1943. Da habe ihm Pater Kentenich eines morgens gesagt: *„Ich hab' schlecht geschlafen, ich hab' gedichtet.“* Heinz Dresbach zeigte sich überhaupt nicht aufgeschlossen dafür, aber Pater Kentenich wollte, daß er sich's anhörte. Er fing an: *„Kennst Du das Land -“* Heinz Dresbach lachte und fiel belustigt ein *„- wo die Zitronen blüh'n.“* Pater Kentenich ließ sich nicht drausbringen und begann noch einmal und rezitierte die erste Strophe des „Heimatliedes“: *„Kennst Du das Land so warm und traut...“* Am nächsten Tag kam er wieder damit und sagte: *„Schreib' mal auf.“* Dann diktierte er fünf Strophen des Heimatliedes. Heinz Dresbach fand immer mehr Gefallen daran. Als Pater Kentenich fertig war, sagte er: *„Das müssen wir jetzt aber auch beten.“* Heinz Dresbach berichtet: *„Was blieb mir übrig, jeden Tag hab' ich das gebetet.“*

Heinz Dresbach besprach den Vorschlag aus seiner Gruppe mit Pater Fischer, und mit dessen Unterstützung trug er Pater Kentenich den Wunsch nach der besagten Gebetshilfe für die Tagzeiten vor. Pater Kentenich war vom Vorsatz recht angetan, suchte dann aber die Eigeninitiative der Bittsteller zu wecken. Sie sollten ihm Vorschläge machen und Anregungen geben. Aus der Gruppe Dresbach kam

die Anregung, wie bei den Tagzeiten des Breviers den Lauf der Sonne - besonders in ihrer Symbolbedeutung für Christus - zu berücksichtigen. Die Gruppe Fischer regte an, sich an den Stationen des Marienlebens zu orientieren. Pater Kentenich hielt sich weiter zurück und meinte, daß Pater Wilhelm Poieß, der für seine Dichtkunst bekannt war, die Gebetshilfen verfassen solle. Dieser machte sich auch ans Werk und konnte schon bald seine Gebete vorlegen, nicht nur auf deutsch, sondern - für die ausländischen Mitbrüder in den Gruppen - auch in lateinischer Sprache. Heinz Dresbach war aber nicht zufrieden; die Gebete waren ihm nicht inhaltsreich genug. Er sagte zu Pater Kentenich: *„Kommt für mich nicht in Frage. Der kann das machen wie- Goethe..., aber das müssen Sie schreiben.“* Mehrere Monate tat sich nichts. Auf einmal, um den 13.08.1944, sagte Pater Kentenich: *„Jetzt kommt das Offizium.“* Am ersten Tag kam er nicht weit mit dem Diktieren. Am nächsten Tag diktierte er zügig die einzelnen Horen. Die letzte endet mit dem Hinweis auf das Sterben. Dies gefiel Heinz Dresbach nicht als Abschluß. Er meinte, der Abschluß müsse etwas Feierliches, Gehobenes sein. So kam es zum Abschlußgebet: *„Dreifaltiger Gott, sei ewiglich gepriesen...“* mit allen drei Strophen. Erst als Pater Kentenich ihm die dritte Strophe diktiert hatte, war Heinz ganz zufrieden und sagte: *„Jetzt klingt- es wie ein Hochamt im Kölner Dom.“*

Die Texte wurden sofort abgeschrieben. Und dann haben Pater Kentenich und Kaplan Dresbach die Gebete zum erstenmal miteinander gebetet. Es war um den 15.08.1944. Sie gingen dazu in die Lagerkapelle. Heinz Dresbach berichtet: *„Er hatte einen Text und ich hatte einen abgeschrieben... Dann haben wir still für uns das Offizium gebetet. Und nachher waren wir beide recht zufrieden, wie es sich beten läßt.“* Im Laufe der nächsten Monate kamen weitere Gebete dazu. Immer wieder konnten Heinz Dresbach, und auch die anderen, sich dazu äußern, und Pater Kentenich nahm ihre Anregungen gerne auf. Im Dezember wurde auf diese Weise die gleichbleibende Abschlußstrophe der Tagzeiten noch einmal neu geschrieben. Am 04.04.1945 diktierte Pater Kentenich noch die Abendweihe, einen Tag vor der Entlassung von Heinz Dresbach. Kurz vorher, als er die Morgenweihe übergab, konnten Heinz Dresbach und die anderen ihre

Verwunderung doch nicht ganz unterdrücken. Durch die begonnene Entlassungsaktion waren die Erwartungen anders ausgerichtet. Pater Kentenich erklärte schlicht: „*Das habe ich aus Gehorsam Euch gegenüber getan.*“

Begegnung und Gemeinschaft im KZ mit dem Gründer Schönstatts

Der Lebensweg von Heinz Dresbach erhielt eine entscheidende Weichenstellung durch seine Begegnung mit Pater Kentenich. In vorsehungsgläubiger Betrachtung der Führung Gottes in seinem Leben kam ihm die Vermutung, daß es von Gottes Güte so gefügt war, daß er in Dachau Pater Kentenich begegnen und in einer großen Nähe zu ihm leben durfte. Heinz Dresbach berichtet, daß schon vor seiner Einlieferung ins KZ Dachau in seinem Herzen der Wunsch lebendig war nach einem längeren Zusammensein mit diesem begnadeten Priester. Dieser Wunsch bekam Nahrung in Ostpreußen, dem Heimatland Josef Englings. Immer mehr kam ihm zum Bewußtsein, was Josef Engling seinem Seelenführer verdankte. Aus solchen Überlegungen heraus - berichtet Heinz Dresbach - *„schob sich mir nach und nach der Wunsch ins Herz: Wenn doch auch ich einmal Gelegenheit hätte, mit Herrn Pater längere Zeit zusammen sein zu können, um von ihm geformt zu werden, dann könnte aus mir auch noch mal ‚was Gescheites‘ werden. Dieser Wunsch sprach mich sehr an und weckte Sehnsucht in mir. Aber gleichzeitig erkannte ich auch die praktische Unmöglichkeit, daß mir dieser Wunsch erfüllt werden könne. Was in dieser Hinsicht konkret möglich war, konnte wohl nur Folgendes sein: Ich würde vom Osten her jährlich einmal in den Westen fahren, beim Herrn Pater Exerzitien mitmachen, bei dieser Gelegenheit bei ihm beichten und - wenn es hochkomme - einmal eine Viertelstunde über meine Angelegenheiten sprechen. (Ende Juli 1940 konnte Heinz Dresbach eine Woche lang bei Priesterexerzitien von Pater Kentenich in Schönstatt mit dabei sein.) Ein Mehr war nicht drin. Was ich nicht ahnen konnte, war die geheimnisvolle Realität im Herzen Gottes, wie sehr dieser unabweisbare Wunsch, der in mir aufgetaucht, in seine weisheitsvollen Pläne gleich einem winzigen Mosaiksteinchen in das große Ganze eingebettet war und zu einer der überraschenden Offenbarungen seiner Liebe in meinem Erdenleben werden sollte.“*

Der große Wunsch begann sich zu erfüllen, als Pater Kentenich am 13.03.1942 als Häftling im KZ Dachau eintraf. Welcher Segen diese Begegnung und das dreijährige Zusammensein mit Pater Kentenich für Heinz Dresbach war, wurde ihm erst in den Jahren nach Dachau voll bewußt. Über die Ankunft von Pater Kentenich in Dachau und über seine erste Begegnung mit ihm gab Kaplan Dresbach folgenden Bericht:

„Wir wußten wohl, daß er verhaftet war und daß er in Koblenz im Gefängnis saß. Zwischen den Blumen war uns das in den Briefen mitgeteilt worden. Zwischen den Blumen d.h. getarnterweise, etwa so: ‚Onkel Josef ist auch zum Militär eingezogen worden.‘ Es war ein großes Ereignis, als Pater Kentenich eingeliefert wurde. Der damalige Blockälteste vom Zugangsblock, Hugo Guttmann, ein Sozialist, der sich gern den Anstrich des Akademikers gab, nahm die Neuzugänge auf dem Appellplatz in Empfang und ließ sie dort in Reih und Glied antreten. Er gab dabei die ersten Anleitungen, wie ein Häftling im Lager sich zu verhalten habe. Er ließ dann gern die Geistlichen vortreten, die er mit ‚Pfäfflein‘ anredete. Das war aber nicht ganz boshaft gemeint. Er erging sich gern in großen Worten. Als nun damals die Geistlichen vor ihm standen, sagte er ungefähr so: ‚Also, den lieben Gott haben wir abgeschafft, den gibt es hier im Lager nicht, den bekommt man hier nicht zu sehen.‘ Und während er sprach, muß Pater Kentenich wohl irgendwie seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Jedenfalls redete er Pater Kentenich an und sagte zu ihm: ‚Oder hast Du ihn schon mal hier gesehen?‘ Pater Kentenich antwortete ihm mit großer Ruhe, aus der er durch nichts zu bringen ist: ‚Nein, den lieben Gott sieht man hier nicht, aber ich glaube, daß man hier den Teufel sehen kann!‘ Diese Worte, mit solcher Ruhe und fühlbarer geistiger Überlegenheit gesprochen, verfehlten ihre Wirkung auf Hugo nicht. Für ihn bedeuteten sie ein Ereignis, das er schleunigst im Lager herum erzählte. So kam er noch am selben Abend oder am nächsten Morgen auf unseren Priesterblock und erzählte von diesem Geistlichen, etwa mit den Worten: ‚Da ist aber einer eingeliefert worden, so ein Exemplar von Pfaffen haben wir noch nicht hier gehabt. Denkt Euch nur, er hat mir geantwortet... Kenstenich oder Kenstemich oder so ähnlich heißt er‘.

Daher wußten wir, daß nun Pater Kantenich bei uns im Lager war. „

Pater Fischer und Pater Eise haben schon bald mit Pater Kantenich Verbindung aufgenommen. Dresbach meint sich zu erinnern, daß es Pater Fischer noch am selben Abend gelungen sei, in den Zugangsblock zu kommen, obwohl dies verboten war. Er konnte ihm konsekrierte Hostien übergeben, auch zur Kommunion für andere. Das hat sich in den folgenden Tagen wiederholt. Heinz Dresbach berichtet, wie er und Kaplan Rindermann, ein Schönstattpriester aus der Diözese Aachen, Pater Kantenich zum ersten Mal begegnet sind:

„Am Samstag, dem 14.03.1942 mußten Hans Rindermann und ich nach der Mittagssuppe einen der Eßkübel zur Küche zurücktragen. Auf dem Wege dorthin sagte Hans: ‚Du, laß uns auf dem Rückwege doch mal versuchen, Pater Kantenich zu begrüßen.‘ Ich war noch gar nicht auf diesen Gedanken gekommen und stimmte ihm gerne zu. Wir liefen zum Maschendraht, mit dem der Zugangsblock vom übrigen Lager isoliert war, guckten nach allen Seiten, ob nicht jemand zu sehen war, der uns bei diesem verbotenen Unterfangen gefährlich werde könnte, und als die Luft rein zu sein schien, näherten wir uns dem Draht bzw. dem Tor von Block 13. Auf der Blockgasse wimmelte es von Gefangenen. Auch die hatten soeben ihr Mittagssüppchen gelöffelt und ergingen sich in der kurz bemessenen Freizeit in der frischen Luft auf dem schmalen Raum der Blockgasse. Unter den Vielen war zunächst kein bekanntes Gesicht zu sehen. Einer von uns rief jemanden an, der gerade in der Nähe stand, und fragte, ob wohl Pater Kantenich zu haben sei. Wir beide wußten noch nicht, daß es ‚zufällig‘ Caritasdirektor Hans Carls aus Wuppertal war, den wir erwischt hatten. Der antwortete ungefähr so: ‚Doch, doch, den haben wir gleich. Einen Augenblick!‘ Er verschwand in der Menge. Nach nur ein paar Augenblicken taucht aus dem Hintergrund Pater Kantenich auf und kommt auf uns zu. Er trug nicht, wie zu erwarten, einen zebragestreiften Drillichanzug, sondern einen weißlichen mit auffallend breiten und dicken menigroten Streifen und Punkten, ein Zeichen, daß dieser Anzug wohl aus dem Zuchthaus sein mochte. Herr Pater machte aber noch mehr einen fremden Eindruck, weil er seinen Bart nicht mehr hatte. Ich hätte ihn in diesem

Aufzug nicht erkennen können, wenn nicht an seinen Augenlidern, die mir von der ersten Begegnung in Schönstatt her aufgefallen waren, und an denen ich ihn gleich erkannte. Er kam frisch und elastisch auf uns zu und begrüßte uns mit den Worten: ‚Nos cum prole pia...‘ Das waren vertraute Klänge. Wir stellten uns vor, und er gab zu verstehen, daß er wisse, daß ein Schönstätter in Marienwerder Kaplan sei, dessen Namen er aber nicht gewußt. Er fragte uns, wie es uns bisher ergangen sei und jetzt gehe. Wir berichteten mit kurzen Worten das Wichtigste. Dann fragten wir ihn, wie es denn ihm gehe? Er sagte froh: Es gehe ihm gut, ihm fehle nichts. (Ob er sonst noch etwas hinzugefügt hat, weiß ich nicht mehr.) Er machte keineswegs den Eindruck eines leidenden Menschen, sondern schien ganz unbeschwert und froh zu sein. Er muß uns dann noch einen brauchbaren Gedanken mit auf den Weg gegeben haben, der uns helfen konnte, die Lage innerlich zu meistern. Ich habe aber nichts davon behalten. Dann war es höchste Zeit, sich zu verabschieden. Er tat das wieder mit dem Gruß: ‚Nos cum prole pia...‘ und verschwand in der Masse der Gefangenen. Wir trollten zum Block 26 zurück mit einer großen Freude im Herzen.“

Heinz Dresbach hoffte mit seinen Freunden, daß Pater Kentenich recht bald zu ihnen auf den Priesterblock 26 überstellt werden würde. Doch in dieser Hoffnung wurden sie enttäuscht. Es sollte genau 7 Monate dauern, bis Pater Kentenich am 13. Oktober 1942 endlich auf Block 26 Stube 4 verlegt wurde. Bis dahin waren die Kontakte von Heinz Dresbach zu Pater Kentenich nur sporadisch und erfolgten zumeist über Mittelspersonen, vor allem über Pater Joseph Fischer und Pater Albert Eise, die mit Pater Kentenich zeitweise im selben Arbeitskommando zusammen waren. Durch sie ließ Pater Kentenich den Schönstättern in Block 26 „zuweilen brauchbare Betrachtungsgedanken zukommen, die alle den einen Zweck verfolgten, ihnen zu helfen, die Lagersituation gottgefällig zu meistern“. Unvergesslich blieben bei den Schönstättern wie auch bei vielen anderen Dachaupriestern die Maipredigten von Pater Albert Eise im Marienmonat 1942. Ursprünglich war vorgesehen, daß täglich eine Ansprache sein sollte. Wegen des harten Arbeitseinsatzes und des wachsenden Hungers mußte man sich mit sonntäglichen Predigten

begnügen. Ganz im Sinne von Pater Kentenich predigte Pater Eise über das Thema ‚Inscriptio‘ mit dem Ziel, die Bereitschaft zu einem vorbehaltlosen Ja zu allem Schweren, das Gott in seiner Liebe für die Häftlinge vorgesehen hat, zu festigen. Heinz Dresbach erfuhr davon, daß Pater Kentenich mit den Seinen am Fest Mariä Heimsuchung, dem 02.07.1942 die Mta als Lagermutter, Lagerkönigin und Lageradvokatin erwählt und die Gottesmutter gebeten hat, das Lager in der konkreten Weise der Heimmutter, der Brotmutter und der Gnadenmutter ‚heimzsuchen‘. Das stärkte auch in ihm das Vertrauen auf sie in der gräßlichen Hungersnot, und schenkte ihm die vertiefte Erfahrung ihrer Nähe. Er erfuhr von der Gründung des Familienwerkes und der Gemeinschaft der Marienbrüder durch Pater Kentenich am 16.07.1942, ohne freilich über die Vorbereitung und die Zusammenhänge mehr erfahren zu haben. In der zweiten Augushälfte kam Heinz Dresbach mit Pater Eise im gleichen Raum auf Block 7/4 der gefürchteten Infektionsabteilung zu liegen. Pater Eise verschied in der Nacht zum 03.09., wogegen Heinz Dresbach nach zwei schwersten Krisen am 03.10. wieder nach Block 26 entlassen wurde. In diesen sieben Monaten hatte Heinz Dresbach wenigstens einmal noch die Gelegenheit, Pater Kentenich persönlich zu begegnen. Darüber berichtet er:

„Es war an einem Sonntagvormittag vor dem Bad auf dem Appellplatz, als wir lange draußen stehen und warten mußten, bis wir endlich zum Baden hineingelassen wurden. Bei diesem Warten, das diesmal unserem Block und dem Zugangsblock gleichzeitig auferlegt war, konnte ich mich heimlich schnell einmal zu Pater Kentenich schleichen und konnte ihn begrüßen und ein paar Worte mit ihm wechseln. Das mußte aber sehr schnell sein und war nicht ohne Gefahr. Ich aber war glücklich über dieses Ereignis, das die liebevolle fürsorgende Vorsehung - und nicht ohne unsere Mutter - herbeigeführt hatte.“

Rückblickend vermerkt Heinz Dresbach: *„Was ich in der langen Zeit der sieben Monate, während denen Pater Kentenich auf dem Zugangsblock bleiben bzw. auf einem der beiden Polen-Priesterblöcke sein mußte, an inneren Erwartungen gehegt habe für die vor*

uns liegende Zeitspanne, da er doch endlich einmal bei uns sein werde, ist mir nicht mehr in Erinnerung. Auf alle Fälle stand bei mir fest, daß ich ihn bitten würde, meine Beichten entgegenzunehmen. Ich ahnte, daß er ein ausgezeichneter Beichtvater und Seelenführer sein müsse. Auf jeden Fall konnte ich nicht ahnen, was mit dem 13. Oktober 1942 beginnen werde, daß sich nämlich für mich die Lagersituation innerlich grundlegend verändern und verwandeln würde.“ Im Blick auf das, was mit dem 13.10.1942 begann, schrieb Heinz Dresbach später einmal: „Es ging für mich gleichsam ein erstes Dachau zu Ende, und es dämmerte allmählich ein zweites, neues unerahnbares Dachau herauf.“

Als Pater Kentenich endlich auf den Priesterblock 26 kam, begegnete ihm Heinz Dresbach mit einer scheuen Erwartung, aber auch mit einer kritischen Neugier. Er wollte ihn sich ‚gründlich und kritisch‘ anschauen unter dem Gesichtspunkt, ‚ob er auch Fehler hat und welche. Mit anderen Worten: Ob er ein großer Heiliger ist oder nicht.‘ Heinz Dresbach berichtet:

„Ich wohnte damals in Stube 3. Stube 1 war Kapelle, 2, 3 und 4 waren Wohn- und Schlafstuben. Anfangs hatte ich noch ganz wenig Kontakt mit ihm. Ich hatte eine gewisse Scheu, ihn viel in Anspruch zu nehmen, weil ich mir sagte: ‚So ein Mann, der so große Aufgaben hat, und der das bedeutet...‘ Ich hatte eine ungemein hohe Meinung von ihm, und die ist auch in keiner Weise eingeschränkt oder überhaupt enttäuscht worden, obwohl ich doch nachher Tag und Nacht mit ihm zusammen war. - Quotidiana vilescunt - man lernt die Menschen auf diese Weise auch von der anderen Seite kennen, wenn man sie bis dahin sehr hoch geschätzt hat. Aber ich habe die ganzen Jahre, wo ich mit ihm zusammen war, vergebens gesucht und mit Aufmerksamkeit aufgepaßt, irgend einen Fehler an ihm zu entdecken, es ist mir nicht gelungen. Allerdings, es gab manches an ihm, was mir unverständlich war. Manches blieb mir lange Zeit unverständlich, doch ich habe nie gewagt, ein Urteil zu fällen. Ich habe mir immer gesagt: ‚Das ist ein so großer Mann, den kannst du nicht beurteilen, der geht weit über deinen Horizont hinaus, du mußt halt zurückhaltend sein, abwarten, vielleicht daß dir im Laufe der

Zeit das eine oder andere klarer wird.' Und so war es denn auch. Ich habe ihn gleich, nachdem er auf unseren Block gekommen war, als Beichtvater gewählt. Dadurch wurde der Kontakt auch etwas persönlicher oder vielmehr sogar sehr viel persönlicher. Das war im Oktober 1942.“

Als Pater Kentenich auf Block 26 kam, hatten die Häftlinge einen lebensbedrohenden Hungersommer hinter sich. Heinz Dresbach schreibt: *„Wir waren dem Tode nahe...“* Dementsprechend war auch der äußere Eindruck, den der Neuankömmling auf ihn machte. Er berichtet: *„Sein Bäuchlein, das er noch bei der Einlieferung ins Lager gehabt hatte, und das in seinem Drillichanzug recht gut bemerkbar war, das war schon längst geschmolzen, und er war so mager geworden, daß wir ihm eines Tages sagten: ‚Herr Pater, Sie sind aber so abgemagert, das halten Sie auch nicht mehr lange aus!‘ Da sagte er in aller Seelenruhe: ‚Noch ein paar Wochen, dann ist es zu Ende.‘ Und es sprach so aus dem Ton und der Art, wie er das sagte, die volle Bereitschaft, er rechnete einfach damit. So als wenn es für ihn nichts Besseres gäbe, als sein Leben zu lassen. Das war bei ihm nie Phrase oder Pose, das gibt es bei ihm überhaupt nicht. So etwas Nüchternes, ich muß sagen: Ich bin später, wo ich den intensiven Kontakt mit ihm hatte und mit ihm zusammenarbeitete, in der Freizeit manchmal allein durch das Lager gegangen und hatte nur diesen einen Gedanken: Das ist der erste Mensch, der dir in deinem Leben begegnet ist. Damit wollte ich mir sagen: Der so sehr Mensch, so echt Mensch ist, dem alles Menschliche so vertraut ist und der einem anderen Menschen so nahe kommen kann.“*

Wie Heinz Dresbach das ganz persönlich erfahren hat, lassen wir ihn nun selber berichten. Dabei möge man beherzigen, was er bei der Niederschrift seiner Erfahrung kritisch anmerkt: *„Der Leser versteht, daß es sich hier um meine ganz persönliche Auffassung handelt. Und ich erkläre, daß ich von niemandem erwarte, daß er sich diese meine Meinung zu eigen macht. Jeder muß ja sehen, wie er sich über etwas oder über jemanden ein Urteil zu bilden in den Stand gesetzt sieht.“* Heinz Dresbach erzählt:

„Ich weiß aus diesen ersten Tagen keine Einzelheiten mehr, aber schon bald bat ich Pater Kentenich, bei ihm beichten zu dürfen. Aus Dankbarkeit muß ich an dieser Stelle vermerken, daß der liebende Vatergott mir unter den mißlichen Verhältnissen des KZ in Pater Fischer und danach in Pater Eise ausgezeichnete Beichtväter geschenkt hatte. Nun aber mußte ich wohl nach Dachau kommen, um hier Pater Kentenich zum Beichtvater und Seelenführer zu bekommen. Wenn ich mir die damaligen Vorgänge - so gut das nach so langer Zeit möglich ist - zu rekonstruieren versuche, muß ich sagen, daß eine erste Annäherung an Herrn Pater nicht viel Zeit brauchte, denn nach gut drei Monaten, d.h. zu Beginn der Quarantäne war unsere Zusammengehörigkeit und das Hand in Hand Zusammenwirken schon geübt, wie das auch in der folgenden Zeit immer geblieben ist. Es war also wohl zuerst die Beichte die Gelegenheit, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Aber das war nur der äußere Vorgang. Was sich dabei innerlich ereignete, war das ganz Neue und zunächst nicht zu begreifen. Ich erlebte, daß mir da jemand zuhörte, wie mir wohl noch nie jemand in meinem Leben zugehört hatte. Hier beginnt schon die Schwierigkeit, das in Worte zu fassen, was nun begann. Er nahm meine Worte ganz in sich auf, als bedeuteten sie ihm viel. Er schien in diesen Momenten nichts anderes und Wichtigeres zu tun zu haben, als zu hören und das, was da gesagt wurde, in sich aufzunehmen. Dieses sein Zuhören hatte für mich etwas Beglückendes und überraschendes an sich, das ich mir zunächst nicht zu deuten wußte. Dann aber seine Reaktionen auf das Gehörte und auf den, der zu ihm gesprochen hatte. Ich erlebte, daß ich tief verstanden und dabei angenommen wurde. Dieses Letztere wurde mir erst langsam bewußt. Es wurde zu einem erstmaligen Erlebnis, daß ich mich in dieser Weise und mit solcher Liebe angenommen erfuhr. Das wurde von Mal zu Mal deutlicher und lebendiger; bis es so etwas wie einen Höhepunkt erreichte, als Herr Pater zu mir sagte - dabei wußte ich nicht, was ich hörte: ‚Der liebe Gott hat Dich mir geschenkt. Du gehörst mir.‘ Welch ein Wort! Um das gesagt zu bekommen, dafür lohnte es sich, meinen ganzen bisherigen Lebensweg und auch Dachauweg gegangen zu sein mit allem, auch Schwerem, was darinnen steht.

Diese letztere Bemerkung bedarf einer näheren Erklärung: Mein Vater war im Juli 1916 an der Somme im Krieg geblieben. Ich war 4 ½ Jahre alt. Meine Erinnerungen an ihn werden - so spärlich und matt sie sind - kaum auf unmittelbare eigene erste Erfahrungen zurückgehen, sondern sich auf Fotos von ihm wie auch auf Erzählungen über ihn stützen. Das für mein Leben einschneidende Ereignis des Väterverlustes begann ich mit Millionen anderen jungen Menschen unseres Jahrhunderts zu teilen und zu erleiden. Eine der Wirkungen, die daraus resultierten, war die, daß ich von nun an in der Hauptsache auf meine Mutter und meine ältere Schwester angewiesen war und mit ihnen zusammenlebte. So wandte sich die innere Orientierung diesen beiden in erster Linie zu und hat die ganze Erziehung und meinen inneren und äußeren Werdegang sehr beeinflußt und zwar einerseits ganz positiv, dann aber andererseits in der dauernden unbewußten Entbehrung des männlichen Erziehers. Es war in diesem Zusammenhang auch nicht ohne Einfluß auf mich, daß unsere Lehrer und Priester mich hier und da nicht ganz zu bejahen schienen, obwohl wir in unserer Heimatgemeinde in den für mich entscheidenden Jahren hervorragende Priester gehabt haben, wofür ich Gott nicht genug danken kann. Dasselbe muß ich von unserem Religionslehrer auf dem Gymnasium, Herrn Prälaten Karl Eichen sagen. Von ihm erfuhr ich mich schon mehr angenommen und ernstgenommen. Es kann auch nur subjektiver innerer Vorgang gewesen sein, daß ich mich manchmal ein bißchen beiseitegeschoben vorkam. Andererseits kann ich mich noch gut erinnern, daß mir - das war ganz selten der Fall - wenn ich etwa einmal sehr nahe bei einem Manne - das waren wohl unsere Kapläne - zu stehen kam, rein gefühlsmäßig zum Erlebnis wurde, welch ein großer und beglückend bergender Schutz von einem Manne ausstrahlt. Darin war dann auch das Erleiden der Vaterlosigkeit zu spüren. Ich kann aber meiner Mutter und auch meiner Schwester nicht genug danken für all das, was sie mir in meinen Jugendjahren geworden sind, und was alles ich ihnen zu verdanken habe. Daß es ihnen natürlich nicht gelungen ist, den Vater ganz zu ersetzen, das gehört zur rein menschlichen und naturgegebenen Unzulänglichkeit alles Geschaffenen. Bei allen Nachteilen, die daraus für meine Entwicklung resultierten, hatte Gott mit alledem seine weisen und liebenden, wenn auch noch verborgenen Pläne.

Meine persönliche Lage war nunmehr ganz verändert, was mir allerdings erst allmählich zum Bewußtsein kam. Ich konnte alles, was da auf mich zugekommen war, nicht einordnen in bisherige Erkenntnisse und Erfahrungen, und so war ich irgendwie hilflos all dem Neuen gegenüber. Das hatte die Wirkung, daß ich einerseits mit niemandem darüber sprechen konnte, andererseits ich mir das auch selbst nicht gleich erklären konnte, so daß ich eine Zeit lang in den kurzen Freizeiten im Lager herum ging, niemanden sprechen wollte, und innerlich nur das eine Wort mit mir herumtrug, daß ich mir sagte: ‚Das ist der erste Mensch, der dir in deinem Leben begegnet.‘ Damit wollte ich mir selbst gegenüber zum Ausdruck bringen, daß mir in Herrn Pater zum erstenmal ein Mensch begegnete, der in diesem für mich unbegreiflichen Ausmaße ein ganz und gar natürlich echter Mensch war, wie ich nie vorher einen gekannt und erlebt hatte, und der gleichzeitig derartig übernatürlich eingestellt war, daß für ihn Gott und seine Welt realer waren als alles, was er mit den Sinnen in sich aufnehmen konnte. Das hat sich später immer mehr auf Schritt und Tritt bestätigt. Bei alledem brachte Herr Pater den Seinen ein so großes Vertrauen entgegen, das mir auch ganz neu war. Man erlebte sich dadurch so gewertet, daß dadurch auch das Verhältnis zum eigenen Selbst neu und versöhnter und bejahender wurde. Auf diese Weise wurde es einem immer leichter, ihm ein immer rückhaltloseres Vertrauen entgegenzubringen. So ergab es sich fast wie von selbst, daß ich ihm meinen ganzen Lebenslauf erzählte, und das ohne jede Mühe, ja vielmehr mit zunehmender Freude, weil er alles so liebend in sich aufnahm. Ich möchte fast sagen, es war eine Lust, sich ihm zu eröffnen. So konnte er helfen, vieles zu verarbeiten, was im Innern noch irgendwo herumlag. Es setzte jedenfalls ein inneres Wachsen ein, und ein Nachholen, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Bei alledem hatte ich in keiner Sekunde den Verdacht, daß Herr Pater nur Methoden anwende und mich bewußt pädagogisch bearbeiten wolle, sondern alles kam aus einer echten und tiefen liebenden Bejahung und Annahme. Alles an ihm war auch so schlicht und selbstvergessen, daß für ihn nur noch der andere zu existieren schien. Mit einem Wort: Es ging ihm nicht um den Erfolg seiner Mühen, es ging ihm um den Menschen und dessen eigentliche Interessen.

In jenen Wochen hatte ich ganz unbewußt angefangen, Herrn Pater tief in mich aufzunehmen und sein Leben und seine Art mit meinem Lebensgefüge eins werden zu lassen. Weil das so im Unterbewußten vor sich ging, deswegen handelte es sich um eine echte Lebensübertragung und Herzenseinigung. Weil diese Eindrücke bis in die Wurzeln der Person hinabdrangen, konnte ohne jede Planung von meiner Seite das Herz im Laufe der Zeit anfangen, ganz leise und ein bißchen vor sich selbst verschämt den Namen ‚Vater‘ zu sagen, was dann auch im Bewußtsein immer deutlicher wurde. Das zeigte sich mir auch darin, daß ich in Notizen von jener Zeit an für seine Person als Abkürzung nur ein ‚V‘ schrieb. Es dauerte jahrelang, bis mir zu Beginn der schweren Auseinandersetzungen der beginnenden fünfziger Jahre klar wurde: ‚Das Verhältnis, das du zum Vater gefunden hast, das muß eines Tages die gesamte Schönstattfamilie ähnlich erleben und finden.‘ Aber wie so etwas möglich sein sollte, das war mir noch ganz unerfindlich. Bis dann Gott seine Verbannung nach Milwaukee zulassen und alle Beteiligten ans Kreuz nageln mußte, um durch diese schwere Leidgemeinschaft zu einer entsprechenden Herzengemeinschaft durchfinden zu lassen.

Es war dann in den Jahren nach Dachau und erst recht später den Theologen gegenüber weniger Plan als Ausdruck des Lebens, wenn ich nicht genug von Herrn Pater erzählen konnte. So kam im Laufe der Zeit zum Bewußtsein, warum der liebe Gott mich nach Dachau hat kommen lassen: Ich sollte in dieser lieblosen, heimatlosen und vaterlosen Welt als einer, der vaterlos aufgewachsen war, im KZ einen Vater finden und ihm Sohn werden dürfen.

‚O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unerforschlich sind seine Urteile und wie unergründlich seine Wege. Denn wer hat die Gedanken des Herrn erkannt? Oder wer ist sein Ratgeber gewesen? Wer hat IHM etwas gegeben, so daß GOTT ihm etwas zurückgeben müßte? Denn aus IHM durch IHN und auf IHN hin ist alles; IHM die Herrlichkeit in Ewigkeit.‘ (Röm 11)“

Bald nach seiner Entlassung und Heimkehr hat Heinz Dresbach ein Wort Pater Kentenichs notiert, das sehr schön die Beziehung zum

Ausdruck bringt, die zwischen ihm und Pater Kentenich im KZ gewachsen ist. Es war am 31. Mai 1945. In Schönstatt war Lichterprozession zum Abschluß des Maimonats. Pater Kentenich, Pater Fischer und Kaplan Dresbach nahmen an der Prozession teil und gingen nebeneinander. Unauslöschlich prägte sich Heinz Dresbach ein, wie Pater Kentenich dabei zu ihm und Pater Fischer sagte: „*Wir drei gehören zusammen!*“

Das KZ Dachau als Glaubens- und Lebensschule

Es sei noch einmal daran erinnert, welche Angst Heinz Dresbach am 30.07.1941 im Gefängnis von Allenstein überkam, als ihn der Gedanke überfiel, daß er in ein KZ kommen würde. Nach seiner Befreiung aus dem KZ bezeugte er, daß er mitten in der Hölle von Dachau den Himmel erfahren habe. Dachau war eine harte Prüfung und Bewährungsprobe für seinen Glauben. Ob er sie bestanden hat? Seine Mithäftlinge haben ihm ein gutes Zeugnis ausgestellt. Pfarrer Konrad Weigand (Erzdiözese Freiburg) schrieb in einem Brief an Dresbach vom 04.08.1954: *„Carissime! Dresbach, ja ich erinnere mich, Du warst damals auch in Dachau, Stube 3. Etwas klein von Gestalt, aber gute Haltung und allzeit froh und guten Mutes.“* Für Pfarrer Hermann Dümig (Diözese Würzburg) war er der *„quietschlebendige Kölner Kaplan Dresbach“* (Brief vom 06.11.1954). Aus welchen Quellen er lebte, war auch den Mithäftlingen nicht entgangen, die auf Schönstatt nicht gerade besonders gut zu sprechen waren. Pfarrer Emil Thoma (Erzdiözese Freiburg) erinnert ihn daran in einem Brief vom 21.04.1955: *„... Du, lb. Dresbach, hast ja damals auch im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gestanden. Es wird Dir nicht entgangen sein, daß Deine besonderen Freunde Dich den ‚Säugling Unserer Lieben Frau von Schönstatt‘ genannt haben.“* Was andere Priesterhäftlinge von ihrem KZ-Aufenthalt sagten, trifft auch auf ihn zu: Das KZ wurde für ihn zu einem zweiten Priesterseminar, zu einer Schule des Glaubens und priesterlicher Sendung und Gemeinschaft. Dies aber in erster Linie durch die Anwesenheit und das Wirken von Pater Kentenich. Dresbach hatte den Eindruck, daß manche Mithäftlinge nur ans Überleben dachten. Er war sich stets bewußt, daß er es vor allem Pater Kentenich verdankte, wenn er anders dachte: *„Wir Schönstätter waren nicht der Auffassung. Natürlich muß ich sagen, das was ich damals dachte in Dachau, das war sehr stark von Pater Kentenich beeinflusst. Ich stand ganz stark unter dem Einfluß von Pater Kentenich und ich weiß nicht, wie ich das Lager überstanden hätte, wenn Pater Kentenich nicht dagewesen wäre. Daß er uns eine mehr als große Hilfe war, das war selbstverständlich.“* Dabei konnte Heinz Dresbach auch demütig und selbstkritisch anerkennen,

daß andere durch ihre konsequente Haltung ihn auch übertroffen haben. So schreibt er etwa von Pater Fischer: *„Das, was Pater Fischer gewagt hat in Dachau -, ich hätte das nie getan, wäre viel zu feige (da) für gewesen.“*

Ein bewegendes Zeugnis für das, was Heinz Dresbach „damals dachte in Dachau“, ist seine Marienpredigt, die er bei der Maiandacht am 21. Mai 1943 in der Kapelle von Block 26 seinen Mithäftlingen halten durfte. Bei der Eröffnung des Marienmonats 1943, am 1. Mai, ist die sogenannte „Lagermadonna“ auf einem würdigen Maialtar rechts vom Hauptaltar aufgestellt worden, mit Kerzen geziert und mit Blumen aus der Lagergärtnerei. Die holzgeschnitzte Figur, Mutter mit Kind, war in Breslau erstanden worden und stand im Kolleg der Salvatorianer in Jägerndorf (Sudetenland) als „mater salvatoris“. Die Salvatorianerpatres hörten von der Pfarrhelferin in Jägerndorf, daß Weihbischof Nathan die Möglichkeit habe, den Priesterhäftlingen im KZ Dachau zu einem Marienbild zu verhelfen. Sie brachten das Marienbild in die Wohnung von Josef Barton in Jägerndorf, der damals Diözesanrat des deutschen Anteils der Diözese Olmütz war (später Spiritual in Königstein und Standesleiter in Schönstatt). Von dort trat es seine Fahrt ins KZ Dachau an. Für die Priesterhäftlinge war die Ankunft des Marienbildes ein großer Trost. Sie wollten sich dadurch dankbar erzeigen, daß sie in den Maian-dachten des Jahres 1943 geistigerweise hinauspilgerten zu bekannten Marien-wallfahrtsorten des vom Kriege heimgesuchten Europa, um die Gottesmutter zu bitten, alle zu trösten, die ihre Hilfe nötig haben. Heinz Dresbach lud am 21. Mai 1943 seine Mithäftlinge ein, geistigerweise mit ihm nach Köln zu pilgern zur „Schwarzen Mutter Gottes in der Kupfergasse“. Ihr Heiligtum war kurze Zeit zuvor von Bomben zerstört worden. Seine Predigt ist ein Zeugnis dafür, wie sehr er im Glauben mit seiner Heimat verbunden war, wie er im eigenen Elend mit der Not der anderen fühlte, und wie er sich bemühte und die Mitbrüder dafür zu gewinnen suchte, die Not der Haft und des Krieges als Anruf Gottes zu erkennen und fruchtbar zu machen im Sinne ihrer priesterlichen Sendung. Er konnte den Text seiner Predigt kurz vor Kriegsende an seine Schwester nach Wallmerod senden. Der Text lautet:

„Wenn wir heute gemeinsam nach Köln pilgern, zur ‚Schwarzen Mutter Gottes in der Kupfergasse‘, so mag es nicht unbescheiden sein, auf dem Wege zu erzählen, daß sie in jener Kirche wohnt, in der meine Mutter selig wiedergeboren wurde aus Wasser und Heiligem Geiste, und ich als junger Diakon am Maria-Himmelfahrts-Tage (= 1938) meine erste Predigt halten durfte. Wie es so oftmals in Legenden und frommen Erzählungen von einem Haus unserer himmlischen Mutter heißt, daß bei einer Zerstörung, bei einem wütenden Brande das Bild der Mutter wunderbar unversehrt blieb, so auch hier: Sie sei nur geschwärzt vom Feuer, das ihr aber sonst nichts habe anhaben können. Diese dunkle Farbe - gleichsam ein bleibendes Zeichen ihres Sieges über die Elemente der Zerstörung, ähnlich den Wundmalen des verklärten Sohnes. Ein stilles Coenaculum, wo sie Tag für Tag inmitten der sich drängenden, stillen Beter thront und mit diesen bettelnden Herzen unsichtbar die Geschicke der Menschen und Völker lenkt. Doch wenn wir heute ankommen - und wir kommen an jedem Tage unseres Christenlebens an - wir finden nur noch schwarze, ragende Trümmer, eine leere Ruine nach grausiger Zerstörung. Feuer vom Himmel prasselte auf das Heim jener, die einst inmitten des neugeweihten, jungen Apostelkreises die Flammen des Heiligen Geistes herabgebetet hatte. Ein junger Priester war es, der in der Kölner Schreckensnacht mutig die ‚Schwarze Mutter Gottes‘ dem Feuer entrissen hat, und heute hat sie eine Kriegswohnung gefunden im Hohen Dom. - In den Tagen also, in denen Gewitter von Vernichtung und Tod auf das Volk und die Völker hernieder-prasseln, rettet der glaubensstarke, kindlich liebende Priester dem Volk die Mutter des Herrn. Und das ist der Plan, den unsere liebe Frau für unsere Zeit hegt: Sie vertraut darauf, daß die gesalbten Hände und Herzen der Priester von Dauchau und von allen Priestern sie und ihre Herrlichkeit unser(er) Zeit mit hohem Mute künden, erhalten und hinüberretten in kommende Tage. Wenn wir sie haben, besitzen wir Christus den Herrn, sein Kreuz, den Dreifaltigen Gott, besitzen wir alles. Daß wir, ein jeder von uns, diese heißen Erwartungen unserer himmlischen Mutter und Königin hundertprozentig erfüllen, darum laßt uns heute jede Stunde nicht nur einmal bitten und beten und betteln:

*Breit um uns Deinen Mantel, Königin her und mild,
Du Dreimal Wunderbare, sei Du uns Wehr und Schild!
Wir glauben an unsere Sendung, sie bleibt in den Stürmen stehn,
wird über die Zeiten siegen: Wir werden nicht untergehn.“*

Wie sehr Kaplan Dresbach unter der umsichtigen Anleitung von Pater Kentenich in der gläubigen Sicht und Bemeisterung seines KZ-Aufenthaltes gewachsen ist, bezeugen die Briefe, die Dresbach an seine Schwester Agnes geschrieben hat. Alle 14 Tage durften die Häftlinge legal an ihre Angehörigen schreiben. In verdeckter Weise läßt Heinz Dresbach seine Schwester am Leben im Lager teilnehmen und hilft ihr, das gemeinsame schwere Schicksal im Glauben zu sehen und aus dem Liebesbündnis mit der Gottesmutter von Schönstatt zu meistern zum Segen für die Kirche und für das gedemütigte deutsche Volk. Das persönliche Erleiden stand für Heinz Dresbach ganz im Hintergrund. Seine Sorge galt der Schwester, und er ließ sie teilhaben an der Sorge für die anderen. Im August 1943 durfte sie ihm eine neue Ausstattung für den primitiven Tabernakel in der Kapelle von Block 26 besorgen. Durch sie hielt er Verbindung mit seinen Marienwerderern, für die er sich auch in Dachau als Seelsorger verantwortlich wußte. Sie ließen ihm durch Lebensmittelkarten, die sie an seine Schwester sandten, manche Hilfe zukommen. Er ermutigte die Marienwerderer für ihren Glaubensweg durch seine Botschaften, die von seiner Schwester weitergeleitet wurden. So schrieb er in einem der letzten Briefe, die erhalten sind, am 14.01.1945: *„An die im Osten: Je länger ich fern bin, um so mehr gehe ich mit Euch auf allen Wegen. Eure Schicksale darf ich mehr und mehr mitleben. Ich bewundere Eure Treue und bete und segne täglich in reichem Maße. Wenn wir ausharren, werden wir Gottes und der Mutter Treue noch in unerhörter, alle Erwartungen übersteigender Weise erfahren...“* Bald nachdem seine Schwester in einer Filiale der Marienschwestern in Wallmerod (bei Limburg) aus dem zerbombten Köln eine Zuflucht gefunden hatte, stellte Heinz Dresbach seine legalen Briefe auch Pater Kentenich für Botschaften an seine Schwesterngemeinschaft und andere Kreise zur Verfügung. Immer wieder klingt in den Briefen an die Schwester die Verehrung und Liebe gegenüber Pater Kentenich durch, seinen *„bedeutenden Meister“* und *„besten*

Papa, den wir im Stall haben“ (wie er einmal humorvoll bemerkt). Die Briefe an seine Schwester Agnes bezeugen einen hohen Grad an Glaubensgeist und Glaubensfreude. Im Weihnachtsbrief vom 03.12.1944 schreibt er an seine Schwester: „Weihnachten wollen wir beide... herzlich Dank sagen für diese Leidenszeit, die mit unglaublich großen und vielen Gnaden gespickt ist.“

Zuweilen war sich Heinz Dresbach wohl sehr bewußt, daß man auf Grund seiner ‚Heldenbriefe‘ vielleicht doch ein zu positives Bild von ihm haben könnte. Am 31.07.1943, zwei Jahre nach Erhalt des Schutzhaftbefehls, schreibt er an seine Schwester:

„Diese Briefe, die von hier kommen, haben einen eigenen Klang, der eine kurze Erklärung verlangt. Manches darin hat ein hohes, adeliges Antlitz, wie das der Helden. Manche Aussprüche könnten den Briefen der Heiligen entnommen sein. Und es soll kein Tüpfelchen davon zurückgenommen werden. Aber man muß bedenken: Da kommt die Zielrichtung zum Ausdruck. Die besten Gedanken und Grundhaltungen aus dem Glauben, Gedanken, die man nicht jeden Augenblick so reich in sich trägt. Dieses Denken ist ja nicht auf eigenem Mist gewachsen. Du kennst die Quellen, Du bist ja selbst in diesen Wochen - in zweifacher Weise - daran. Und die tägliche Begegnung mit Jupp (= Pater Kentenich). Du wirst also verstehen! Aber glaube nicht, daß die Wirklichkeit und ihr Alltag auch nur entfernt so seien; da machen die Kinder immer noch nicht mehr als kindliche - bestimmt auch kindische - Gehversuche. Und könnte man so schon sehen, wie diese Wirklichkeit das verdient, wie Gott, der Richtende sie sieht, man würde dann vielleicht andere Briefe schreiben. Bedenke das nur - ein jeder weiß es ja auch aus eigener Erfahrung - und Du wirst einsehen, daß man viel emsige Gebete braucht von allen Menschen, die aus dem Glauben heraus Wissende in dieser Welt geworden sind. Du weißt auch, daß unser Bruder an einer tiefen Quelle lebt, und nun führt er in gewissem Sinne ein Doppelleben: Die Hitze des Tages und die kühlende Frische des besten Wasserleins (Anspielung auf Pater Kentenich). Eines will das andere besiegen. Was wird es noch kosten, bis er der sengenden Sonne, die die Welt ‚ihren‘ Tag nennt, entflieht und nur noch ausschließlich

aus dem Brunnen und für ihn lebt. Ob Du mich verstehst? So wirst Du also beides bedenken: die Höhe und den steilen Weg zu ihr. Wir sind ja Bürger zweier Welten, und das sind wirklich noch zwei!! Da ist noch kein voller Gleichklang. Nun, das weißt Du wie ich und wir mit vielen. Gott hat ein Feuer gebracht, selig, in deren Herzen es prasselt!“

Mit seinen Gedanken und Gebeten war Heinz Dresbach auch bei seinen Bischöfen, von denen er sich nicht vergessen wollte. Nach seiner Entlassung aus Dachau erst erfuhr er, daß Bischof Maximilian Kaller vom Ermland ihn im Gefängnis von Allenstein besuchen wollte, aber von der Gestapo brüsk abgewiesen worden war. Als sein früherer Seminarregens Frings Erzbischof von Köln wurde (1942), bat Dresbach seine Schwester, dem neuen Erzbischof herzliche Glückwünsche zu entrichten, was sie auch bald durch einen Besuch erledigt hat. Am 04.02.1943 vermerkt Dresbach, daß er „*ein Paket von Frings*“ bekommen habe und am 04.04.1943 kann er schreiben: „*Frings schickte mir eine Unterhose.*“ Zum ersten Weihetag konnte er wieder Grüße ausrichten lassen und am 14.11.1943 kann er nicht nur Grüße von Frings vermerken, sondern auch von Bischof Maximilian Kaller (Ermland): „*Kaller schrieb zum Geburtstag. Ihm Freude und Dank, daß wir nicht vergessen sind. Ich denke mit Liebe oft an die Arbeit in seinem Weinberg, den ich lieb gewann. Die Seelen, die ihm und mir anvertraut sind, bekommen täglich Gebete und Opfer...*“ Am 03.12.44 konnte er der Schwester schreiben: „Dank auch an Kaller für Geburtstagsgrüße. Ich möchte ihm ‚drahtlos‘ helfen, die Herde zu weiden...!“

Man spürt die herzliche und vertrauensvolle Verbundenheit von Heinz mit seinen Bischöfen. Er wußte sehr gut, in welch großer Bedrängnis sie selber waren, und daß er nicht mehr Zuwendung erwarten durfte. Wohl erfüllte ihn der Gedanke mit Wehmut, daß sein Bischof der Schönstattfamilie gegenüber, der Heinz so viel verdankte, noch manche Vorbehalte zu haben schien. Es ist nicht bekannt, ob Agnes den Auftrag von Heinz im Brief vom 21.01.44 ausgeführt hat, und ob Heinz wirklich gerechnet hat, daß sie es tue. Darin schreibt er: „*Onkel Max (= Bischof Kaller) ganz herzlichen Dank für seine*

Grüße. Schreibe ihm bitte: Ich kann mir gar nicht denken, was er gegen die Familie hat. Ich darf aus Erfahrung sagen, daß sie alle Lebenskräfte in sich hat, die die Kirche bereit hält; und ich hätte die Geschichte der letzten Jahre nicht in dem Geist und nicht in der Art ertragen können, wenn ich nicht in die Schule der Familie gegangen wäre. Bei unvoreingestellter Prüfung würde auch Onkel feststellen, daß die Kinder dieser Familie ein Lebensprogramm, sein Lebensprogramm zu dem ihren gemacht haben, und das müßte doch für ihn in der heutigen Zeit der größte Trost sein. Einen herzlichen, ehrfurchtsvollen Gruß...“

Der letzte Brief von Heinz Dresbach an seine Schwester, der erhalten ist (vom 11.02.45), zeigt wie in einer Zusammenfassung, wie Heinz und die anderen Mitbrüder mit Pater Kentenich wirklich eine natürliche und übernatürliche Familie zu sein sich bemühten in der Sorge für die Kirche und auch für die Mitgefangenen im Lager. Fast ein wenig übermütig schreibt Heinz Dresbach (der sich in den Briefen immer Männi nennt, um verdeckt über sich - gleichsam als über einen Außenstehenden - schreiben zu können. Der Häuptling ist natürlich Pater Kentenich):

„Wie mag es denen (im Osten, die auf der Flucht waren) ergehen? Ob und wann, woher und welcher Art Nachrichten von ihnen noch einmal zu uns dringen? ‚Ich muß sie einsam seh'n im Kampfe steh'n, kann nur im Bau'n auf Dich des Weges geh'n.‘ Die Mutter hat sie alle in ihrem sichersten Schutz! ... Kostbare Feldpost von Männi ist angekommen: Ausgehend von der Tatsache, daß es ihm gesundheitlich ausgezeichnet gehe, gibt er sodann eine Schilderung vom Leben der kleinen Gemeinschaft, die er dort an der Front gefunden hat: ‚Während jeder den Tag über seinen privaten oder öffentlichen Aufgaben und Pflichten nachgeht, treffen alle sich zweimal zum gemeinsamen Mahle unter dem Vorsitz ihres ‚Häuptlings‘, den sie als ‚Vater‘ ehren. Weil sie, wenn auch erfahrene Krieger, doch noch recht bubenhaft sein können, paßt Vater sich ihnen an. Paulus würde sagen: ‚Allen alles, den Schalken ein Schalk.‘ Es gibt da einen Oberkoch mit präziser Pünktlichkeit, und Spatzen, deren besonders einer von dieser Tugend eine andere Auffassung hat. Im

Schnabulieren haben alle eine gewisse Höhenlage, einer allmählich auch im Butterbroteschmieren. Welche Geduld braucht es, bis alle regelmäßig das Not- und Dankgebet verrichten. Das ist so schlimm, daß Vater manchmal fragt: ‚Wer hat heute ‚schon‘, oder - ‚noch nicht‘?‘ Dann folgt Schweigen, die einen, weil sie sich nicht rühmen wollen, daß sie ‚schon‘, die anderen, daß sie ‚noch nicht‘. Wie die I-A. Köttels. Es fällt in solcher Familie alle Tünche ab, und dann kann man gewahr werden, daß unter rauhem Firnis äußerlich männlichen Gebarens kleine dumme Kinder leben, die von irgend jemandem auf starken Arm emporgehoben, die Sonne und die weite Welt sehen lernen - und das im engen dunklen Schützengraben.'
- Herzlichen Gruß...“

Entlassung aus dem KZ und Heimkehr nach Schönstatt

Es blieb den Häftlingen im KZ nicht verborgen, daß die Alliierten bald nach Beginn des Jahres 1945 immer weiter in den Westen und Süden Deutschlands vordrangen. Im Lager herrschte Ungewißheit, was die SS mit dem Lager und den Häftlingen machen wird. Pater Kentenich ermutigte seine Getreuen im Vertrauen auf die Gottesmutter, aber auch in der Bereitschaft, sich innerlich auf das Äußerste einzustellen. Am 25. März 1945 nahm Pater Kentenich auf der Lagerstraße, mitten im Gewühl der Häftlinge und unbemerkt von der SS, die Weihe einer kleinen Gruppe von italienischen Priestern an die Gottesmutter von Schönstatt entgegen und hielt ihnen eine lateinische Ansprache. Danach spazierten Dresbach, Pater Fischer und Pater Kentenich noch gemeinsam auf der Lagerstraße und sprachen über die Lage. Dresbach berichtet, daß dabei auch das sichere Empfinden zur Sprache kam, daß an diesem Festtag der Gottesmutter, der zugleich der Palmsonntag war, der Ort Schönstatt von den Alliierten befreit wurde. Tatsächlich waren an diesem Tag die Amerikaner in Schönstatt eingerückt. Wider Erwarten begann am 27.03.45 die Entlassung von „reichsdeutschen Priesterhäftlingen“. Sie ging zurück auf eine Verfügung des RSHA (Reichssicherheitshauptamtes) Berlin vom 24.03.1945. Vom Gründonnerstag (29.03.) bis Osterdienstag (03.04.45) wurde die Entlassungsaktion unterbrochen. Dann wurde sie in alphabetischer Reihenfolge weitergeführt. Von einem Mithäftling erfuhr Dresbach schon bald, daß ein junger Franzose auch seinen Namen in der Entlassungsliste gefunden habe. Am 05. April wurde sein Name tatsächlich auch aufgerufen. Sein erster Besuch in der Freiheit galt der Pfarrkirche von Dachau - zusammen mit anderen Freigelassenen, z.B. Kurat Hermann Dümig aus der Diözese Würzburg - und dem Pfarrer von Dachau, der sie freudig aufnahm und dem sie für viele Hilfe dankten. Dann suchte er, wie er es zuvor mit Pater Kentenich abgesprochen hatte, unverzüglich nach Freising zu kommen. Dort fand er in einem Haus der Pallottiner (Vinzentinum) durch Pater Quirmbach liebevolle Aufnahme.

Tags darauf, am Herz-Jesu-Freitag, feierte er in großer Ergriffenheit seine erste heilige Messe in Freiheit - vor ausgesetztem Allerheiligsten, wie es damals noch üblich war. Am Freitagnachmittag gegen 3 Uhr wurde er von Kaplan Hans Kostron, einem Schönstätter Mithäftling, der inzwischen auch freigekommen war, aus dem Mittagsschlaf gerissen und mit der Nachricht beglückt, daß Pater Kantenich am 06.04. ebenfalls entlassen worden sei und sich nach Schönbrunn nördlich von Dachau begeben habe.

Unverzüglich machte sich Heinz Dresbach auf den Weg, um über München, Dachau und Röhrmoos nach Schönbrunn zu Pater Kantenich zu gelangen. Auf seinen Bahnfahrten erkannte Kaplan Dresbach das Ausmaß der Zerstörungen durch die Bombenangriffe. Spät am Abend gelangte er nach Schönbrunn. Die Freude über die Wiederbegegnung in der Freiheit war groß. Anderntags beschlossen beide, nach Freising umzusiedeln. Dort blieben sie eine ganze Woche. Pater Kantenich machte Besuche und wurde gleich von verschiedensten Kreisen, vor allem den Schönstattgruppen, in Beschlag genommen zu Vorträgen und Gesprächen. Auch Heinz Dresbach übernahm solche Aufgaben. Unter anderen besuchte Pater Kantenich auch verschiedene Domkapitulare und wartete auf den Erzbischof, Kardinal Faulhaber. Am 14.04. hatte er eine Audienz beim Kardinal. Danach hielt ihn nichts mehr zurück. Er wollte so bald als möglich nach Schönstatt kommen. Pater Kantenich und Heinz Dresbach ließen sich eine Reisebescheinigung nach Schwäbisch Gmünd ausstellen und machten sich noch am selben Nachmittag auf den Weg über München, Augsburg nach Ulm. Das Ziel war, möglichst nahe an die Front zu kommen, um nach dem Vorrücken der Alliierten bald weiterzukommen. Nach einer ungestörten Nachtfahrt gelangten sie am Sonntag, den 15.04.45, gegen fünf Uhr früh nach Ulm. Die beiden schlepten den Koffer von Heinz mit dessen Habseligkeiten durch die Trümmer der Stadt und suchten nach einem Schwesternhaus, von wo aus sie zu den Marienschwestern gelangen wollten. Sie fanden zu einem Haus vom „Guten Hirten“ und wurden von den Schwestern des Hauses aufgenommen. Bei seiner Meßfeier bekam Dresbach starke Bauchschmerzen und mußte zu Bett gebracht werden. Man fand einen Militärarzt für ihn, und ein junger Schönstattpriester

in der Nähe, Kaplan Hans Barth, wurde auf ihn aufmerksam und besuchte ihn öfters. Heinz Dresbach wurde Zeuge wiederholter Luftangriffe und mußte viel Zeit im Luftschutzkeller verbringen.

Pater Kantenich nahm Kontakt auf mit den Schönstättern der Umgebung, traf sich mit Schönstattpriestern in Ehrenstein und ließ sich von der Schönstattjugend zur Weihe eines Mta-Bildes in Herrlingen einladen. Am 19.04. begab er sich nach Ennabeuren zu Pfarrer Josef Kulmus, um dort die weitere Entwicklung abzuwarten.

Am 18.04. bekam Heinz Dresbach Besuch von Pater Bezler, einem Pallottiner, der bei Ulm zu Hause war. Beide hatten sich im Ermland zuletzt gesehen. Pater Betzler besorgte ein altes Fahrrad, mit dem sich Heinz Dresbach nach seiner Genesung am 20.04. auf den Weg machte nach Stetten, einem Dorf auf der Alb. Er sollte dort in der Seelsorge aushelfen.

Ständige Luftangriffe und zurückflutendes Militär waren ein Zeichen für die Nähe der Front. Am 25.04., dem Markustag, wurde Stetten von den Amerikanern besetzt. Dresbach bekam einen Reiseschein nach Ulm und versuchte dort eine Bescheinigung zu bekommen für die Heimreise ins Rheinland. Als daraus nichts wurde - die Verwaltung funktionierte noch nicht - machte er sich am 01.05.45 auf eigenes Risiko mit seinem Fahrrad auf den Weg nach Ennabeuren, um wieder mit Pater Kantenich zusammen zu sein.

In Ennabeuren erlebte Heinz Dresbach eine glückliche Zeit in der Nähe Pater Kantenichs, umsorgt von Pfarrer Kulmus und dessen Schwester, und herzlich aufgenommen von den Gläubigen der Pfarrei. Den Marienschwestern am Ort, der Pfarrgemeinde und auch in umliegenden Pfarreien durfte er von den Erlebnissen in Dachau erzählen. Er wurde Zeuge, wie Pater Kantenich der Gemeinde eine Art Volksmission hielt, wie er sich besonders auch des vom Krieg stark heimgesuchten benachbarten Westerheim annahm, wie er sich persönlich vielen Menschen und ihren Nöten zuwendete, und wie auch herzliche Kontakte entstanden zum jungen evangelischen Pfarrers-Ehepaar am Ort. Eines Tages tauchten zwei heimkehrende holländische

Mithäftlinge aus dem Block 26 auf, die bis zur Weiterfahrt am nächsten Tag in Gemeinde und Pfarrhaus eine herzliche Aufnahme fanden. Mit dem Fahrrad machte Kaplan Dresbach noch einmal einen Abstecher nach Ulm und konnte dort endlich von der Militärbehörde eine Reiseerlaubnis nach Köln bekommen. Doch für die Heimkehr selbst zeigte sich keine Chance. Am Fest Christi Himmelfahrt kam man auf die Idee, mit einer Pferdekutsche nach Schönstatt zu fahren. Auf einem nahen Gestüt konnte man zwei Pferdchen erwerben, die von der Gemeinde bezahlt wurden. Die Kutsche wollte der Pfarrer zur Verfügung stellen. Auf einer Probefahrt am 17.05. ins nahe Westerheim kehrten Dresbach, Pfarrer Kulmus und Pater Kentenich beim Ortspfarrer (Bolsinger) ein, der ebenfalls Schönstattpriester war. Während sie dort weilten, fuhr ein Auto aus Schönstatt vor mit Pater Menningen, der nach Süden aufgebrochen war, um Pater Kentenich zu suchen. Die Dankbarkeit gegenüber Gottes Vorsehung und die Freude über die unerwartete Begegnung waren auf beiden Seiten groß. Pater Menningen holte mit seinem Bruder Hermann, dem Chauffeur, am nächsten Vormittag in Augsburg noch einen weiteren ehemaligen KZ Häftling ab, Pfarrer Keßler von Lonnig an der Mosel. Pater Kentenich und Kaplan Dresbach verabschiedeten sich in der Pfarrkirche von der Gemeinde und fuhren mit Kutsche und Rößchen unter freudiger Anteilnahme der Bevölkerung und besonders der Kinder zur Autobahnauffahrt bei Merklingen, von wo aus sie dann eine abenteuerliche Fahrt begannen im Auto der Brüder Menningen, auf der sie mehr als einmal die Hilfe von oben mit Händen greifen konnten. Sie fuhren am 18. Mai noch bis Stuttgart und besuchten dort Pfarrer Sprenger, einen Schönstattpriester, und eine benachbarte Filiale der Marienschwestern. Mit Mühe gelang es am folgenden Mittag, aus der Stadt herauszukommen, deren Straßen wegen einer bevorstehenden Panzerparade der Franzosen überfüllt waren. In Bruchsal wurde Station gemacht bei den Pallottinern und den Marienschwestern. Auf der Weiterfahrt gab es Kontrollen, Umwege wegen zerstörter Brücken und Aufenthalte wegen notwendiger Bescheinigungen. Pünktlich um 22 Uhr abends fuhren die Heimkehrer in den Hof des Brüderkrankenhauses in Koblenz. Nicht ohne Bewegung möchte ich an dieser Stelle festhalten, daß Pater Menningen, der am 19.05.1945 den Gründer und Rektor Dresbach

nach Schönstatt heimholen und heimbegleiten durfte, ebenfalls an einem 19.05. im Jahre 1994 ins ‚Ewige Schönstatt‘ heimgehen durfte.

Am 20. Mai 1945 war Pfingstsonntag. In Schönstatt hatte sich herumgesprochen, daß Pater Kentenich am Vormittag nach Schönstatt kommen würde. Heinz Dresbach und Pater Menningen fuhren mit ihm über die behelfsmäßige Rheinbrücke zuerst nach Pfaffendorf, um die Eltern von Pater Josef Fischer zu besuchen, über dessen Entlassung oder Befreiung noch nichts bekannt war. Von dort ging die Fahrt nach Schönstatt, wo Pater Kentenich und seine Begleiter mit großer Ergriffenheit empfangen wurden. Mit Pater Menningen zusammen ministrierte Heinz Dresbach dem Gründer bei seiner ersten Meßfeier in der Gnadenkapelle nach fast vierjähriger Haft und Abwesenheit. Am Nachmittag durfte Heinz Dresbach nach Wallmerod fahren. Er besuchte dort seine Schwester Agnes, die während der Haftzeit treu und tapfer die Verbindung mit ihm gehalten hatte. Sie fuhr mit ihm zusammen nach Schönstatt zurück, wo er abends um 19.30 Uhr ebenfalls im Kapellchen die hl. Messe zelebrieren durfte. Am anderen Tag um 11 Uhr feierte er in der Hauskapelle des Studienheimes der Pallottiner (jetzt Hochschule) ein levitiertes Hochamt aus Anlaß der „Simmerner Wallfahrt“, die zum erstenmal stattfand, und er hielt dabei auch die Predigt.

Die ersten Tage und Wochen nach der Heimkehr verbrachte Kaplan Dresbach in Schönstatt, wo er im Exerzitienhaus unterkam, oder bei seiner Schwester in Wallmerod. Die Schwester verkörperte für ihn die natürliche Heimat, seitdem Vater und Mutter gestorben und die Wohnung in Köln zerstört waren. Er durfte die Heimkehr von Pater Fischer und bald danach von anderen Pallottiner-Häftlingen miterleben. Immer wieder wurde er zu Vorträgen und zu Berichten eingeladen in die verschiedenen Häuser und Gemeinschaften in Schönstatt. Eine besondere Freude war es für ihn, wenn er Pater Kentenich begegnen durfte und von ihm, besonders an manchen Abenden, eingeladen wurde. Da wurde immer wieder mit Dankbarkeit und Ergriffenheit über die Führung der Gottesmutter in den schweren Jahren gesprochen und es wurden Pläne gemacht für die Zukunft. Pater

Kentenich lud Kaplan Dresbach ein, als sein Mitarbeiter nach Schönstatt zu kommen, wenn sein Bischof ihm das erlauben würde. Er schlug ihm vor, bald den Führerschein zu machen, was dann freilich erst 1958 geschah. In einer Tagebuchnotiz vom 30.05.1945 kommt etwas von der frohen - fast österlichen - Stimmung und Atmosphäre zum Ausdruck, die Heinz Dresbach in diesen Tagen erleben durfte: *„Die Gedanken schweifen immer wieder voll Verwunderung und Dankbarkeit in die vergangenen Jahre. Was die Gottesmutter im einzelnen getan, ist unfasslich. Vater sagt: ‚Wir leben in diesen Wochen in Schönstatt in Beschauung.‘ Wir können nur immer wieder einander anschauen. Und es verdichtet sich in mir mehr und mehr die Überzeugung, daß die Zukunft nicht nur große, sehr große Aufgaben stellen und harte Kämpfe kosten, sondern auch in noch größerem Maße gesegnet und die Herrlichkeit des Dreifaltigen Gottes und der Gottesmutter in noch überwältigenderer Weise offenbaren wird.“*

Mitte Juni fuhr Kaplan Dresbach nach Köln, um Verwandte und Bekannte zu besuchen und sich bei seinem Bischof zurückzumelden. Er fand das Grab seiner Mutter. Er traf sich mit seinem ehemaligen Religionslehrer Karl Eichen, dem das Heiligtum der Schönstattfamilie in Köln besonders am Herzen lag. Am 18. 06.1945 hatte er eine Audienz beim Erzbischof, seinem ehemaligen Seminarregens Frings. Er konnte von seinen Erlebnissen berichten und mit dem Kardinal über die weitere Verwendung sprechen. Dabei trug er auch den Wunsch um Freistellung nach Schönstatt vor. Der Erzbischof schloß das für später nicht aus, wünschte aber zuerst einen Einsatz in der Pfarrseelsorge. Am 25.06.45 war Kaplan Dresbach beim Generalvikar David und beim Personalchef Hecker („Finger Gottes“ genannt). Generalvikar David gewährte dem ehemaligen KZ-Häftling zunächst einmal einen zweimonatigen Urlaub zur Erholung. Den verbrachte Heinz Dresbach bei seiner Schwester in Wallmerod. Er nützte die Zeit zu den so lange vermißten Spaziergängen, zu viel Gebet und zur Aufarbeitung der Dachauzeit. Er begann den „Hirtenspiegel“ in Maschienschrift zu übertragen, womit er am 17. August fertig war. Am 11.07. 1945 war er mit Bahn und Fahrrad nach Schönstatt gefahren. Am Mittag dieses Tages traf er in Schönstatt

unerwartet Herrn Leisner, den Vater des Mithäftlings Karl Leisner. Vater Leisner erzählte Dresbach, daß Karl ihn in Planegg gebeten habe, in Schönstatt Station zu machen und dort im Heiligtum für seine Gesundheit zu beten. Am selben Tag noch begann Heinz Dresbach eine „Sturmnovene“ - wie er schreibt - für den todkranken Mitbruder aus der ehemaligen Dachauer Priestergruppe, und er ließ ihr dann gleich auch noch eine Danknovene folgen. Von Wallmerod aus schreibt er noch einen Brief an Karl Leisner, der dann aber bald danach - am 12.08.1945 - sein Leben vollenden durfte.

In Schönstatt traf Heinz Dresbach in dieser Zeit manche Mithäftlinge wieder, z.B. Hermann Richarz und Josef Mühlbeyer. Mit anderen, z.B. mit Leo Fabing, suchte er brieflich in Kontakt zu kommen. Er konnte Mitte Oktober bei der ersten Oktoberwoche der Schönstattfamilie dabei sein und war am 18.10.1945 im Exerzitienhaus zugegen bei der „Konstituierung des Priesterbundes“ als eigenständiger Gemeinschaft durch Pater Kentenich, dem Beginn des Schönstatt-Instituts Diözesanpriester. Mit besonderer Genugtuung notiert Heinz Dresbach am 17.10.1945: *„Vater schenkt mir (das soeben im Druck erschienene) ‚Himmelwärts‘ (mit den Gebeten aus Dachau) mit Widmung.“*

Kaplan in Honnef und Krankenhaus-Seelsorger in Köln, Standesleiter der Schönstatt-Mädchenjugend

Die Wochen der Freiheit und Erholung ließen die Lebensgeister neu erwachen. Nach den Jahren der strammen KZ-Disziplin war es Kaplan Dresbach nicht mehr gewöhnt, über so viel freie Zeit zu verfügen. Mit der Zeit sehnte er sich immer mehr nach einer festen Aufgabe. Diese fand er in Honnef gegenüber Bonn.

Im August 1945 wurde ihm die Stelle eines zweiten Kaplans übertragen. Am 12.10.45 trat er dort sein Amt an und stellte sich bei seinem Pfarrer, Pastor Wüsten, vor und bei seinem Mitkaplan Dr. Müller. Wohnung fand er im Herz-Jesu-Kloster. Seiner Schwester wegen hätte er gern einen eigenen Haushalt eingerichtet, aber das konnte ihm damals nicht genehmigt werden. Er holte seine eigenen Möbel nach Honnef, die über den Krieg in Sicherheit gebracht worden waren. Im Blick auf seine geschwächte Gesundheit wurden ihm Sonderzulagen genehmigt (Zusatzmarken). Anfang November konnte er sich ein Fahrrad erstehen und einige Zeit später sogar ein kleines Motorrad.

Zu den gewöhnlichen Seelsorgsaufgaben eines Kaplans wurde ihm besondere Verantwortung für die Mädchenjugend übertragen. Die Jugendarbeit führte ihn zuweilen auch in das Haus des späteren Bundeskanzlers Adenauer. Er begann mit einer Knabenschola. Eine kleine Begebenheit zeigt, wie sehr er als Kaplan vor allem Seelsorger sein und den Menschen zur Verfügung stehen wollte. Es war wohl am Karsamstag vor der Auferstehungsfeier in Honnef. In der Sakristei rüstete sich der Pfarrer mit den anderen Geistlichen zum feierlichen levitierten Gottesdienst. Kaplan Dresbach war aber noch im Beichtstuhl, vor dem eine lange Menschenkette wartete. Er brachte es nicht übers Herz, die Bußwilligen stehen zu lassen, und war der Meinung, daß für die Auferstehungsfeier genügend Priester zur Verfügung stünden. Doch der Pfarrer bestand darauf, daß er am

Gottesdienst mitwirke und das Beichtthören abbreche. Es fiel ihm sehr schwer, diese Entscheidung zu verstehen und anzunehmen.

Die neuen Verbindungen in Honnef ließen ihn die Kontakte zu seinen ehemaligen Seelsorgskindern in Marienwerder nicht vergessen. An anderer Stelle ist schon darüber berichtet, wie er sich weiter um sie sorgte und ihnen die Treue hielt. Wie in Marienwerder suchte er auch in Honnef, Schönstatt bekannt zu machen. Anfang Februar 1946 kam es zur Zusammenkunft einer ersten Schönstattgruppe aus der Frauenjugend. Zeugnis für sein Schönstattapostolat ist eine Bildstockweihe am 31.05.1946 im Garten des Herz-Jesu-Klosters und am 30.05.1947 in Hohen-Honnef. So oft es ihm möglich war, fuhr er nach Schönstatt, so z.B. gleich zur Teilnahme an der ersten Oktoberwoche der Schönstattfamilie, der Dankeswoche im Oktober 1945. Gelegentlich besuchten ihn Mitbrüder von der Zentrale in Schönstatt, z.B. Rektor Klein-Arkenau. Sogar von Pater Kantenich bekam er Besuch.

Vom April 1950 bis zum April 1951 war er für ein Jahr freigestellt für eine hauptamtliche Tätigkeit in Schönstatt. Im April 1951 wurde er vorübergehend Krankenhausseelsorger im Krankenhaus der Augustinerinnen in der Jakobstraße in Köln (Severinskloster). Von da an führte er den Titel ‚Rektor‘. Nebenher sollte ihm noch Zeit bleiben für die Betreuung der Schönstatt-Theologen-Bewegung. Seine Vorgesetzten bescheinigten ihm einen großen Eifer für seine Aufgabe im Krankenhaus, beklagten aber auch seine häufige Abwesenheit, für die er freilich immer eine Vertretung gewinnen konnte. 1952 wurde er von Kardinal Frings endgültig für Schönstatt freigestellt.

Hier sei noch festgehalten, daß Heinz Dresbach am 01.07.1950 seinen Austritt aus der ‚Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes‘ erklärt hat, wohl wegen der einseitigen ideologischen Ausrichtung dieser Organisation. Mit anderen richtete er damals ein Bittgesuch an die Autoritäten eines Ostblocklandes für einen ehemaligen Mithäftling aus Dachau, der mittlerweile in einem östlichen Konzentrationslager festgehalten wurde.

Zusätzlich zu den Aufgaben der ordentlichen Seelsorge übernahm Kaplan Dresbach Verantwortung in der Schönstattfamilie der Erzdiözese Köln. Er war von 1946-1950 Diözesanstandesleiter der Schönstatt-Mädchenjugend. Frau Thea Lampenschurf, die damals dazugehörte, berichtet, wie sie den Standesleiter von damals und seine damalige Tätigkeit und seine Wirkung auf die Mädchenjugend in Erinnerung behalten hat:

„Wir waren im Aufbruch unseres Lebens, unseres Jungseins, voller Ideale und unserer ersten Liebe für das Schönstattwerk. In der Dankeswoche, die die Schönstattfamilie nach der Heimkehr des Gründers von Dachau im Oktober 1945 feierte, wurden wir von einer Woge der Liebe und des Dankens berührt. Sie war für uns ein erstes Familienerlebnis, geeint in unserem Vater und Gründer, durchstrahlt von dem erfahrenen Segen, der aus dem 20. Januar 1942 hervorging. In den Vorträgen und Feiern hob sich mit besonderer Erlebnisfülle der Bericht von der Heimkehr zum 20. Mai 1945 ab. In diesen Ereignissen trat die Person von Kaplan Dresbach in unseren Blick.

So haben wir ihn erlebt: ‚Als Gefährten des Gründers, heimgekehrt aus Dachau.‘ Die Schönstatt-Mädchenjugend in der Erzdiözese Köln stand in einer Gründungsphase, die schon vor und während des Krieges gegründeten Gruppen untereinander in Kontakt zu bringen und mit neuen Gruppen in ein gemeinsames Leben und Streben zu führen. Der Neubeginn auch in unserem deutschen Volk war ein zeitgeschichtlicher Rahmen, der unseren Einsatz prägte: ‚Um der Reinen willen, die sich opfern, rettet Gott ein ganzes Volk.‘ An der Zentrale in Schönstatt beobachtete man die Lebensaufbrüche in der Diözese Köln und bedachte ihre geistliche Führung. 1946 übernahm Kaplan Dresbach das Amt als Standesleiter. Er war in der Gemeinde in Bad Honnef als Kaplan tätig. Honnef wurde ein Ort der Begegnung, da unsere Gemeinschaftstage dort stattfanden. Es wurde offensichtlich, daß dieser Ort auch im Plane der göttlichen Vorsehung seine Bedeutung bekam. Ein erster Besuch eröffnete einen Weg, der sich bis 1950 ungezählt oft wiederholte: Köln - Honnef - Schönstatt; er wurde zu einer Begegnung mit dem Gefährten des Gründers in Dachau. Worin sich seine Gefährtenschaft erlebbar machte, war

das in Dachau geprägte geistige Profil seiner innigen Liebe zur Gottesmutter und seine priesterliche Vaterschaft in den erkennbaren Zügen des Gründers. Er war in großer Verehrung dem Antlitz des Vaters unserer Schönstattfamilie zugewandt. Er wandte dieses geistige Antlitz aber auch uns zu. In uns erwachte eine ehrfürchtige Scheu der Gründerpersönlichkeit gegenüber. Kaum in Worten ausgedrückt, aber in unseren Herzen entfaltete sich eine Liebe und Verehrung zu Pater Kentenich. Wir haben auch lange nicht über Gründerbeziehung reflektiert, sie wurde gehütetes Leben und konnte große Aufgaben für ihn und sein Werk entgegennehmen und auch in äußeren Anfechtungen durchtragen. Pater Kentenich hat Kaplan Dresbach am 30./31. Januar 1946 im Herz-Jesu Kloster in Bad Honnef besucht.

So haben wir ihn erlebt: „Als geistlichen Lehrer, hinführend zu den Gebeten aus Himmelwärts.“ Kaplan Dresbach war immer ein Hörender, der verstehen wollte, was Gott in den Seelen und in der auf Gemeinschaft hinstrebenden Gruppe mitteilte. Er hat selten von sich aus gelenkt. Er wählte einen anderen Weg: Den Weg einer prägenden Inspiration aus den Gebeten aus „Himmelwärts“. Als Teilnehmerinnen der Dankeswoche erhielten wir „Himmelwärts“ als ein Geschenk des Gründers mit der Widmung „Als Dank für Treue in schwerer Zeit.“ Wir sangen und beteten die Gebete aus „Himmelwärts“ zum erstenmal mit dem Gründer und der Schönstattfamilie. Ergänzt von den Erfahrungsberichten aus Dachau erschloß sich ein Weg aus der innersten Mitte des Schönstattwerkes und seiner Sendung. Wie jeder geistliche Weg seine Stufen und Entwicklungsphasen kennt, angemessen dem Alter und der Reife derer, die ihn gehen, so begleitete Kaplan Dresbach als geistlicher Lehrer unsere Diözesanjugend. Das war sein Weg in der Führung aufbrechenden Lebens: Er nahm unsere Pläne ernst und zeigte uns die nächsten Schritte der Verwirklichung. Wir schenkten ihm unser Vertrauen und gingen mit. Ein erster Verdichtungspunkt in seiner geistlichen Führung war die Errichtung eines Mta-Bildstöckchens in den Honnefer Bergen. In der Honnefer Schönstattjugend hatte dies bereits eine Vorgeschichte. Er war bemüht, den Plan Gottes mit diesem Bildstöckchen zu erkennen. Tastend erwog er, die Diözesanjugend an diesem Plan zu

interessieren. Diese erkannte den Zeitpunkt, mit der geistigen Erarbeitung ihren Beitrag für den Bau des Diözesanheiligtums in Köln zu geben. Hier bahnte sich ein Weg des organischen Denkens und Lebens. Was wir mit und an unserem Bildstöckchen gestalteten, sahen wir immer als eine Gegenwärtigsetzung des heiligen Ortes in Schönstatt und als unseren Anteil an dem Bau des Heiligtums in Köln. Bald nannten wir das Bildstöckchen in den Honnefer Bergen unsere ‚kleine Gnadenstätte‘ und den Ort ‚Schönstatt-Honnef‘.

So haben wir ihn erlebt: ‚Als Vermittler konkreter Haltungen des Gründers.‘ Als schöpferisches Denk- und Lebensmodell begleitete uns der ‚praktische Vorsehungsglaube‘. Er nährte unsere jugendliche Begeisterung für eine Lebensgestaltung aus den Idealen unserer Schönstattfamilie; er motivierte unsere apostolischen Planungen, die wir nach großen Maßen ausrichteten: Wir wollten einen ‚geistigen Schönstattdom in unserer Erzdiözese‘ bauen. Davon angesprochen und fern aller menschlichen Bedenken, bahnte uns Kaplan Dresbach den Weg. Die Domstadt ruft! Am 28. November 1948 kamen 120 Schönstatt-Mädchen aus allen fünf Abteilungen des Erzbistums zu einer Sternwallfahrt und zogen in einer Lichterprozession durch den Kölner Dom. Vor der Mailänder Madonna in der Sakramentskapelle des Domes erneuerten wir in Aufnahme- und Jugendweihe unsere Marienweihe. Wie kam es zu dieser Feierstunde? Darüber berichtet Kaplan Dresbach: ‚Es handelt sich um eine historische Begegnung zwischen einem von den Wächtern des geistigen Domes der Mädchenjugend in unserer Erzdiözese und dem Wächter des Kölner Domes, Herrn Dompropst Hecker.‘ Es kam zu einer Begegnung und zu einem Dialog, erkennbar als ‚geöffnete Tür‘, unsere Schönstattsendung hineinzutragen in das ganze Erzbistum. 45 Jahre später lud die Schönstattbewegung zu einer Sternwallfahrt aus allen Regionen zu einer Eucharistiefeyer mit Kardinal Meisner im Kölner Dom ein. 1300 Pilger erneuerten mit dem Oberhirten unseres Erzbistums das Liebesbündnis vor dem Bild unserer Dreimal Wunderbaren Mutter und Königin von Schönstatt. Das ‚Kreuz der Einheit‘ war Symbol und Geschenk für die sich entfaltende Einheit von Schönstatt und der Kirche von Köln. Die erste Sternwallfahrt unter der geistlichen Führung von Kaplan Dresbach war im Jahre

der 700-Jahrfeier der Grundsteinlegung des Kölner Domes und im Jahre der Grundsteinlegung am Honnefer Bildstöckchen als geistiger Beitrag für das Diözesanheiligtum in Köln. Der praktische Vorsehungsglaube war zur leitenden Idee geworden und hatte Leben Gestalt werden lassen. Was ‚Himmelwärts‘ kündet, hatte noch eine weitere Grundhaltung unseres Gründers in unsere Diözesanströmung einfließen lassen: ‚Die Anbetung des Göttlichen Willens.‘ Seit 1949 entschieden sich viele von uns zu einer geistigen Wachstunde, in der immer zwei um die gleiche Zeit sich vor dem Tabernakel im Heiligtum einfanden. Mit ausgewählten Texten aus ‚Himmelwärts‘ erschloß Kaplan Dresbach uns die Haltung der Anbetung ‚im Geist und in der Wahrheit‘. Er vermittelte uns die Durchschau in allen Ereignissen auf den göttlichen Willen. Immer wieder gab er uns den Rat: ‚Wir müssen übernatürliche Menschen werden!‘ Vorsatz und Gebet sollten zur ‚Schilderhebung des innerlichen Menschen‘ führen.

So haben wir ihn erlebt: ‚Als priesterlichen Begleiter in den Lebensaufbrüchen der Mädchenjugend.‘ Wir lebten als Kölner Diözesanjugend im Lebensstrom der gesamten Mädchenjugend. Daraus ergab sich die große Fülle und Ganzheit einer Jugendgemeinschaft. Diese wurde geführt und geprägt durch die großen ‚Schwarzhorn-Tagungen‘ mit Pater Bezler. Wir nahmen vom Beginn unserer Gründungsphase an daran teil. Im Vergleich zu anderen Diözesen waren wir klein und unscheinbar und konnten weder Diözesanideal noch Banner aufweisen. Das forderte uns heraus. Schon bei der großen ‚Reichswallfahrt‘ 1949 waren wir gut vertreten und brachten unsere Begeisterung mit nach Schönstatt-Honnef. Hier erkannten wir, daß wir sehr wohl auch reich beschenkt waren mit originellem Leben. Daß es sich auch weiter entfalten konnte, daran hat die priesterliche Führung von Kaplan Dresbach entscheidenden Einfluß gehabt. Er sah und hütete die Lebensaufbrüche und schützte vor Ablenkung und Überfremdung. Mit dieser sorgsamten Pflege des geistlichen Lebens schuf er die Voraussetzungen für sehr viele Schönstattberufe in dieser Zeit.

So haben wir ihn erlebt: ‚Als Wortschöpfer des geschichtsschöpferischen Ideals ‚Dank durch Treue‘.‘ Wie alles Leben in Schönstatt eingegeben ist in die Formulierung eines Ideals, das, wenn es dem Plan Gottes entspricht, schöpferisch wird für eine persönliche Lebensgeschichte, für die Geschichte der Sendung einer Gemeinschaft, so wurde auch unser Diözesanideal erkennbar, als die Zeit dafür reif war. Aus vielen kleinen Lebensvorgängen, aus der Entscheidung einzelner und der Entwicklung verschiedener Kreise unserer Jugendgemeinschaft fand es schließlich in das Wort, das in einem Gespräch Kaplan Dresbach so formulierte: ‚Dank durch Treue‘. Es war zuerst eine Wallfahrtsparole und wurde, weil es Ausdruck unserer Gemeinschaftsseele war, als Diözesanideal wirksam. Bei der Erntedankwallfahrt am 01.10.50 stand dieses schöpferische Wort in großen Buchstaben im Rund der Türe des Urheiligums. Der Vater und Gründer hielt den Festvortrag und gab der Kölner Mädchenjugend, die an diesem Tag mit 300 Jugendlichen nach Schönstatt kam, die Siegespalme. Er sagte u.a.: ‚Diejenigen, die uns jetzt anführen, mögen vergleichbar sein mit den ersten Aposteln, die auf reichen Fang ausgegangen sind. Sie haben auf den Befehl des Herrn, d.h. auf inneren Einspruch hin, die Netze erfolgreich ausgeworfen, nachdem sie früher bereits wieder und wieder gewartet und nichts gefangen hatten. Unsere Führerinnen dürfen nun auch sagen: ‚Die Netze konnten die Fische nicht halten.‘ Ob es auch edle Fische sind?...‘ Bei den Heldengräbern weihte der Gründer das Banner, das in seiner Symbolik das ausdrückte, was von unserer kleinen Gnadenstätte in Schönstatt-Honnef aus Leben in seiner Ganzheit und Vielfalt geworden war: Im umgebenden Rund des Ideals ‚Dank durch Treue‘ beherrschend der Kölner Dom. In dessen Mitte das Heiligtum und darinnen das Bildstöckchen, in der Bannerspitze ‚Mater habebit curam‘. Auf dem Höhepunkt dieses Heiligen Jahres 1950 war Kaplan Dresbach bereits von Pater Kentenich nach Schönstatt berufen worden.

So haben wir ihn erlebt: ‚Als Priester immer segnend.‘ Von dem Priesterlichen Segen waren unsere Begegnungen und Erlebnisse mit Kaplan Dresbach umgeben. Segnend hat er uns angenommen, stellte er sein priesterliches Amt dar, war er anwesend an unserer kleinen Gedenkstätte in Honnef, nahm er unsere Weihen entgegen, verabschiedete

er sich aus seinem Amt als Standesleiter, erlebten wir ihn später, als er und wir älter geworden waren; als Segen gab er immer wieder Grüße an den ‚Dank durch Treue-Kreis‘ der ehemaligen Trägerinnen.

Bei unseren kurzen Besuchen in seinen letzten Lebensjahren waren die Erinnerungen an Schönstatt-Honnef sofort gegenwärtig. Die Aussagen in seinen letzten Lebenswochen sind ein Zeugnis der Geschichte und uns ein Vermächtnis: ‚Es war eine gesegnete Zeit!‘

Schon früh in Honnef und später immer wieder bei Begegnungen sangen wir unser Lied:

*„Uns hat umschlossen ein heiliger Ring,
der uns mit bannender Macht umfing.
Uns hat ein Feuer zusammengeschweißt,
daß auch der Tod diesen Ring nicht zerreißt.*

*Eins unsere Seele und eins unser Sinn,
eins unser Ringen und eins der Gewinn,
eins unsere Hoffnung und eins unser Heil.
Welchem Geschlecht ward Größeres zuteil?“*

(M. Rostock)

Er sang es mit uns, die Melodie unserer Herzen. Wir sangen es mit ihm in der über Jahrzehnte gebliebenen Harmonie. Wir sangen es zusammen an seinem Lebensabend. Als er es noch konnte, begleitete er uns summend; beim Abschied des letzten Besuches nur noch zuhörend.

So haben wir ihn erlebt, unseren verehrten Prälat Dresbach. Wir bleiben ihm verbunden in ‚Dank durch Treue!‘.“

(Erinnerungen von Thea Lampenscherf als Diözesanträgerin in der gemeinsamen Amtszeit mit Kaplan Dresbach. Geschichtliche Daten aus dem Archiv der Schönstatt-Mädchenjugend der Erzdiözese Köln 1945/50.)

Mitglied und Gruppenführer im Verband der Schönstattpriester

Am 18. Oktober 1945 hatte Pater Kentenich dem Bund der Schönstattpriester eine Leitung gegeben aus dessen eigenen Reihen. Bisher war er selber der Leiter des Bundes. Der Bund der Schönstatt-Diözesanpriester sollte künftig unter seiner neuen Leitung als eigenständige Gemeinschaft im Schönstattwerk der Gesellschaft der Pallottiner und den anderen Verbänden der Bewegung gleichgestellt und verbunden sein. Auch gegenüber der Schönstatt-Priesterliga wurde eine klare Abtrennung vollzogen.

Am 2. Februar 1946 approbierte Pater Kentenich die Satzungen für den so entstandenen und verstandenen „Priesterverband“, für den aber weiterhin auch noch die Bezeichnung Priesterbund im Gebrauch blieb. Der Priesterbund im bisherigen Verständnis hörte damit auf zu existieren, bis im Oktober 1947 Pater Kentenich verfügte, daß auch die Gemeinschaftsform des Bundes wieder entstehen solle. Von da an blieb die Bezeichnung „Verband“ der Gemeinschaft reserviert, die Pater Kentenich am 18. Oktober 1945 gegründet hat. Die Schönstattpriester mußten sich nach 1945 entscheiden, ob sie dem Bund in seiner neuen Form oder der Liga angehören wollten. Nach 1947 war noch einmal die Entscheidung fällig, ob sie im Verband bleiben oder zum neu erstandenen Priesterbund gehören wollten. Diese Entscheidungsphase brachte notgedrungen eine gewisse Unsicherheit und Unruhe mit sich. Die Priester des Verbandes begannen nach dem 18. Oktober 1945, sich auf diözesaner Ebene in sogenannten Lebensgruppen (LG) zusammenzuschließen. Die Mitglieder sollten für ihr ganzes Leben eine brüderliche Gemeinschaft mit einem eigenen Gruppenideal bilden. Heinz Dresbach gehörte zur Kölner LG und machte seinen Kontrakt mit der Gemeinschaft am 28.07.1947. Am 08.11.1948 teilte er dem Generaloberen Msgr. Joseph Schmitz seine Entscheidung mit, daß er auch künftig dem Verband angehören wolle. Er schrieb: *„Schönstatt ist meine Lebensaufgabe.“* Am 20.12.1948 teilte Msgr. Joseph Schmitz ihm seine

endgültige Annahme im Verband mit. Die Lebensgruppe hatte Heinz Dresbach von Anfang an als ihren Gruppenführer gewählt. Am 20.05.1949 übertrug ihm Msgr. Schmitz „die Leitung des Verbandes in der Erzdiözese Köln“.

Die Seelsorge der Nachkriegsjahre forderte von allen Diözesanpriestern ein hohes Maß an Einsatz und Kraft. Umso bewundernswerter ist es, mit welcher Einsatzbereitschaft und Treue die jungen Verbandspriester das Gemeinschaftsleben pflegten. Die Lebensgruppe wurde ihnen freilich auch zu einer Quelle der Kraft für ihr Leben und Wirken als Priester. Nach dem Zweiten Weltkrieg begannen sich die Schönstattpriester auch über die Grenzen der Diözesen hinaus auf Generationsebene zu verbinden und zu treffen unter einem gemeinsamen Ideal. Mit den jüngeren Mitbrüdern seiner Lebensgruppe, die sich 1951 als eigene Lebensgruppe formierten, gehörte Heinz zur sogenannten Coenaculumsgeneration, an deren Treffen und Tagungen (zumeist in Schönstatt) die Gruppe auch regelmäßig teilgenommen hat.

Die Dynamik wie auch die Unsicherheit dieser Gründungsphase spiegelt sich in einer

„Chronik der Lebensgruppe von März 1946 bis Dezember 1951:

I. Der Charakter unserer Lebensgemeinschaft (LG):

Die Chronik reicht zurück bis auf den 20.03.1946. An diesem Tage trafen wir uns zum ersten Mal als LG. Allerdings stellten wir eine Bundesgruppe dar. Der Verband in der heutigen Form existierte noch nicht. Diese Bundes-LG hat dann in dieser Form bis zum April 1949 bestanden. Wir vollzogen eine Teilung in Bundes- und Verbandskandidaten.

Diese neue Verbandsgruppe bestand in der neuen Zusammensetzung bis zum August 1951. Die Gruppe mit ihren acht Mann und einem Altersunterschied von gut 20 Jahren erwies sich als nicht beweglich genug auf die Dauer gesehen. Darum wurde auf den Wunsch der weitaus größten Mehrheit hin eine Teilung in zwei

Gruppen vorgenommen. Dieser Zustand scheint nun eine endgültige Existenzform des Verbandes in unserer Diözese zu sein, bis der Nachwuchs, für den noch keinerlei Aussicht vorhanden ist, wieder neue Gruppengemeinschaften bilden wird.

II. Äußere Gemeinschaftspflege:

Wir sind in der Zeit vom 20.03.46 bis zum 31.12.51 ganze 48mal zusammen gekommen! Das dürfte ein Rekord im ganzen Verband sein. Im einzelnen waren wir von März bis Dezember 1946 5mal zusammen; im Jahre 1947 auch 5mal; 1948 sogar 11mal; 1949 bis April, also bis zum Übergang vom Bund zum Verband, 4mal; im gleichen Jahr von Mai bis Dezember als Verbands-LG noch 6mal; 1950 war es 10mal; 1951 bis zum August, also bis zur letzten Teilung, 4mal; und nachher war unsere neue Gruppe noch 3mal beisammen. Dabei ist es auch zum ersten Male gelungen, in Maria Rast anderthalb Tage zusammen zu sein. Die neue Gruppe der Älteren war in den Weihnachtsferien auch zusammen und hat sich eine Führung bestellt und die Arbeit für die Zukunft festgelegt.

III. Die Zusammensetzung der Gruppe:

Von Anfang an, also vom März 1946 an, gehörten zu unserer LG fünf Mann, nämlich: Gerhard Reifferscheid, Kaplan in Oberdollendorf/Rhein; Heinz Weißenbach, Kaplan an St. Peter in Düsseldorf; Adolf Abs, Kaplan in Immekeppel an der Sülz im Bergischen Land; Hermann Richarz, Pfarr-Rektor in Altenrath b. Troisdorf, der in Dachau zu Schönstatt vorgestoßen ist; und Heinrich Maria Dresbach, Kaplan in Honnef/Rhein, der die LG führen sollte, nicht weil er das Zeug dazu gehabt hätte, sondern weil er in Dachau mit Herrn Pater Kentenich zusammen war, und man deshalb meinte, er sei der Geeignetste dazu. Im Januar 1948 kam dann noch Arthur Kalkert, Kaplan in Bergheim an der Sieg, hinzu. Er war vom Studium her den meisten von uns bekannt. Es brauchte nicht lange Zeit bis er in die Gruppengemeinschaft ganz hineingewachsen war.

Als nun die Frage auftauchte, wer sich für den Verband entscheiden und wer im Bunde bleiben wolle, schwankten wir lange hin und her und strebten danach, zusammenbleiben zu können. So waren wir als

Gemeinschaft schon zusammengewachsen. Sollten aber Bund und Verband etwas Ganzes und Geschlossenes werden, war es auf die Dauer nicht möglich, gemeinsame LG zu pflegen. Es wurde uns immer klarer, daß eine Trennung unumgänglich war. Sie wurde dann im Frühjahr 1949 vollzogen. Gerhard und Adolf blieben im Bund, während sich Heinz, Hermann, Artur und Heinrich Maria für den Verband entschieden und auch angenommen wurden. Zu diesen vier Verbandskandidaten kamen noch andere vier hinzu, die bisher nicht zu unserer LG gehört hatten. Diese sind: Walter Velten, Rektor an der Schule BMV in Essen, ein alter Schönstätter; Johannes Laßleben, jetzt Pfarrer und Dechant in Rheinbach bei Bonn, ein Nachkomme der ‚Ureinwohner‘ von Köln; Paul Moog, Kaplan in Siegburg, der inzwischen durch seine große Siedlung in die Geschichte eingegangen ist; und Heinrich Erb, langjähriger Kaplan in Essen-Kupferdreh, nun aber in Düsseldorf-Unterrath an der Kirche der Muttergottes unter dem Kreuze. Diese „Große Acht“ gehörte nun als erste Verbandsgemeinschaft in der Kölner Erzdiözese zusammen. In dieser Zusammensetzung hat die Gruppe bis zum August 1951 bestanden. Es brach sich die Überzeugung von der Nützlichkeit einer Gruppenteilung immer mehr Bahn, und nach dem Vollzug derselben scheint diese Entwicklung unserer Gemeinschaft nicht falsch gewesen zu sein. Seit September 1951 bestehen nun also zwei Verbandsgruppen in unserer Diözese: Die Älteren, bestehend aus Walter, als Führer, Johannes und Paul; und der Gruppe der Jüngeren, die sich zusammensetzt aus Heinrich, Hermann, Heinz, Artur und Heinrich Maria, unter der Führung des Letzteren.

Und zum Ruhme der einzelnen soll auch die Häufigkeit der Teilnahme an unseren Zusammenkünften hier mitgeteilt werden, da es sich in der heutigen Seelsorge mit ihrer überreichen Arbeitsfülle nicht leicht durchführen läßt, so treu zu einer Gemeinschaft zu gehören. Aufgeführt werden nur die fünf der jüngeren Verbandsgruppe: Von den 48 bisherigen Zusammenkünften ist Hermann 43mal, Heinz 39mal; von 38 Zusammenkünften ist Artur 35mal und von 23 Gelegenheiten ist Heinrich 20mal dabei gewesen. Heinrich Maria hatte es leichter und konnte immer dabei sein. Zudem muß er ja auch das gute Beispiel geben. Das ist ein Lied der Treue, das hier angeführt

wurde. Der Mutter sei dafür von Herzen Dank gesagt. Möge dieser äußere Eifer nie erlahmen und allezeit zahlreiche Nachahmer finden.

IV. Die Aufgabe der Verbandsgruppe und ihre praktische Durchführung:

1. Die Aufgabe der Verbandsgruppe: Sie ist zu finden am Anfang der Satzungen des Verbandes. Da heißt es:

„Als Glied und Seele der Apostolischen Bewegung von Schönstatt hat der Verband die Aufgabe:

a) in den Mitgliedern den apostolischen Seeleneifer und das ihm entsprechende Streben nach priesterlicher Standesvollkommenheit zu fördern;

b) die Gläubigen zu lebendigen Christen und apostolischen Menschen zu erziehen‘. (§ 2)

2. Die praktische Durchführung dieser Aufgaben in der Gruppe: Hier kann nur ein summarischer Überblick über das gegeben werden, was in den einzelnen Jahren und Zeitabschnitten der Gruppengeschichte besprochen wurde.

1946: Zu Beginn legten wir gemeinsame Übungen fest, durch die wir die Verantwortlichkeit füreinander wecken und sichern wollten: Die tägliche Laudes sollte der Gruppe gehören; die hl. Messe wollten wir täglich geistigerweise im Kapellchen von Schönstatt und gemeinsam feiern in geistiger Konzelebration, die ja von der Kirche nicht unerwünscht ist. Ferner wollte jeder jedem täglich den Segen spenden. Auch wollten wir bei diesem Gedenken jeweils nicht nur den Mitbruder aus der LG, sondern auch alle diejenigen, die der liebe Gott ihm anbefohlen hat, mit einschließen. Später kam noch der Vorsatz hinzu, beim Namen Maria im Kanon der Messe jedesmal die LG zu commemorieren. Dadurch wollten wir ein Gnadenkapital für unsere LG schaffen. - Themen waren sodann: Die Werkzeugsfrömmigkeit, die

Eroberung des Armutsgeistes und die Bereitung der Weihe an das unbefleckte Herz der lieben Gottesmutter.

1947: Jahresrück- und -vorschau, Werkzeugsfrömmigkeit, einzelne Punkte der GTO (= Geistliche Tagesordnung) und vom Oktober an die Gedanken aus der Bündniswoche.

1948: Zu der Fortführung der früheren Themen, besonders der Auseinandersetzung mit dem Armutsgeist und seinen einzelnen Forderungen kam als neue Frage die nach der Entscheidung für Bund oder Verband hinzu. Auch die diesjährige Feriengemeinschaft wurde schon früh erörtert.

1949: Im Vordergrund stand in den ersten Monaten die bevorstehende Teilung in Bund und Verband. Hinzu kamen Besprechungen über das praktische Gebetsleben, insbesondere die Pflege einer guten priesterlichen täglichen Betrachtung. Am 27.04. waren wir zum letztenmal in der bisherigen Zusammensetzung in Altenrath. - Bei unserer ersten Zusammenkunft als Verbands-LG suchten wir uns der ganzen Verantwortung für die Zukunft des Priesterverbandes in der Diözese bewußt zu werden. Wir überlegten unsere neue Gemeinschaftsform und die neuen Aufgaben. Wir waren uns noch nicht klar darüber, ob wir eine oder zwei Gruppen machen sollten, denn es waren acht Mitglieder im Verband. Auch wollten wir das Gruppenideal recht bald in Angriff nehmen, ahnten aber nicht, daß wir damit noch nicht so bald zu Rande kämen. Die Exerzitien im Oktober in Schönstatt brachten wieder neuen Stoff, ebenfalls die heranrückende Frage des Hauskaufs oder Hausbaues (gemeint: Priesterhaus Marienau in Schönstatt). Im Dezember war Rudolf Klein-Arkenau bei uns und sprach über den Hauskomplex.

1950: Im wesentlichen sind wir bei den alten Themen stehen geblieben. Die Oktoberwoche, die Dogmatisierung und die Fragen nach dem zukünftigen Diözesanheiligtum kamen hinzu. Es fehlt unserer Arbeit an System, Gruppenideal und an einer weiten Sicht.

1951: Mit Beginn dieses Jahres nahmen wir die Besprechung über das GI (= Gruppenideal) wieder auf. Bei jeder Zusammenkunft war es der bedeutendste Gegenstand unserer Überlegungen. Und im Laufe des Jahres fanden wir eine ganze Reihe von Vorschlägen zur Formulierung, aber wir konnten uns nicht einigen. Unter der Oberfläche war es uns schon lange zum Bewußtsein gekommen, daß die jetzige Zusammensetzung der LG eine ungünstige sei, da der Altersunterschied gute zwanzig Jahre ausmachte, und das war zu viel. Bei der Feriengemeinschaft in der Marienau kam dieser Punkt denn auch ziemlich stürmisch zur Besprechung. Danach äußerte sich jeder einzelne schriftlich, und es zeigte sich, daß die weitaus größte Mehrheit der LG für die Teilung war. So war die gemeinsame Woche in der Marienau zugleich auch das letzte Zusammensein in dieser Zusammensetzung.

Im September versammelte sich dann zum erstenmal die neue LG der Jüngeren. Von da an versuchten wir auch einen alten Gedanken in die Tat umzusetzen, nämlich ab und zu anderthalb Tage zusammen zu sein. Dafür hatten wir Maria Rast ausersehen. Dieses Ereignis kam auch zum ersten Mal im Oktober zu stande. Und damit wurde uns gleichzeitig auch das GI (= Gruppenideal) klar und bald war die Formulierung gefunden: *Matris filii Assumptae* (= Söhne der in den Himmel aufgenommenen Mutter). Diese Entscheidung beschäftigte uns auch bei unserer letzten Zusammenkunft im November in Köln.

Damit dürfte die Geschichte unserer LG einen vorläufigen Abschluß gefunden haben, denn wir hoffen, daß nunmehr das gemeinsame Ideal uns auf neue Wege führt. Möge unsere Arbeit auch systematischer werden und mehr eine große Linie bekommen. Wir haben viel Grund, der Mutter zu danken. Und wir erwarten von ihrer Fürbitte, daß sie in uns das Ideal für uns und für viele zu einer herrlichen Verwirklichung führen möge. Mphc !“ -Soweit die Chronik der ersten Jahre.

Die Gruppentreffen fanden zumeist reihum bei den einzelnen Gruppenmitgliedern statt, öfters aber auch beim Schönstattheiligtum in Maria Rast oder in einem Kloster oder Tagungshaus in Köln. Heinz Dresbach wurde für die Arbeit in der Schönstatt-Theologengemeinschaft beurlaubt und siedelte am 01.04.1950 um nach Schönstatt ins sogenannte Bundesheim. Zwei Tage danach traf sich die Gruppe erstmals mit ihm in Schönstatt. Bei diesem Treffen bekam die Gruppe auch Besuch von Pater Kentenich, womit er - wie es im Protokoll heißt - der Gruppe *„eine unschätzbar große Freude und Ehre bereitete“*. Unter anderem berichtete er über die aktuelle Lage des Schönstattwerkes und über seine Besuche bei einigen deutschen Bischöfen in den vorausgegangenen Wochen. Der Berichtersteller schreibt über diesen Bericht: *„Ich war ganz gefangen von der Schärfe seiner Begriffe und der untrüglichen Weite seines Gedächtnisses. Er glaubte noch, sich bei uns für die uns genommene Zeit entschuldigen zu müssen. Er hat uns aber nur reich beschenkt mit seinem Bericht.“*

Die Lage der Schönstattfamilie, der Verlauf der Apostolischen Visitation und die daraus erwachsenen Schwierigkeiten waren auch sonst immer wieder Thema des Austausches. Am 22. Oktober 1951 hatte Pater Kentenich Schönstatt verlassen, um in das ihm auferlegte Exil zu gehen. Im Protokoll über die Gruppenzusammenkunft vom 24.10.1951 in Maria Rast ist das Gespräch darüber wie folgt festgehalten: *„Die neue Situation in Schönstatt, die Verbannung Herrn Paters und deren Wirkungen: Alle waren wir optimistisch. Wir wußten, wie Herr Pater dies tragen würde; Rom hatte Gelegenheit, sich näher mit Schönstatt auseinanderzusetzen; es wurde besonders auf das Vaterprinzip aufmerksam; die Schwestern haben von neuem Gelegenheit, das Kräftespiel in der eigenen Gemeinschaft auszubalancieren. Und die Mutter würde noch ganz andere und viel größere Gnaden daraus hervorgehen lassen.“*

Gegen Ende 1951 hatte die lange Suche nach einem Gruppenideal zu einem schönen Ergebnis geführt. Die Dogmatisierung der Assumptio BMV von Allerheiligen 1950 hat darin einen Niederschlag gefunden. Die vorläufige Formulierung, die von der Gruppe der Jüngeren als Erbe mitgenommen wurde, lautete: *„Filii matris assumptae“*.

Was darin mitausgedrückt sein sollte, schrieb Walter Velten in einem Brief vom 01.07.1951: *„Dabei schwebte uns neben der Sorge um die Priester besonders das Ziel der Verwirklichung der Diözesanweihe an die Immakulata vor Augen. Immerhin haben wir helfen dürfen, die beiden großen Weiheakte von 1943 und 1948 herbeizuführen.“* Die Gruppenmitglieder wollten im Ideal ihre Verantwortung für die Diözese und für Schönstatt ausgedrückt sehen und die Bereitschaft zu ihrer Ganzhingabe (Inscriptio) im Sinn heroischer Kindlichkeit. In späteren Jahren wurde das Ideal noch durch folgenden Zusatz ergänzt: *„Filii matris assumpti“* (= aufgenommene Söhne der Mutter). Es ist auch zu spüren, wie das alte Gauideal der Kölner in diesem Gruppenideal aufgegriffen war: *„Matris filii in aedificationem corporis christi familiariter uniti“*.

Die Gruppe setzte sich auch mit dem Leitbild der Priestergemeinschaft auseinander. Im Protokoll über das Treffen der LG vom 30.01.1952 in Köln, an dem auch Vikar Anton Engel aus der Marienau teilgenommen hatte, ist zu lesen: *„In der Frage um die Einheit der gesamten Priestergemeinschaft waren wir schnell der gleichen Ansicht. Eine Unterstellung des Priesterbundes und der Liga unter die Zentrale, und eine Loslösung von unserem Verband, bedeutete eine Zerreißung der Priestergemeinschaft, läßt den Verband in der Luft hängen, gibt den Pallottinern ein machtmäßiges Übergewicht, unterstellt die Weltpriester der Leitung von Ordenspriestern und stellt die Priestergemeinschaft neben die Laiengemeinschaften. Alle aus unserem Kreis würden eine solche Entwicklung nicht für die beste ansehen.“*

Demnach teilte auch Heinz diese Auffassung, die er viel später, als er die Auswirkungen erlebte und tiefere Kenntnis vom Leitbild des Gründers bekam, diese entsprechend änderte und korrigierte.

Aus den Protokollen der Gruppenzusammenkünfte ist zuweilen auch eine gewisse Unzufriedenheit herauszuspüren. Im Protokoll über das Treffen am 25.04.51 heißt es: *„Auch diesmal waren wir nicht zufrieden. Es wird immer offensichtlicher, daß Heinrich Maria (= Dresbach) sich für die Führung einer solchen Gemeinschaft nicht*

eignet.“ Anfang 1952 wollte Heinz Dresbach die Leitung abgeben, was von den Gruppenmitgliedern jedoch nicht akzeptiert wurde. Die Gruppenmitglieder ließen sich in ihrer Treue aber nicht beirren. Auch die neue Lebensgruppe brachte es jährlich zu 8 bis 10 Gruppenzusammenkünften. In den Sommerferien traf sich die ganze Gruppe jedes Jahr zu einer einwöchigen Feriengemeinschaft (FG), zu meist in der Marienau in Schönstatt. Die meisten kamen mit dem Motorrad zum Treffen, seit 1958 verstärkt mit eigenem Auto.

Im Protokoll vom Treffen am 30.10.1953 in der Marienau im Anschluß an Priesterexerzitien ist zu lesen, daß die Gruppe Zeuge war, wie am 29.10.1953 Bischof Wehr aus Trier den Schönstattpriestern das Generalstatut des Schönstattwerkes bekannt gemacht hat. Das Generalstatut erfüllte nicht alle Erwartungen der Schönstattpriester. Die Priestergemeinschaft wurde zwar den Verbänden gleichgestellt, konnte aber nur als Priesterbund und Priesterliga existieren. Wohl heißt es, daß die Mitglieder des Priesterbundes für das aszetische Leben Regeln aufstellen können, die dem kirchlichen Vollkommenheitsstand entsprechen. Aber vom Priesterverband ist nicht die Rede, erst recht nicht von einer Anerkennung als Säkularinstitut, die von der Leitung im August 1950 beantragt worden war. Die neue Lebensgruppe blieb in der bisherigen Zusammensetzung weiter bestehen. Dazu kam noch Adolf Abs, der sich 1951 noch nicht hatte entscheiden können, ob er bei Bund oder Verband mitmachen will. Dagegen hatte sich Heinrich Kreutzberg damals klar entschieden, daß er nicht dem Verband angehören will, sondern dem Bund. Ende 1954 stieß noch Hans Kostron aus der Marienau in Schönstatt zur Lebensgruppe. Er nahm am 13.12.1954 erstmals am Gruppentreffen teil.

Die Regelung des Generalstatuts hatte mit zur Folge, daß in der Folgezeit die Idee des Verbandes als tragender Kern für die Priesterbewegung verblaßte, und daß in den Gruppen eine gewisse Beliebigkeit hinsichtlich der Bindungen und Geschlossenheit um sich griff. Auf der anderen Seite verbanden sich mit dieser ersten offiziellen Anerkennung von seiten der Kirche auch große Hoffnungen, sowohl bei den Bischöfen wie auch bei den Schönstattpriestern. So waren

auch die Erwartungen groß, als die Schönstattpriester der Erzdiozese Köln am 11. Januar 1954 ihren Erzbischof Joseph Kardinal Frings zu seinem ersten offiziellen Besuch bei den Schönstattpriestern erwarteten. Einige Abschnitte aus dem Protokoll, das ein Mitglied der Lebensgruppe von Heinz verfaßt hat, soll etwas von der Atmosphäre dieses Treffens wiedergeben:

„Kardinal Frings bei den Kölner Schönstattpriestern am 11. Januar 1954. Eminenz kam pünktlich und ohne Sekretär und ging in die Runde zu jedem einzelnen und begrüßte ihn.

Dann sprach Walter: Er begrüßte Eminenz und sagte, daß es für uns eine große Freude sei, Eminenz in unserer Mitte zu haben und dankte ihm: „Es ist die erste offizielle Begegnung zwischen unserem Oberhirten und den Schönstattpriestern. Wir existieren etwa 25 Jahre. Wir sind aus kleinsten Anfängen geworden und sind auch heute noch eine kleine Schar. Aber wir existieren nicht ohne Wissen und Genehmigung von Eminenz. Wenn wir auch mit unseren etwa 35 Priestern eine kleine Zahl sind, so bilden wir doch eine geschlossene und fest verbundene Gemeinschaft. Ja, bei denen, die im Bund sind, haben wir sogar sogenannte Lebensgemeinschaften.

Das Ziel der Gemeinschaft ist die religiös geformte Priesterpersönlichkeit an der Hand der Dreimal Wunderbaren Mutter und Königin von Schönstatt. Wir möchten uns besonders um die Verwirklichung des Geistes der „Evangelischen Räte“ bemühen. Dabei wollen wir in vollem Maße Diözesanpriester sein, haben wir doch einmal bei der Weihe oboedientia und reverentia in die Hand unseres Bischofs versprochen. Unsere Bindung an Schönstatt ist eine rein religiös-asketische und im Kapellchen sehen wir unsere Heimat und Gnadenstätte.

Die Bewegung will den religiös vertieften Laien erziehen, der mitverantwortlich für das Apostolat der Kirche in der Katholischen Aktion seine große Aufgabe sieht. Selbständige Persönlichkeiten zu erziehen, war von Anfang an unser Bestreben. Uns schwebt die vollkommene Gemeinschaft auf Grund vollkommener Persönlichkeiten vor Augen. Wenn es sich bei uns um eine relativ kleine

Gemeinschaft handelt, dann finden wir das immer da, wo Träger für ein großes Ganzes zu erziehen sind. Das Leben wird immer von einem Kern getragen, der unbedingt da sein muß. Das ist dem Leben abgelauscht und entspricht auch der Praxis der Kirche. Z.B. wenn man an die Orden denkt und an die Weltpriester oder etwa auch an die MC. Die Apostolische Visitation ist nun mit dem Nihil obstat beendet und das Generalstatut ist genehmigt. Die Entscheidung über die Zulassung der Bewegung in den einzelnen Diözesen ist in die Hand der Bischöfe gelegt. Wir sind uns der ganzen Bedeutung der jetzigen Stunde bewußt.'

Danach ergriff Eminenz das Wort. Er führte ungefähr folgendes aus: ‚Hochwürdigste, liebe Herren Konfratres. Es ist mir eine große Freude zum erstenmal in Ihrem Kreis drin zu sein, und ich bin dankbar für die Worte, die Herr Prälat Velten soeben gesprochen hat. Wir sind uns besonders in dem Punkte einig, daß wir die Mutter Gottes von ganzem Herzen zu verehren trachten, und zwar mehr, als es absolut notwendig ist. Gerade für den Priester ist die Marienverehrung das sicherste Mittel, um auf dem rechten Weg zu bleiben und immer mehr der Vollkommenheit nahezukommen.

Ich kann dem Herrn Prälaten nur zustimmen, daß Schönstatt immer legal vorgegangen ist in unserer Diözese. Bald nach meinem Amtsantritt hat sich der Herr Prälat bei mir als Leiter der Priestergemeinschaft vorgestellt und danach ist er von Zeit zu Zeit immer wieder gekommen und hat Bericht erstattet. Da ist alles in bester Ordnung. Ich bin auch froh, daß gerade Prälat Velten der Leiter ist wegen seines Eifers und seiner Besonnenheit. Vor dem Eifer der Schönstattpriester habe ich immer die größte Hochachtung gehabt. Ich brauche nur zu erinnern an den verstorbenen Prälaten Eichen und an Pfarrer Küppers, um von den Lebenden ganz zu schweigen.'

(An dieser Stelle wird Eminenz mitgeteilt, daß Walter soeben zum Diözesanleiter der Priester erneut gewählt worden ist. Eminenz gratuliert ihm und bestätigt ihn hiermit in seinem Amte.)

„Ich muß gestehen, daß ich mich der Bewegung gegenüber reserviert gehalten habe. Was ist der Grund dafür? In Fulda haben wir schon seit vielen Jahren über Schönstatt verhandelt, schon im Kriege, als Herr Pater Kentenich noch im KZ war und wir darauf Rücksicht nahmen, weil er nicht mitverhandeln konnte (so ähnlich sagte Eminenz). Es kamen im Laufe der Zeit einige Dinge hinzu, auch disziplinärer Art, die zu klären waren. Erinnert sei nur an die bekannte Schrift des Erzbischofs Gröber, in der auch die Schönstattbewegung eine Rolle spielte. - Ein weiterer Grund für meine Zurückhaltung war der, daß die Bewegung in Köln keine großen Ausmaße angenommen hat. Es waren nur einzelne, die ihr von unseren Priestern angehörten.

Nun aber ist durch die Apostolische Visitation der Zeitpunkt gekommen, wo die Bewegung in das kirchliche Leben in Deutschland in vollem Maße eingegliedert werden soll. Schönstatt steht also in einem entscheidenden Augenblick seiner Geschichte. Wenn die Bedingungen, die von Rom gestellt worden sind, loyal angenommen und durchgeführt werden, dann bin ich bereit, mit vollem Herzen für die Bewegung einzutreten und sie zu fördern! Allerdings es sind ja große Opfer, die da verlangt werden.“

In seinen Ausführungen ging der Kardinal dann auf fünf Punkte besonders ein: Er sprach über die sogenannten Normae; über das Generalstatut; über einen Brief vom 01.08.1953, in dem ihm vom Heiligen Offizium die Beendigung der Apostolischen Visitation mitgeteilt worden sei; über die Anerkennung des Generalstatuts durch die Fuldaer Bischofskonferenz (die Priestergemeinschaft bestehe in Bund und Liga, der Priesterverband als solcher existiere nicht mehr. Der Bund könne sich Normen für das aszetische Leben geben, die dem kirchlichen Vollkommenheitsstande entsprächen und müsse einen entsprechenden Entwurf zur Fuldaer Bischofskonferenz 1954 einreichen); und schließlich über Beschlüsse der Arbeitsgemeinschaft der westdeutschen Bischöfe in Braunshard, u. a. daß Weihbischof Bolte Vertreter der Bischöfe im Generalpräsidium sei.

Im Schlußwort meinte der Kardinal, daß Schönstatt in einer nicht leichten Situation sei, weil der Gründer von jeder Einflußnahme ausgeschaltet ist. Es komme nun darauf an, mit dem Idealismus den rechten Gehorsam zu verbinden. Es bleibe kein anderer Weg als der der Unterwerfung. Er habe die Zuversicht, daß diese bereitwillig geleistet wird. Und es sei zu hoffen, daß es zum Segen Schönstatts und der ganzen Kirche sein wird.

In seinem Dankeswort gab Walter Velten das Versprechen, *„daß wir treu, eifrig und gewissenhaft dem Bischof Gefolgschaft leisten würden.“*

Daß die Schönstattpriester für diese erste Begegnung mit ihrem Bischof ehrlich dankbar waren, auch wenn dieser nicht nur Angenehmes in seiner Botschaft zu sagen hatte, zeigt die Schlußbemerkung des Protokollanten: *„Alle anwesenden Priester hatten übereinstimmend den Eindruck, daß wir sofort ein dankbares Magnifikat singen müßten.“*

Das Marianische Jahr 1954 brachte auch für die Lebensgruppe eine Vertiefung der Marienliebe. Eine Frucht davon war, daß die Gruppe die Mta als Königin krönte, und zwar in der Weise, daß im Verlauf des Jahres 1955 bei den Gruppentreffen in einer Feierstunde das Bild des jeweils gastgebenden Mitbruders gekrönt wurde.

Vom 25. Juli bis zum 31. Juli 1955 wurde wieder eine Feriengemeinschaft der „Kölner Verbandsgruppe“ in Schönstatt in der Marienau durchgeführt, zu der auch die beiden französischen Mitglieder des „Herzkreises“ im ehemaligen KZ Dachau eingeladen waren: August Haumesser aus dem Elsaß und Leo Fabing aus Lothringen. Außer Heinz Dresbach war Hermann Richarz Mitglied im „Herzkreis“ im KZ Dachau gewesen. Hans Kostron war ebenfalls KZ-Häftling in Dachau gewesen. Es kam auch zu Begegnungen mit Schwestern der drei Schwesternkurse, die mit dem „Herzkreis“ in Dachau geistlich besonders verbunden waren (Cordis-Kurs, Vincita-Kurs und Suplex-Kurs). Als Ergebnis des gemeinsamen Rückblicks auf den „Herzkreis“ in Dachau hält das Protokoll fest:

„Wir sind uns über den augenblicklichen Zustand klar geworden: Ein ziemliches Absinken von der Dachauer Höhenlage wurde festgestellt. Die Franzosen wurden zu wenig von uns betreut, die Gemeinschaft zu spärlich gepflegt.“ Daraus zeigt sich, daß sich die Lebensgruppe dem „Herzkreis“ verpflichtet fühlte und sich in der Kontinuität zu ihm verstand. In der Nacht des 29.07. feierte Leo Fabing im Schönstattheiligtum die heilige Messe und die Teilnehmer an der Feriengemeinschaft erneuerten die sogenannte „Werkzeugsweihe“ von Dachau vom 08.12.1944. Als der „Herzkreis“ nach der Entlassung und Befreiung auseinander ging, hatte man den Vorsatz mitgenommen, durch einen lebendigen Rosenkranz miteinander verbunden zu bleiben. Jeder hatte sich auf ein bestimmtes Rosenkranzgeheimnis verpflichtet. Dieser Brauch wurde wieder verlebendigt und man beschloß, sich künftig regelmäßig zu treffen. So wurde das gemeinsame Ferientreffen im Jahr 1957 vom 19. bis 24.08.1957 zu einer Besuchsfahrt zu August und Leo und zu gemeinsamen Treffen in Frankreich genützt. Unter Führung von Leo Fabing fuhr die Gruppe nach Paris und besuchte die Todesstelle von Josef Engling in Cambrai.

In den fünfziger und sechziger Jahren verbrachten die Mitglieder der Gruppe jährlich ihren Urlaub gemeinsam unter Führung von Heinz Dresbach. Urlaubsorte waren u.a. Talkirchdorf im Allgäu und Quarten in der Schweiz. Im Juni 1958 unternahm die LG eine lange vorbereitete und gut geplante Italienreise und Rompilgerfahrt. Sie fand statt vom 9. bis zum 23. Juni. Höhepunkte waren die Papstaudienz bei Pius XII am 18. Juni 1958, der nicht lange danach gestorben ist, und für Heinz Dresbach die Zelebration am 22.06.1958 am Petrusgrab. Seit dem 22.04.1958 war für Heinz Dresbach der 22. jeden Monats besonders wichtig geworden. Heinz Dresbach war übrigens zu dieser Zeit dabei, seinen Führerschein zu machen, über Königstein hatte er sich einen VW bestellt für seine Theologenarbeit.

In all diesen Jahren trug die LG das Bemühen um ein Diözesanheiligtum der Kölner Schönstattfamilie mit. Die meisten der Kapläne aus der Gruppe waren dabei, Pfarrer zu werden. Die Gruppe trug die Aufgaben und Sorgen der Mitglieder so gut wie möglich mit und lernte das Wirkungsfeld eines jeden kennen.

Auch die Fragen der Gesundheit gehörten zum Austausch in der Gruppe. Hans Kostron und Heinz Dresbach waren 1956 und Heinz Dresbach auch noch in anderen Jahren zu Fastenkuren bei Dr. Druml in Graz. Andere folgten dem Beispiel. Die Zeit des Hungerns war vorbei. In einer Zeit des wachsenden Konsums wollte auch eine gesunde Ernährungsweise gelernt und geübt sein.

Was die LG bei allem Ungenügen, das immer wieder beklagt wurde, zusammenhielt und zur Treue anspornte, war nicht zuletzt auch die Dankbarkeit und Treue dem Gründer gegenüber, der immer noch in der Verbannung weilte. Je länger man ihn entbehrte, desto mehr begann man sich auf die Sendung seiner Person zu besinnen und auf das, was man ihm verdankte, und was er der Kirche geschenkt hat und schenken könnte. In einem Brief von Heinz Dresbach vom 18.12.58 ist von einer Fahrt nach Gymnich, dem Geburtsort von Pater Kentenich die Rede, und daß man Kenntnis über die Eintragung im Taufregister bekommen habe. Heinz Dresbach mahnte die Gruppenmitglieder zu Verschwiegenheit. Nicht ohne Bedeutung blieb in dieser Hinsicht eine Amerikareise von Hans Kostron im Herbst 1957 in die USA. Er besuchte seinen Bruder, der dorthin ausgewandert war. Einmal drüben etwas heimisch geworden, machte er sich auf den Weg, um Pater Kentenich in Milwaukee zu besuchen. Dieser ließ den ehemaligen Dachau-gefahrten nicht vor der Tür stehen. Hans Kostron hatte auch wichtige existentielle Fragen mit ihm zu besprechen. Es sah nicht danach aus, daß der Heimatvertriebene wieder in seine Diözese Olmütz zurückkehren könnte. So überlegte er ernsthaft, sich eine andere Diözese zu suchen. Pater Kentenich ermutigte ihn darin, schon wegen der Sicherung seiner Altersversorgung. Es ist sicher noch vieles andere zur Sprache gekommen, was für Hans Kostron bedrängend war. Von seinen Erlebnissen hat er in der Gruppe sicher nicht geschwiegen. Als versierter Fotograf brachte er auch beeindruckende Fotos mit von Pater Kentenich beim Exilheiligtum und auf dem nahen Friedhof bei der Pfarrei Holy Cross. Drei Jahre später machte sich auch Heinz Dresbach auf den Weg, der in vielen Fragen seiner priesterlichen Aufgabe Hilfe suchte und Rat, die er anderswo nicht finden konnte, besonders seit dem 22. April 1958, an dem Heinz Dresbach offensichtlich zu einem wichtigen

Werkzeug der Mta für einen Neubeginn im Priesterverband geworden war.

Um diese Zeit erfüllte ihn auch eine große Unzufriedenheit über den Zustand seiner Lebensgruppe. Mehrmals gab er ihr bei Treffen und in Briefen heftigen Ausdruck. So schrieb er in einem Brief an die Gruppe vom 18.12.1958: *„Bei dieser Gelegenheit möchte ich zum Abschluß des Jahres, d.h. nachdem wir uns als Gruppe zum letzten Mal im alten Jahr gesehen haben, allen herzlich danken für allen Eifer, mit dem Ihr auch in diesem Jahr an unseren Gruppentagen teilgenommen habt. - Wenn wir aber eine Rückschau halten, so meine ich, müßten wir eine langsame, aber stetige Rückwärtsentwicklung in unserer Gemeinschaft feststellen. Diese scheint sich mir auf zwei Punkte zu beziehen:*

1. Die immer kürzer werdende Zeit, wo wir beisammen sind. Heute war es 12 Uhr, bis alle da waren. Um halb fünf mußte Heinrich schon wieder losfahren. Für unsere weiten Anfahrten ist die Zeit zu kurz. Darum bitte ich noch einmal mit Nachdruck, im neuen Jahr für den ganzen Tag unserer Zusammenkunft sich frei zu halten. Auch für den Abend! - Ich bitte jeden einzelnen von Euch, mir schriftlich mitzuteilen, wann er frühestens zur Stelle sein kann.

2. Der Inhalt unserer gemeinsamen Tage wird immer dürftiger. Da bin zum großen Teil ich schuld, da ich nicht genug auf eine straffe Nutzung der Zeit achte. - Ich habe mir nun vorgenommen, eine bislang falsche Rücksicht, die ich habe, fallen zu lassen. Es sollen die Zügel der Disziplin fester angezogen werden, damit wir wenigstens eine des Bundes würdige Gruppe werden, vom Verband ganz zu schweigen. Die falsche Rücksicht auf meiner Seite bestand darin, daß ich fürchtete, es könne jemand nicht mehr mittun, wenn wir mehr Forderungen stellen. Damit verrate ich die Sache unserer Priestergemeinschaft.“

Ein Jahr später konnte Heinz Dresbach keine bessere Bilanz ziehen. In seinem Jahresrückblick vom 28.11.1959 schreibt er: *„Zum letzten Jahresbeginn hatte ich Euch auch einen Brief zukommen lassen,*

in dem einige Kritik stand und zu größerem Eifer aufgerufen wurde, den wir im neuen Jahr betätigen wollten und sollten. - Daraus ist nicht viel geworden. Der vergangene Mittwoch zeigt die Wirklichkeit. Sie sieht so aus, als ob das Interesse an unserer Gemeinschaft im Schwinden begriffen sei.“ Am Schluß heißt es: „Ich hoffe ... noch einmal auf meine und Eure Besserung!!!.“ Heinz Dresbach sah offenbar einen der wichtigsten Gründe für das Ungenügen darin, daß die ursprünglichen Ziele und Ideale des Verbandes nicht mehr recht wirksam waren, weil der Verband als solcher ja nicht mehr existieren sollte. Dazu kommt, daß ihm als Theologenstandesleiter auch manche Unzufriedenheit der Theologiestudenten und der jungen Schönstattpriester über die real existierende Gemeinschaft begegnete. Als einer, der freigestellt war, konnte er aber vielleicht auch nicht existentiell genug die außerordentlichen Belastungen der Mitbrüder in der ordentlichen Seelsorge verstehen und berücksichtigen.

Diesmal blieb der Brief des Gruppenführers nicht ohne Antwort. Die Antworten sind ein bewegendes Zeugnis dafür, wie sehr die Mitbrüder, die fast alle soeben erst Pfarrer geworden waren, in der Alltagsarbeit eingespannt waren, aber auch welch große Hilfe sie in der brüderlichen Gemeinschaft erlebten und wie dankbar sie dafür waren. - Am 03.12.1959 antwortete ihm A. A. aus Köln:

„Lieber Heinz! Deinen unbarmherzigen, scharf geißelnden Brief habe ich erhalten. Von Dir aus ist es natürlich gut zu verstehen, wenn manchmal der Verlauf einer LG so unzulänglich ist. Aber wir freuen uns, daß wir in der täglichen Hetze, die morgens früh beginnt und abends spät endet und täglich immer wieder unvorhergesehene, schnell zu erledigende Arbeiten mit sich bringt, immerhin überhaupt noch ein solches monatliches Treffen über diese Entfernungen hin zustande bringen. Würden die Bindungen nicht so eng sein, wäre dies gewiß nicht der Fall. Nicht selten fallen auf einen Tag zwei, drei und mehrere Konferenzen, Besprechungen, Sitzungen zusammen. N.N. als Vertreter der CAJ kam vorgestern noch um 22.15 Uhr zu mir, um mit mir über die Arbeiten in der Pfarre und Diözese zu sprechen. Dann betet man noch zu mitternächtlicher Stunde den Rest des

Breviers und weiß, daß in den nächsten Tagen wieder viele Dinge, die schon längst erledigt sein sollten, auf einen warten.

Das aber heißt nun nicht, daß wir für Schönstatt nur noch wenig Zeit übrig hätten. Am Sonntag, dem 22.11. habe ich in St. Johann die Schönstatt-Stunde gehalten. Am Mittwoch war unsere LG in Düsseldorf, am Nachmittag bei mir die Diözesanratssitzung, danach noch Besprechung mit Schwester N.N. betr. Liga-Diözesanrat. Am vergangenen Sonntag waren über 50 Ligistinnen hier im Saale von St. Robert, ganztägig. Das alles geschah in der gleichen Woche, in der erstmalig für mich Besuch des Bischofs in der Pfarrei war anläßlich der Firmung. Nun wartet Schwester N.N. bereits wieder auf meinen Adventsbrief für das Rundschreiben. Dazwischen Nikolausfeiern, Adventsfeiern, Vinzenzverein in der Vorbereitung der caritativen Aufgaben für Weihnachten, Durchführung der Caritas-Adventssammlung, Dekanatskonferenz, Brautunterricht, Dispensgesuche an das Generalvikariat, die ständige Führung des ‚Treuhandbuches‘, Telefongespräche mit Schwäbisch-Hall, Herrn N.N. und der Gewerbebank wegen unserer Bausparverträge, Verhandlungen mit Bank, Kassenprüfung des Rendanten, Verhandlung mit dem Finanzamt wegen Anerkennung der Gemeinnützigkeit unserer Dreikönigsgemeinschaft usw., usw., ! ! ! Ich schreibe das nur, um Dir damit in etwa zu sagen, daß trotz aller Bedrängnis bei uns allen sicher viel guter Wille zur LG ist, und daß Du unter diesen Umständen auch leichter einsiehst, wenn es mit der Prinzipientagung (Prinzipientagung - ein Kurs von Pater Kentenich - war eine Zeit lang Arbeitsstoff der Gruppe) nicht gerade so schnell weitergeht. Wir freuen uns ja auch auf ein klein wenig geselliges Beisammensein unter gleichgesinnten Brüdern. Insofern ist unsere LG schon von Bedeutung. Und sicher ist sie eine der eifrigsten in der Diözese.

Dies schrieb ich unter der Voraussetzung, daß ich zugleich auch für die anderen Mitbetroffenen und Leidtragenden gesprochen habe.“

Der älteste Mitbruder der LG schrieb seinen Brief am „Vorvigiltag“ von Weihnachten 1959:

„Troisdorf am Vorvigiltag von Weihnachten.

Liebe Brüder in Christo !

Zunächst wünsche ich Euch allen ein recht gnadenreiches Christfest. Möge unsere liebe Mta uns wieder von tiefstem Herzen zu ihrem lieben Kinde führen und uns für unsere hohe priesterliche Aufgabe neu begeistern. Hohe Feiertage der Kirche sind ja in erster Linie für den Priester Tage der seelischen Kräftigung und der Begnadigung. Möge der Herr Euch alle auch in der Seelsorge befürchten, daß von uns aus recht viel Segen und Beglückung auf unsere Seelsorgskinder ausfließen. Auch für das neue Jahr 1960 möge der Heiland und seine liebe Mutter uns recht große Gnadenschätze geben. Was mir schon lange auf dem Herzen liegt, ist der letzte Brief von Heinz. Ich bin nicht so pessimistisch wie Heinz. Wenn wir auf das alte Jahr zurückschauen, so sieht es meines Erachtens nicht so trostlos aus, wie Heinz es sieht. Heinz schaut die Sache vom Standpunkt des Schulungs-Seelsorgers aus. Wir aber stehen mitten in der praktischen Seelsorge und haben einen anderen Standpunkt. Wenn auch die Prinzipienlehre in unserer LG ein Schmerzenskind war, - das gebe ich ohne weiteres zu -, so hat unsere LG-Arbeit für uns, die wir in der schweren Seelsorgsarbeit stehen, eine große Bedeutung gehabt. Allein schon, daß wir uns in einer Gemeinschaft mit gleichdenkenden Brüdern stehend fühlen, ist für uns wichtig. Unsere Zusammenkünfte geben (mir wenigstens) immer wieder einen Auftrieb und neue Kraft, selbst wenn wir nur zur gemeinsamen Unterhaltung und zum gemeinsamen Essen und Trinken zusammengekommen wären. Selbstverständlich sollten unsere Zusammenkünfte nicht nur gesellige Zusammenkünfte sein, vielmehr wollen wir auf ihnen auch gemeinsam arbeiten an der Ausbreitung des Reiches Christi, indem wir uns gemeinsam schulen und einander aufmuntern. Wir wollen mehr und mehr hineinwachsen in die Erreichung unseres Zieles. Filii matris assumptae und Filii matris assumpti, so steht unser Ideal vor uns. Also Söhne unserer Mutter, die zur Rechten ihres Sohnes im Himmel thront, d.h. in kindlicher Liebe und Hingabe wollen wir der Mta dienen mit allen Fasern unseres Herzens. Kein Opfer und keine Arbeit für sie soll uns zu schwierig sein. Unsere ganze Kraft stellen wir in ihren Dienst. Aber auch sollen wir

Söhne der Mutter sein, die sich immer wieder durch die Heilmittel, die der Herr uns geschenkt hat im heiligen Opfer und in den hl. Sakramenten, heiligen und frei machen vom Irdischen, ja dem allzu Irdischen, um Heilige auf Erden und einstens Heilige im Himmel zu werden. Menschen zur Heiligkeit führen, so steht es in unserem Bewußtsein, können nur Menschen, die selbst entweder Heilige sind - wer kann das von sich behaupten - oder wenigstens mit allen Kräften nach Heiligkeit streben. So ist es unser LG-Ziel, uns in diesem Streben gegenseitig zu helfen. Kann man das aber mit irgendeinem menschlichen Maßstab messen? Kann man es daran messen, wie weit wir in der Prinzipienlehre vorgedrungen sind? Nein! Ich persönlich meine, wir sollten die Prinzipienlehre einmal beiseite legen, soweit sie uns in dem Manuskript vorliegt und sollten überlegen auf der nächsten LG, auf welchem anderen Wege wir unserem Ziele dienen können. Ich möchte es beibehalten, daß derjenige, bei dem die LG stattfindet, die Exhorte hält. Dann aber sollte diese Exhorte die Grundlage für die ganze LG sein, d.h. für die jeweilige Zusammenkunft der LG. Dazu müßte dann aber eine innerlich zusammenhängende Aufeinanderfolge da sein, die sich nach einem Jahresziel ausrichtet. Das Jahresziel aber kann die Jahresparole der ganzen Bewegung sein. Der ‚Referent‘ aber müßte für den ganzen Tag die Leitung der LG übernehmen. So würden wir uns nicht alle immer auf Heinz verlassen - ach der wird schon sorgen, daß etwas zustande kommt - nein jeder, bei dem die LG stattfindet, ist für diese LG verantwortlich. Doch möchte ich auch jetzt nochmals betonen, ich sehe eine LG nicht als mißglückt an, wenn das Tagesziel nicht erreicht worden ist und wenn wir tatsächlich nur zur Unterhaltung gekommen wären, weil für uns in der praktischen Seelsorge jede solcher Zusammenkünfte wertvoll in sich ist. Wohl müßte man dafür sorgen, daß wir auch alle da sind und daß wir am Abend frei sind, damit wir nicht schon am halben Nachmittag wieder auseinander gehen müssen. Letztes Mal habe ich gefehlt, weil ich aus gesundheitlichen Gründen einfach nicht kommen konnte, mein telefonischer Anruf kam erst spät, weil ich keinen Anschluß kriegen konnte, Ihr habt es selbst erfahren, da Ihr bei mir anriefet und auch keinen Anschluß bekamet. Da muß wohl etwas in der Leitung nicht geklappt haben.

Und noch einmal Euch eine recht frohe und gnadenreiche Weihnacht und gesundes Neues Jahr!

In Caritate Jesu et Mariae

- Euer - gez. H.R. "

Seit dem 22.04.1958 wuchs um Rektor Dresbach der „Kleine Kreis“, seit 1964 der „Cor Patris-Kurs“ des „Jungen Verbandes“. Damit wuchs er selber in eine neue priesterliche Lebensgemeinschaft hinein. Er blieb aber auch weiterhin mit seiner bisherigen Lebensgruppe verbunden und hielt ihr die Treue bis in sein hohes Alter. Die Lebensgruppe traf sich auch weiterhin, und er nahm an den regelmäßigen Gruppentreffen teil. Vom 01. bis 14. Mai 1973 beteiligte er sich mit seiner Lebensgruppe an einer Pilgerreise mit Prälat Nettekoven, dem damaligen Generalvikar in Köln und weiteren Priestern ins Heilige Land. Diese Pilgerreise wurde für ihn und die Gruppe zu einem tiefen Glaubens- und Gemeinschaftserlebnis. Als er schon selber nicht mehr reisen konnte, traf sich die Gruppe noch mit ihm im Priesterhaus Berg Moriah. Gut 45 Jahre lang ist er mit den Priestern seiner Gruppe einen gemeinsamen Glaubensweg gegangen, auf dem einer dem anderen nahe war und ihn in seiner priesterlichen Aufgabe bestärkte. Wieviel Segen mag diese kleine Weggemeinschaft den Mitgliedern gebracht haben? Wieviel Segen ist aber auch hineingeflossen in die Pfarreien und in die Diözese!

Freistellung für Schönstatt – Standesleiter der Schönstatt-Theologen

Als Heinz Dresbach nach seiner Rückkehr aus dem KZ Dachau in Schönstatt weilte, erwogen sowohl er als auch Pater Kentenich, ob für ihn nicht eine hauptamtliche Tätigkeit in Schönstatt in Frage komme. Im Juni 1945 hatte Heinz Dresbach diesen Wunsch seinem Bischof, Kardinal Frings, gegenüber vorgetragen. Damals sagte ihm der Kardinal, daß er sich in ein bis zwei Jahren *„in dieser Frage noch einmal melden dürfe, falls der Wunsch noch weiter bestehe“*. Am 09.03.1950 richtete Dresbach ein *„Gesuch um Beurlaubung nach Schönstatt“* an Kardinal Frings. Darin schreibt er auch, daß in Kürze Pater Kentenich den Kardinal besuchen werde, *„wobei auch die Frage der Beurlaubung von grundsätzlichen Gesichtspunkten her zur Sprache kommen dürfte“*. Am 11. März 1950 teilte Generalvikar David Kaplan Dresbach mit, daß ihm der Kardinal und Erzbischof *„einen einjährigen Urlaub zum Aufenthalt in dem Pallottinerkloster Schönstatt gewährt“*. Das Dekret der Beurlaubung trägt das Datum vorn 23.03.1950. Am 01.04.1950 konnte Kaplan Dresbach nach Schönstatt umsiedeln und Wohnung beziehen im damaligen Bundesheim/Exerzitienhaus.

Eine konkrete Aufgabe war damit offenbar noch nicht festgelegt. Im Jahresbericht 1950 über die Theologenarbeit schreibt Kaplan Dresbach: *„Bei meiner Übersiedlung nach Schönstatt am 01.04.1950 erwog man, ob ich für die Arbeit an unseren Schönstatt-Theologen eingesetzt werden solle. Herr Pater Roßkothen SAC war Standesleiter der Theologen, aber er war mit Arbeit überlastet und konnte deshalb für die Arbeit mit und an unseren Theologen nur ganz wenig Zeit erübrigen. Wir kamen überein, daß ich ihm helfen solle und zwar die Fahrten in die Diözese machen solle.“* Er fährt fort: *„So wurden also zuerst zaghafte Testversuche gemacht, denn für eine solche Aufgabe hätte ich mich zuallerletzt nach Schönstatt gemeldet.“*

Mit Pater Kastner SAC, dem Altmeister der Theologenarbeit, besuchte er zum 01.05.1950 in Ascheberg die Schönstatt-Theologen von Münster. Mit Vikar Engel besuchte er die Schönstatt-Theologen in Trier. Weitere Besuche machte er in Freiburg, Tübingen und Mainz. Bald stellte sich heraus, daß Pater Roßkothen die für September vorgesehene Theologentagung nicht halten konnte. Kaplan Dresbach sah darin einen „Wink der Gottesmutter“, sich selbst damit zu versuchen. Er zog sich 14 Tage nach Metternich zurück, um die Tagung vorzubereiten. Die Tagung fand statt im Exerzitienhaus in Schönstatt. Es haben 23 Theologiestudenten aus 9 Diözesen teilgenommen. Das Thema lautete: *„Aus der Weltnot durch die Welterlösung Schönstatts zur Welterlösung und Weltverklärung“*. Am Schluß der Tagung hielt Pater Kentenich den Theologen einen Vortrag.

Sowohl Kaplan Dresbach wie Pater Kentenich schienen die Probezeit positiv beurteilt zu haben. Im bereits erwähnten Jahresbericht schreibt Kaplan Dresbach: *„Am 18. Oktober (1950) übertrug Herr Pater (Kentenich) mir dann offiziell die Aufgabe und Verantwortung für unsere Schönstatt-Theologen!“* In einem Rundbrief vom November 1950 teilten Pater Roßkothen und Kaplan Dresbach diese Entscheidung den Schönstatt-Theologen mit.

Der Elan, mit dem Kaplan Dresbach seine Aufgabe anpackte, wurde allerdings noch einmal gebremst. Seine Bitte um Verlängerung der Freistellung (20.02.51) wurde wegen Priestermangel abgelehnt (09.03.1951). Ab 01.04. mußte er mit einer Anstellung in der Diözese rechnen. Am 07.04.1951 trat er seine Stelle als Krankenseelsorger im Severinskloster, Jakobstraße 27, in Köln an (mit dem Titel „Rektor“). Am 25.02.1952 bat Msgr. Schmitz schriftlich um seine erneute Freistellung. Am 07.03.1952 konnte Rektor Dresbach mit Kardinal Frings, der zu einem Gottesdienst im Severinskloster weilte, über eine erneute Freistellung sprechen. Der Kardinal machte ihm dafür Hoffnung. Am 19.12.51 hatte auch der damalige Bewegungsleiter Pater Kastner mit Kardinal Frings und mit dem Personalreferenten Prälat Lieser über eine Wiederbeurlaubung gesprochen. Die Gewährung der Wiederbeurlaubung wurde Rektor Dresbach

mit Schreiben vom 17.06.1952 mitgeteilt. Am 20. August 1952 war sein Umzug nach Schönstatt, und am 02.09.1952 konnte er - gleichzeitig mit dem ebenfalls freigestellten Msgr. Joseph Schmitz, Diözese Münster -, seine beiden Zimmerchen im Priesterhaus Marienau beziehen.

Rektor Dresbach war auch als Krankenhaus-Seelsorger Theologen-Standesleiter geblieben. Von Köln aus arbeitete er, so gut er konnte, weiter für die Theologengemeinschaft. So lud er die Diözesanführer in einer ersten Führungstagung vom 26.12. bis 29.12. 1951 nach Schönstatt ein. Daß er dafür öfters seinen Tätigkeitsort verlassen und für eine Vertretung sorgen mußte, brachte ihm eine Rüge des ihm sonst wohlwollenden Personalreferenten Prälat Lieser ein. Dieser schreibt am 07.04.1952: *„Es ist mir zu Ohren gekommen, daß Sie oft und tagelang hintereinander sich im dortigen großen Krankenhaus vertreten lassen...“* Lieser bemerkte aber auch, daß *„in der ersten Zeit nur Stimmen des Lobes“* über seine Tätigkeit als Krankenhaus-Seelsorger laut geworden seien.

Am 18. Oktober 1951 hatte Rektor Dresbach eine Besprechung mit Herrn Pater Kantenich und Herrn Pater Roßkothen wegen der zukünftigen Leitung der Theologen: *„Ich soll die Theologen weiter leiten, so lange ich Aussicht habe, freigestellt zu werden; Herr Pater Roßkothen soll in der Theologengemeinschaft mitarbeiten. Herr Pater Roßkothen hat Aussicht, Ostern freigestellt zu werden.“* (Jahresbericht 1952). Pater Roßkothen hatte für den Spätsommer des Jahres 1952 zwei Theologentagungen geplant. Nach der endgültigen Freistellung von Rektor Dresbach fand die Mitarbeit von Pater Roßkothen bei den Schönstatt-Theologen bald ihr Ende. Im November 1952 mußte sich Rektor Dresbach einer Blinddarmsoperation unterziehen. Dann stand er mit seiner ganzen Kraft für seine Aufgabe unter den Schönstatt-Theologen zur Verfügung. Diese Aufgabe kann als seine eigentliche Lebensaufgabe angesehen werden.

Auf welche Weise erfüllte Rektor Dresbach seine Aufgabe als Standesleiter der Schönstatt-Theologen? Jedes Jahr wurden wenigstens zwei Theologentagungen in Schönstatt veranstaltet, im Priesterhaus

Marienau, für gewöhnlich eine Ostertagung und eine Herbsttagung. Die Tagungsthemen orientierten sich an den Jahreslosungen der Schönstattfamilie und behandelten wichtige Aspekte der Spiritualität Schönstatts (z.B. Themen wie Vorsehungsglaube, Liebesbündnis etc.) oder der Berufung zum Priestertum (Priesterbild, Priestergemeinschaft). Wichtig war dabei immer auch das Gemeinschaftserlebnis (Ausflüge etwa, z.B. nach Maria Laach) und die Gemeinschaftsbildung. Die Tagungen führten zur Weihe an die Mta (Mitarbeiter- und Mitgliederweihe im Sinne der Liga oder zur Bundesweihe). Mit den Jahren kamen Feriengemeinschaften hinzu in Ergänzung zu den Tagungen oder in Verbindung damit. Gelegentlich wurden Tagungen auch von einzelnen Diözesangemeinschaften organisiert und in der Diözese durchgeführt (z.B. Fulda und Eichstätt). Dazu kamen Führertagungen für die Diözesanführer oder Abteilungsführer (wie man die Diözesanführer gelegentlich auch nannte). An der ersten Führertagung vom 26.12.1951 beteiligten sich 13 Teilnehmer aus 10 Diözesen.

Der Kontakt zu den Theologen und unter den Theologen wurde durch „Briefe an alle Theologen“ und durch „Briefe an die Diözesanführer“ aufrechterhalten. Über lange Zeit schrieb, vervielfältigte und versandte die Schwester von Rektor Dresbach die Theologen-Rundbriefe. Mehr und mehr dienten diese Briefe dem Lebensaustausch. Von den Diözesanführern kamen Semester- oder Jahresberichte.

Dazu kamen regelmäßige Besuche von Schönstatt aus bei den Diözesangemeinschaften und in den Priesterseminaren. Wenigstens zweimal im Jahr machte Rektor Dresbach eine sogenannte „Netzfahrt“ mit der Eisenbahn, die ihn zuweilen bis in die Schweiz führte. Über mehrere Wochen war er unterwegs, traf sich mit den Schönstatt-Theologen in ihrem Seminar und besuchte zumeist auch die Rektoren der Seminare. Dabei galt es sehr oft, Vorurteile aus dem Weg zu räumen. Nicht in allen Priesterseminaren war Gruppenarbeit gestattet, und er war auch nicht in jedem Seminar willkommen. Ab Sommer 1958 machte Rektor Dresbach seine Besuche mit dem Auto. Nicht selten kam es auch zu Kontakten und Verbindungen zu

ausländischen und überseeischen Theologen. Nach dem Ungarn-Aufstand (1956) betreute er einen Kreis von ins Ausland geflüchteten Theologiestudenten. Auf vielfältige Weise suchte er die geistliche Verbundenheit unter den Theologen zu vertiefen. Ein wichtiger Brauch wurde z.B. der Abendsegen jeden Tag um 21 Uhr, durch den sich alle verbunden wußten.

Rektor Dresbach mußte sich auch Gedanken machen, wie er seine Theologenarbeit finanzieren könnte. So begann er für weiteste Kreise sogenannte „Heimexerzitien“ zu verfassen, die in loser Folge versandt wurden. Im Jahresbericht 1951 berichtet er, daß 30.000 Exemplare gedruckt werden und daß von den ersten vier Briefen, die bis Jahresende erschienen waren, etwa 22.000 bereits vertrieben waren. Der Reingewinn diene ausschließlich der Schönstatt-Theologengemeinschaft. Bald übernahm er auch Verantwortung in einem internen Schönstatthilfswerk.

1951 gehörten laut Statistik 241 Theologiestudenten aus 16 Diözesen zur Schönstatt-Theologengemeinschaft. Dazu zählten auch die Schönstatt-Theologen der damaligen Ostzone und in der Schweiz. Daß die Zahl in den nachfolgenden Jahren langsam zurückging, lag nicht zuletzt daran, daß in den Jahren der Auseinandersetzung um Schönstatt den Schönstatt-Theologen von seiten der Kommilitonen und Professoren wie auch von seiten der Vorgesetzten viel Mißtrauen und Ablehnung begegnete. Es kam vor, daß die Zulassung zur Diakonatsweihe an die Bedingung des Austritts aus der Schönstattbewegung geknüpft war. Die negative Atmosphäre Schönstatt gegenüber in den Seminaren hatte aber auch positive Auswirkungen. Zunehmend sahen sich die Schönstatt-Theologen herausgefordert, sich über ihre Berufung zu Schönstatt Rechenschaft zu geben und über die Sendung und Berechtigung der Schönstattbewegung und ihrer Gemeinschaft nachzudenken. Das führte fast wie von selbst zu einem vertieften Interesse für den Gründer Schönstatts, der im Exil in den USA weilte, und zu einer intensiveren Beschäftigung mit seiner Person, seinem Charisma und auch seinem Leitbild der Schönstattbewegung und besonders auch der Schönstatt-Priestergemeinschaft. Dazu kommt, daß die Theologen auf die zunehmende

Ablehnung und den wachsenden Druck durch ihre vertiefte Hingabe an die Gottesmutter gemeinsam eine gottgefällige Antwort geben wollten. Das drückte sich im gemeinsam erarbeiteten Generationsideal aus (Patria-Golgotha Generation) und in der gemeinsamen Blankovollmacht eines kleinen Kreises (Blankokreis), der sich als Sauerteig in der Theologengemeinschaft verstehen wollte (1957/1958).

In dieser Phase der Neubesinnung kam es in der Schönstatt-Theologenbewegung zur Formierung des sogenannten „Theologenbundes“. Schon seit der Gründung des Apostolischen Bundes im Jahre 1919 bildeten auch die Schönstatt-Theologen eigene Bundesgruppen, die im Priesterbund als sogenannte Lebensgruppen weiterbestanden. Bald nach dem Zweiten Weltkrieg traf Pater Kentenich wichtige Entscheidungen über Struktur und Leitbild der Schönstatt-Diözesanpriesterbewegung, deren praktische Umsetzung freilich erst nach seinem Tod zum Abschluß kam. Für die Schönstatt-Theologengemeinschaft und ihre Beziehung zu den Schönstatt-Diözesanpriestern gab es keine neuen Festlegungen. Die Schönstatt-Theologengemeinschaft hatte ihr eigengesetzliches Leben, war aber auch Nachwuchsgemeinschaft für die Schönstattpriester. Es blieb eine über lange Zeit ungeklärte Frage, ob und inwieweit der Standesleiter der Theologen dem Bewegungsleiter oder dem damaligen Bundespräses der Schönstattpriester verantwortlich war. Die Theologentagungen mit Rektor Dresbach fanden selbstverständlich zumeist in der Marienau, dem Haus der Schönstatt-Diözesanpriester statt. Als es 1961 zu wachsenden Spannungen zwischen dem Theologenstandesleiter und der Leitung der Priestergemeinschaft kam, fanden die Theologentagungen zumeist an anderen Orten statt.

In seiner Theologenarbeit orientierte sich Rektor Dresbach an der bisherigen Praxis und arbeitete mit den Theologen hin auf eine Weihe als Mitarbeiter oder Mitglieder der Liga oder auf eine Bundesweihe in Verbindung mit der Zugehörigkeit zu einer Lebensgruppe des Bundes. Es gab wohl auch Kandidatengruppen, die gemeinsam ihr Novizatsjahr für den Priesterbund schon während der Theologenzeit absolvierten. Im September 1957 legte einer der Theologen in diesem Sinne als erster die Bundesweihe ab. Diese Tatsache

veranlaßte manche Theologen jüngerer Semester, vor allem die Tübinger, sich mit dem Bund zu befassen. Sie waren damals der Überzeugung, die Gottesmutter erwarte von ihnen die Bereitschaft „zum Aufbau des Theologenbundes“ (aus einem Bericht des ersten Theologen-Bundeskurses). Einer dieser jüngeren Theologiestudenten schrieb später: „... *Das einzige, was wir wußten war, daß der Bund eben mehr ist als die Liga und daß er eine Lebensgemeinschaft verlangt. Diese kannten wir damals nur in Form einer Lebensgruppe; an Kurse und dergleichen dachten wir nicht.*“ Auch in anderen Abteilungen regte sich das Interesse für die Bundesweihe. Einige der Theologiestudenten faßten den Entschluß, sich „am 20.01.1958 gemeinsam der Mta als ihr Werkzeug zu weihen, denn der Bund sollte ihr Werk sein.“

Für die Entwicklung des Theologenbundes bekam die Theologentagung im September 1958 eine besondere Bedeutung. „*Bei dieser Tagung legten 7 Mitbrüder aus verschiedenen Abteilungen gemeinsam die Bundesweihe ab. Andere bereiteten sich auf dieselbe Bundesweihe vor. Nun gab es viele Bündler, aber keine eigene Bundesgemeinschaft. Man traf sich - freilich ohne Organisation und Planung - bei der allgemeinen Theologentagung und bei der Führertagung, soweit sich das aus der jeweiligen Situation ergab. Aus dieser Gegebenheit erwuchs der Wunsch nach engerer Zusammenarbeit der Bündler. Es erwachte das Bewußtsein, daß der Bund enge Gemeinschaftspflege und überdiözesane Zusammenarbeit verlangt. Während dieser Herbsttagung setzten sich die Bündler mit Herrn Rektor Dresbach zusammen, um über die Bundesarbeit zu beraten. Herr Rektor Dresbach gab uns dabei einen Satzungsentwurf für den Theologenbund bekannt, der schon längere Zeit ausgearbeitet vorlag, wie Herr Rektor Dresbach erklärte. Er sollte allerdings nicht als verpflichtend verstanden werden. Das Hauptergebnis der damaligen Besprechung bestand in dem Beschluß, nach Weihnachten eine Bundestagung zu halten, bei der alle schwebenden Fragen der Bundesarbeit besprochen werden sollten. Brieflicher Kontakt mit allen Bündlern und Bewerbern sollte die Tagung vorbereiten.*“

Festzuhalten ist, daß dieser Beginn für einen Theologenbund nicht der Initiative von Rektor Dresbach entsprang. Wohl aber dürfte er seiner Sehnsucht und seinem Wunsch entsprochen haben. Er selbst war es ja auch gewesen, der (vielleicht mit anderen) den bereits erwähnten Satzungsentwurf für den Theologenbund ausgearbeitet hatte. Bei manchen der Theologen war der Wunsch lebendig, eine Art „pars motrix“ für die Theologengemeinschaft zu bilden. Die meisten Schönstatt-Theologen kamen aus der Schönstatt-Jungmännerbewegung und brachten aus dem Jungmännerbund wertvolle Erfahrungen mit, die sie auch in die Theologenarbeit einbringen wollten. Rektor Dresbach war für ihre Initiative ganz offen. Auf der Bundestagung vom 27. bis 31. Dezember 1958 in der Marienau wirkte er mit und trug den Theologen vor, was Pater Kentenich auf einer Tagung zur Wiedergründung des „Jungfrauenbundes“ nach dem Zweiten Weltkrieg über den Bund ausgeführt hat. Nachmittags folgten Besprechungen, in denen sich die 12 Tagungsteilnehmer deutlich als eine Gründergemeinschaft erfuhren, und in denen um eine tragfähige Struktur des Bundes als eines Lebensträgers für die Theologengemeinschaft gerungen wurde. Die Bundestagung beschloß, aus den eigenen Reihen einen Bundesführer zu wählen und so die Leitung der Gemeinschaft von der Funktion der Betreuung, die weiterhin dem Standesleiter oblag, zu trennen. Der Standesleiter und der Bundesführer sollten über die Berufung geeigneter Kandidaten entscheiden. Die Kandidaten sollten gemeinsam in Leben und Wesen des Bundes eingeführt werden. Kandidaten verschiedenster Diözesen bildeten eine Kursgemeinschaft und erarbeiteten ihr Kursideal. Das Kurssystem wurde als das eigentlich Neue gegenüber den bisherigen Lebensgruppen, die sich aus Mitgliedern der gleichen Diözese zusammensetzten, empfunden. Von manchen Schönstattpriestern und auch von der Leitung der Priestergemeinschaft wurde diese Neuerung mit einigem Mißtrauen und Mißbehagen beobachtet. - Tilmann Beller wurde bei der abschließenden Feierstunde dieser ersten Bundestagung im Kapellchen als Bundesführer bestätigt.

Rektor Dresbach war sich der Verantwortung für diesen Neubeginn wohl bewußt. Ein Teilnehmer der Tagung schrieb später: *„Durch seine bisherige Erfahrung gewitzigt, stand Herr Rektor Dresbach,*

wie damals viele meinten, unserem Tun ein wenig abwartend, vielleicht skeptisch gegenüber. Auf der anderen Seite waren wir uns bewußt, die Beweislast für die Richtigkeit und vorsehungsgläubige Orientierung unseres Tuns lange Zeit hindurch tragen zu müssen. Dankbar dürfen wir feststellen, daß Herr Rektor Dresbach zu allem volle Freiheit ließ. ‚Wir wollen das Leben sprechen lassen‘ äußerte er sich mehrmals.“

Die junge Bundesgemeinschaft zeigte ein bemerkenswert starkes gemeinschaftliches und geistliches Leben. Ostern 1959 formierte sich ein zweiter und Ostern 1960 schon ein dritter Bundeskurs. Man begann zu unterscheiden zwischen Bundesweihe und Kursweihe, zwischen Bundesgemeinschaft und Kursgemeinschaft. Zum Bundesführer kamen die Kursführer der einzelnen Bundeskurse. Der Theologenbund hielt sich verantwortlich für eine Cambraifahrt der Theologengemeinschaft, die zu einer tiefen geistlichen Erfahrung wurde. Am 08. Juli 1960, dem goldenen Priesterjubiläum Pater Kentenichs, legte der erste Bundeskurs seine Kursweihe ab, nachdem er sich längst sein Kursideal erarbeitet hatte. Der beeindruckendste Beweis des Lebens ist wohl vor allem die Tatsache, daß der Theologenbund zu einem Wurzelgrund werden sollte für das Werden der sogenannten „Neuen Gemeinschaft“ (NG), die später mit in die Gemeinschaft der Schönstattpatres einmündete, wie auch für das Neuwerden des Verbandes der Schönstattpriester. Mitglieder des Theologenbundes entdeckten ihre Berufung für die künftige Patresgemeinschaft und für die Neugründung des Verbandes der Schönstattpriester. Damit hatte bei der Gründung des Theologenbundes wohl niemand gerechnet, am allerwenigsten Rektor Dresbach. Umso mehr darf man annehmen, daß hier eine deutliche Führung von oben erfahren wurde. Die Erfahrung im neuen Theologenbund disponierte für eine solche Berufung und war eine wichtige Vorerfahrung und Einübung für diese bleibenden Berufungen. Der Theologenbund als solcher konnte ohnehin nur ein Durchgangsstadium sein. Und mit der Formierung des vierten Bundeskurses ging die Geschichte des Theologenbundes auch schon zu Ende, nicht weil dem Theologenbund der Atem ausgegangen wäre, sondern weil alles Leben in die Neugründung der beiden Verbände einmündete. Spätestens seit

1964 hat auch der erneuerte Priesterbund wertvolle Früchte aus dem Lebensaufbruch des Theologenbundes ernten dürfen. Rektor Dresbach war ein wichtiges Werkzeug der Gottesmutter für diesen Neuaufbruch, der mit zu den Spannungen mit der damaligen Leitung der Priestergemeinschaft führte und ihm manches Leid einbrachte.

Rektor Dresbach wollte dem Leben dienen. In der Gründung des Theologenbundes können wir einen solchen Lebensaufbruch in der Theologengemeinschaft beobachten. Das Leben unter den Theologen damals drängte zu einer Vertiefung ihrer Weihe an die Gottesmutter und daraus resultierend zu einem vertieften Gemeinschaftsleben als Antwort auf die Prüfungen, die damals der Schönstattfamilie und ihrem Gründer auferlegt waren. Gegen Ende des Jahres 1958 hatte Kardinal Frings Ausführungsbestimmungen über ein Dekret des Heiligen Offiziums vom 28.01.1958 erlassen, die allen Mitgliedern der Schönstattbewegung bekannt gegeben werden sollten und die auch bei den Theologen als Signal für weitere Schwierigkeiten und Stürme gedeutet wurden. Davon sprach auch Rektor Dresbach bei der Schlußfeier der ersten Bundestagung. Die Antwort sollte das Ernstmachen mit dem Liebesbündnis sein, wie dies Pater Kentenich in Dachau vorgelebt habe. Er deutete die neuen Schwierigkeiten als ein Zeichen, daß die Gottesmutter die neue (dritte) Gründergeneration und ihr Vorhaben ernst genommen habe. Die Ansprache von Rektor Dresbach ist nachhaltig in Erinnerung geblieben. Zwei Jahre später schreibt einer der Zuhörer: *„Es ist sicher nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß die erwähnte Ansprache zu den nachhaltigen Erlebnissen und Ereignissen der ersten Tagung des Theologenbundes gehört.“*

Zwei Ereignisse dienten der Vertiefung dieses Lebensaufbruchs. Bald nach der ersten Bundestagung äußerten verschiedene Theologen den Wunsch nach einer Fahrt der Theologen nach Cambrai zur Todesstelle Josef Englings. Die Fahrt wurde im September 1959 durchgeführt. Bei den Jungmännern waren solche Cambraifahrten bereits üblich geworden. Im April 1961 hielt Rektor Dresbach mit den Theologen in Schloß Fürstenried eine Dachautagung in Verbindung

mit einer Dachaufahrt. Beide Fahrten stellten den Theologen Beispiele vor Augen, wie das Liebesbündnis in heroischer Weise gelobt wurde. Beide Fahrten wurden - in gewissem Sinne unbeabsichtigt - zu einer Begegnung mit dem Gründer, der damals im Exil in Milwaukee weilte. Die Theologen lernten ihn als den begnadeten Seelenführer und Erzieher kennen (an der Person Josef Englings in Cambrai), der selber in heroischer Weise vorlebte (Dachau), was er bei anderen erreichen wollte. Im Ideal des ersten Bundeskurses wird das Echo aus dieser Begegnung vernehmbar: „Vox clamantis in deserto: Parate viam Patris“. Es kam in den darauf folgenden Jahren zu weiteren Cambrai- und Dachaufahrten mit Rektor Dresbach.

Spätestens im KZ Dachau in der Schule Pater Kentenichs hat Rektor Dresbach es gelernt, wachsam zu sein für die göttliche Vorsehung, die auch in unscheinbaren Ereignissen oder Äußerungen zu uns spricht. Seit langem schon beobachtete er den Wunsch mancher Theologen nach einer vertieften Gemeinschaft. Im Jahr 1958 wurde unter den Theologen die Idee eines „Noviziates“ für Schönstatt-Theologen diskutiert. Es war wohl im Januar oder Februar 1961, daß Rektor Dresbach Besuch bekam von dem Kölner Theologen Siegfried Koch. Dieser sprach - wie Rektor Dresbach berichtet - den Gedanken aus, *„ob es nicht zu überlegen wäre, daß unsere Schönstatt-Theologen ihre Externitas irgendwo gemeinsam verleben und so als Gemeinschaft mehr zusammenwachsen könnten und sollten“*? Eine solche Entscheidung wollte Rektor Dresbach nicht treffen ohne zu berücksichtigen, wie der Gründer wohl dazu dächte. Es gab einen guten und gangbaren Weg, diese Meinung zu erfahren. Rektor Dresbach schreibt über das Ergebnis: *„...er hat mich dazu ermutigt. Jedoch bezüglich der praktischen Durchführung ließ er mir vollste Freiheit.“* So zögerte Rektor Dresbach nicht mit der Verwirklichung des Vorhabens.

Als geeignetster Ort für ein solches „Externitas-Seminar“ war München ausersehen. Es fand sich die Möglichkeit, ganz in der Nähe der Universität eine geeignete und ausbaubare Wohnung zu mieten, und es fanden sich unter den Schönstättlern in München und unter den Theologen Helfer für die schnelle Umsetzung des Planes. So kam es

schon Anfang Mai 1961 zur Gründung des Münchener „Externitas-Seminars“ in der Triftstraße 13 unter der tüchtigen Mithilfe besonders von Bodo Erhard und Heiner Hug. Rektor Dresbach war der Auffassung, daß er als Standesleiter der Theologen allein zuständig war für diese Entscheidung, was schon bestehende Spannungen zur damaligen Leitung der Priestergemeinschaft, die er selbstverständlich über das Vorhaben informierte, noch vermehrte.

Während der Studienmonate wohnte Rektor Dresbach mit den Theologiestudenten in der „Trift“, wie man einfach sagte. Die Externitas-Studenten kamen aus den verschiedensten Diözesen. Sie hatten auch eine sehr verschieden geartete Verbindung mit Schönstatt. Schon bald zeigte sich, daß eine über Monate dauernde Gemeinschaftspflege gar nicht so leicht ist. Es ist etwas anderes, ob man zweimal oder dreimal im Jahr zu einer erlebnisreichen Tagung zusammenkommt oder ob man im Alltag über lange Zeit zusammen ist. Rektor Dresbach konnte durch seine Art vom Leben her eine gute Ergänzung bieten zu einem stark intellektuell ausgerichteten Studienbetrieb. Das war auch seine Stärke in der „Trift“. Aber den kritischen Diskussionen und Infragestellungen von seiten z.T. hochbegabter Studenten war er nicht voll gewachsen. So kam es mit der Zeit auch zu allerlei Spannungen und Auseinandersetzungen. In diesen Spannungen schlug auch etwas durch von der Unruhe, von der weiteste Studentenkreise damals erfaßt waren. In Rom waren die Bischöfe der Welt zum Zweiten Vatikanischen Konzil zusammen. Für Rektor Dresbach wurde diese Erfahrung zu einem Lernprozeß, dem er sich gut fünf Jahre stellte. Häufiger als früher kam er von München aus zu Führungen und zu Besuchen in das ehemalige KZ Dachau. Er mag wohl auch manche Vergleiche gezogen haben zwischen den Spannungen, die er dort wie hier erfahren hat.

Im Januar 1967 zog er mit einigen wenigen Theologen um nach Forstenried in das Haus der Ligistin Anna Ostermeier, Waterloostraße 28, das zuvor der sogenannten NG einige Jahre als Stützpunkt gedient hat. Die Räume in der Triftstraße wurden aufgegeben. Vier Theologiestudenten fanden Platz in der Waterloostraße, außerdem die Köchin Frau Maria Breitenlohner. Während der Studienmonate

wohnte Rektor Dresbach in der Waterloo. Die finanzielle Trägerchaft für das Haus übernahm der Junge Verband der Schönstatt-Diözesanpriester. Die Theologiestudenten in der Waterloo übernahmen Verantwortung in der Theologengemeinschaft und für den Theologenrundbrief. Um seiner seelsorglichen Aufgabe besser nachkommen zu können hatte Rektor Dresbach beim Ordinariat des Erzbistums München und Freising „*Kommorations- und Zelebrationserlaubnis sowie Predigt- und Beichtvollmacht für die Erzdiözese München*“ beantragt und mit Datum vom 17.02.1964 auch bekommen. Vorher war es nicht selten vorgekommen, daß er mit Pönitenten in die benachbarte Diözese gefahren ist, um dort die Absolution geben zu können. Am Heinrichstag im Juli 1970 wurde die „Auflösung der Waterloo“ begangen.

In den sechziger Jahren wurden weitere Theologentagungen durchgeführt. 1961 hatte Rektor Dresbach um Ostern zu einer Tagung für Spätberufene eingeladen, die noch auf dem Weg zum Abitur waren. Die Teilnehmer kamen aus Fockenfeld. Bis 1964 gab es eigene Tagungen für Spätberufene. Einmal waren auch Leute aus Saßbach zu den Fockenfeldern gekommen. 1962 war die Spätberufenentagung in der Osterwoche auf der Liebfrauenhöhe über den Vorsehungsglauben. 1965 war zu Pfingsten eine Theologentagung auf der Marienhöhe bei Würzburg und im Sommer 1965 in der Marienau. Es war das Jahr, in dem Pater Kentenich aus dem Exil zurückkehrte. Die Tagung in der Marienau schien ein neuer Aufbruch zu sein, markiert aber eher das Ende der Theologengemeinschaft in der bisherigen Form. Ehemals aktive Mitglieder des Theologenbundes waren schon längst bei der „Neuen Gemeinschaft“ und gehörten seit 1965 zum neu gegründeten Säkularinstitut der Schönstattpatres. Andere hatten an der Neugründung des Priesterverbandes mitgewirkt (1964) oder sammelten sich für die Kandidatur. Auch der Priesterbund mühte sich seit 1964 um Kandidaten aus der Theologengemeinschaft. Andere Theologen hatten ihre Heimat in anderen geistlichen Gemeinschaften gefunden (z.B. Kartäuser, Fokolare, Integrierte Gemeinde). Die genannten Kreise waren ganz auf ihr Eigenleben konzentriert, so daß 1966 eine gemeinsame Theologenarbeit zum Erliegen kam. Ab 1967 hielt sich der damalige Kandidatenkurs

des Verbandes, der Pilgerkurs - einige seiner Mitglieder gehörten zur sogenannten Externitas-Gemeinschaft in der Waterloostraße -, zusammen mit Rektor Dresbach für einen Neubeginn in der Theologengemeinschaft verantwortlich.

Der Neuaufbruch hängt zusammen mit dem sogenannten „Ereignis von Oberkirch“. Dieses leitet auch die Abschlußphase ein im Wirken Rektor Dresbachs als Standesleiter der Schönstatt-Theologen. In der Osterwoche 1967 war wieder Theologentagung, diesmal im Schönstattzentrum Marienfried in Oberkirch/Baden, weil die Marienau anderweitig belegt war. Die Tagung begann mit einer Votivmesse zum Heiligen Geist. Die Ansprache, und dann auch nachfolgende Gespräche, kreisten um den Heiligen Geist. Man bemerkte das Fehlen des Heilig-Geist-Symbols im Heiligtum und fragte danach. Die Sakristei-Schwester übergab Rektor Dresbach das gut verwahrte Symbol. Rektor Dresbach berichtet darüber: *„... Ich nahm das Symbol an mich, ging in den Saal, wo die Theologen saßen. Sie waren gerade bei einer heftigen Diskussion, und ich legte das Symbol mitten auf den Tisch, um den sie saßen. Nachher hat einer der Theologen mir erzählt: ‚Wir hatten eine Auseinandersetzung, bei der wir uns nicht einigen konnten. Dann kamen Sie herein und legten das Symbol auf den Tisch, und sofort waren wir uns einig! Es war alles klar.‘ - Von da an haben wir das Symbol überallhin mitgenommen. Daraufhin ist in den Theologen - ganz unabhängig von mir - der Entschluß gereift: ‚Wir machen am Ende der Tagung das Liebesbündnis mit dem Heiligen Geist!‘ Ich habe mich still und tief gefreut und (mich) entschlossen, das mitzumachen. So kam es am 20. April 1967 zum förmlichen Bundesschluß mit der Person des Heiligen Geistes!! Das war das ‚Ereignis von Oberkirch!‘“*

Zwei der Tagungsteilnehmer konnten bald danach Pater Kentenich in Schönstatt von dem Ereignis erzählen. Er habe daraufhin gesagt: „Wenn Ihr das Liebesbündnis mit dem Heiligen Geist geschlossen habt, dann kann ich ja sterben.“

Die Herbsttagung der Theologengemeinschaft war wieder in Oberkirch. Es fügte sich, daß Pater Kentenich zur gleichen Zeit dort von

der Schönstattfamilie der Erzdiözese Freiburg erwartet wurde. Die Theologen hatten bei ihrer Planung nicht damit gerechnet. Pater Kentenich segnete bei diesem Besuch das Heilig-Geist-Symbol, das daraufhin im Heiligtum angebracht wurde.

Die Tagungen der Theologen waren jetzt stark vom „Oberkircher Ereignis“ bestimmt. Ein wichtiges Thema war z.B.: „Der Priester - Werkzeug des Heiligen Geistes“. Das Mitteilungsblatt der Schönstatt-Theologen hieß ab jetzt „Coenaculum“.

Ein Höhepunkt eigener Art war die Theologentagung auf dem Canisiushof bei Ingolstadt. Ursprünglich war dort eine Woche als Theologenfreizeit geplant, dann sollte eine Woche Tagung sein mit Pater Menningen. Da Pater Menningen in dieser Woche aber verhindert war, wurde die Tagung auf die Woche vor dem 15.09.1968 verlegt. Drei Tage lang hielt Pater Menningen den Theologen Vorträge. An einem Abend kreiste das Gespräch um die Fragen: *„Wie lange lebt Herr Pater noch, denn im Sommer war es ihm doch nicht gut gegangen?“* Rektor Dresbach berichtet: *„... und dann kamen Tage, nämlich Freitag und Samstag, an denen ich innerlich den Theologen gegenüber sehr kritisch war. Ich habe in manchem einen Anlaß gesehen. Abends habe ich ihnen ins Gewissen geredet. Und da war es uns so, wie im Jahre vorher in Oberkirch, daß irgendwie die Nähe des Heiligen Geistes spürbar war. Das hat uns alle betroffen gemacht. Am Samstagabend begann Nachtanbetung des Allerheiligsten bis zum Sonntag früh um 7 Uhr. Es war der 15. September! Bis 7 Uhr war Anbetung in der Hauskapelle. Dann haben wir alle Utensilien, die wir zur hl. Messe brauchten, samt Tisch, in Prozession zum Rohbau des Heiligtums getragen unter Beten und Singen und haben dort die Sonntagsmesse gefeiert. Nachher beim Warten auf das Frühstück rief mich N.N. von München aus an und teilte mir mit, daß heute früh Herr Pater gestorben sei. Wir haben uns dann innerlich auf die neue Tatsache ganz eingestellt, und der ganze Sonntag stand stark unter dem Eindruck des Ereignisses. Am Nachmittag hatten wir dann unsere Schlußfeier im unfertigen Heiligtum - für das der Vater noch den Altar gestiftet hatte - mit der Weihe einer Anzahl der Unseren.“* In seiner Ansprache betonte Rektor Dresbach,

„daß jetzt für die Schönstattfamilie ein ganz neues Zeitalter anfängt, sozusagen ein ‚nachösterliches‘ Zeitalter. Jetzt ist der Vater im Himmel und deswegen immer bei uns und der ganzen Familie! Wir können ihn jederzeit und in allen Anliegen in Anspruch nehmen. Und das muß jetzt beginnen. Jetzt haben wir ihn mehr zur Verfügung als bisher.“

Bei ihrer Tagung in Ingolstadt hatten die Theologen von Anfang an auch das Heilig-Geist-Symbol von Oberkirch mit dabei. Mit dem Symbol fuhren sie tags darauf, am Montag, nach Schönstatt. Gegen Abend kamen sie an der Anbetungskirche an. Sie war vorübergehend geschlossen, weil der Leichnam Herrn Paters gerade umgebettet wurde. Rektor Dresbach erinnert sich: *„Während wir vor der geschlossenen Kirche nahe beim Eingang standen, entlud sich genau über der Kirche ein wie selten blitziges und knalliges Gewitter. So hatte ich es noch selten in meinem Leben erlebt. Es war mir, als wenn der Teufel sich mit Macht dagegen wehrte, daß von nun an der Vater von uns verehrt werde.“* Kurz danach konnten die Theologen am offenen Sarg Herrn Paters beten. Sie stellten das Heilig-Geist-Symbol für die kommenden Tage zum Sarg. An mehreren Nachmittagen konnten sie dahinter am Altar die hl. Messe feiern. Auch beim Begräbnis war das Symbol mit dabei. Dann wurde es wieder ins Heiligtum nach Oberkirch gebracht.

Man könnte sich kaum einen sprechenderen Ausklang denken für die Tätigkeit Rektor Dresbachs als Theologenstandesleiter, als das „Oberkircher Ereignis“. Zwanzig Jahre lang und in einer schwierigen Umbruchszeit durfte er ein Werkzeug des Heiligen Geistes sein für viele hundert Theologiestudenten und künftige Priester. Seine Themen in der Erziehungsarbeit waren vorgegeben durch die Spiritualität Schönstatts und durch die Berufung der Theologiestudenten zum Priestertum. Sein bevorzugtes Thema war der lebendige, aktive, marianische Vorsehungsglaube. Diesen hat er selber gelernt und eingeübt im KZ Dachau in der Schule Pater Kentenichs. So konnte er die stark intellektuell ausgerichtete Erziehung der Theologen an den theologischen Fakultäten vom Leben her gut ergänzen. Und das war es wohl auch, was die meisten Theologen angesprochen und

überzeugt hat. Nicht alle; manchen war sein Vorsehungsglaube zu kindlich und zu konkret, und sie gingen mehr in Distanz zu ihm und zu Schönstatt. So z.B. bei einer Rompilgerfahrt der Schönstatt-Theologen im Jahre 1953, als er z.B. auch den Diebstahl der Papstaudienzanzüge aus ihrem Bus in einem Klosterhof in Rom ins Licht des Vorsehungsglaubens zu stellen suchte. Er selber war kein hochstudierter Theologe. Und manchmal wunderte er sich selber, wie bereite Herzen er bei den Theologen finden durfte. So schreibt er einmal nach einem Besuch bei den Theologen: *„Manchmal begreife ich nicht, wie Studenten, die zwanzig Professoren, einen Regens, Subregens und wenigstens einen Spiritual haben, von einem kleinen hergelaufenen Schönstatter, der von Wissenschaft nicht zuviel Ahnung hat, sich sagen lassen, wie man beten und Gott und die Mutter lieben kann, und das voll Dankbarkeit wie eine große Neuigkeit anhören.“* Man darf mit Fug und Recht von einem Charisma des lebendigen Vorsehungsglaubens sprechen, mit dem Rektor Dresbach reich beschenkt war. Es verband sich mit dem fröhlichen Naturell des Kölners, der nie um das rechte Wort verlegen war, und dies bis in die letzten Tage seines Lebens. Daß er nicht bei allen Seminar-Regenten willkommen war, und daß man ihm von manchen Seiten außerhalb und auch innerhalb Schönstatts mit Mißtrauen begegnet ist, ertrug er ohne Bitterkeit. Zuweilen fiel es ihm auch schwer, anderen die Richtigkeit seiner Überzeugungen und seiner Entscheidungen, die in gläubigem Ringen gereift waren, klar zu machen. 1970 durfte er die Aufgabe des Theologen-Standesleiters an jüngere Mitbrüder abgeben. Gott allein weiß, wie segensreich sein Wirken war für die Kirche in Deutschland und darüber hinaus.

Im Leid geläutert – im Glauben geprüft

Von Natur aus war Heinz Dresbach ein fröhlicher Mensch mit einem heiteren Gemüt. Spannungen und Konflikte lagen ihm nicht. Er ging ihnen aber auch nicht aus dem Wege, wenn es galt, seiner Überzeugung und der Führung Gottes in seinem Leben, so wie er sie verstanden hatte, treu zu bleiben. Dabei blieb er immer vornehm und bereit, zu verstehen und zu verzeihen. Nicht selten fühlte er sich in solchen Situationen recht hilflos, was ihn veranlaßte, kindlich zu vertrauen, und was ihm half, in seinem Vorsehungsglauben zu wachsen. Was er dabei innerlich zuweilen auch durchlitten hat, kann man nur ahnen.

Eine solche schmerzliche Periode durchlitt er Ende der fünfziger Jahre und besonders im Jahre 1961. Sie endete für ihn in einer Weise, die wie eine Bestätigung für seinen kindlichen und ernsthaften Vorsehungsglauben aussieht, in dem er sich in diesen Schwierigkeiten von der Gottesmutter führen ließ. Es handelte sich um Spannungen mit seinen Mitbrüdern in der Marienau und mit dem damaligen Bundespräses Msgr. Joseph Schmitz. Worin diese Spannungen ihren Grund hatten, läßt sich nicht leicht erklären. Vielfältige Gründe wirkten zusammen. Ein Grund mag die Verschiedenheit der Charaktere gewesen sein. Heinz Dresbach war der fröhliche Rheinländer. Seine älteren Mitbrüder aus dem Sauerland und Westfalen wirkten nüchterner und zurückhaltender. Auch Begabungs- oder Bildungsunterschiede mögen mitgewirkt haben. Heinz Dresbach bewunderte die spirituelle Bildung seiner Mitbrüder und anerkannte sie neidlos. Er schätzte die gedankentiefen Exerzitienkurse von Vikar Anton Engel und nahm einige davon heimlich auf Tonband auf. Vikar Engel schätzte seinerseits auch wieder die unbekümmerte und heitere Gemütsart von Heinz Dresbach. Beide scherzten viel miteinander. Es kommen sachliche Gründe dazu. Die genannten Mitbrüder waren der Meinung, daß Heinz Dresbach in der Betreuung der Theologenbewegung überfordert sei. Generationenprobleme kommen dazu. Im genannten Zeitraum wuchs eine Generation heran, die sich kritisch und selbständig mit Schönstatt und der Sendung des Gründers auseinandersetzte und in manchen Fragen des Leitbildes der

Priestergemeinschaften von Schönstatt und der Theologenbewegung zu anderen Erkenntnissen und Schlußfolgerungen kamen als die offizielle Leitung in der Marienau. Heinz Dresbach hatte einen lebendigen Kontakt zu den Theologen und war geneigt, für sie Stellung zu nehmen. Beide Seiten bemühten sich um ehrliche Treue zur Person und zum Charisma des Gründers, hatten aber in manchen Sachfragen verschiedene Auffassungen. Dazu mag noch kommen, daß Heinz Dresbach schneller und unreflektierter bestimmten Auffassungen zustimmte, die ihm als Gründerauffassungen verbürgt wurden, wogegen es den anderen Mitbrüdern auf solide und differenzierte Begründungen ankam. Im Leben von Heinz Dresbach zeigte es sich immer wieder, daß er eine „Nase“ für das Richtige hatte, und daß er intuitiv das Richtige griff, daß er es aber nicht genügend verstand, seinen Standpunkt reflexiv klar und einsichtig zu machen. Ein nicht unbedeutender Grund für die Spannungen war die Sorge des Bundespräses, Heinz Dresbach könnte durch Unbesonnenheit und Unbekümmertheit das gute Klima den Bischöfen gegenüber stören, um das sich Joseph Schmitz stets aufrichtig bemühte. Dazu mögen noch, Gründe kommen, die einer Analyse nur schwer zugänglich sind. Die Erfahrung von Kreuz und Leid aus solchen zwischenmenschlichen Spannungen gehört zu den Führungsgesetzen Gottes in der Heilsgeschichte im Großen wie im Kleinen. Und wer mit der Realität jenseitiger Mächte rechnet, wird auch den Einfluß hintergründiger diabolischer Mächte als mögliche Quelle von Störungen und Mißverständnissen nicht außer acht lassen. Man darf aber davon ausgehen, daß beide Seiten aus einer edlen Überzeugung und Haltung heraus argumentieren und agieren wollten.

Am 16.09.1961, auf einem Höhepunkt oder besser Tiefpunkt dieser Spannungen, erwog Heinz Dresbach eine Wohnungsänderung und schreibt in seinen Notizen: *„Ich habe jetzt neun volle Jahre (04.09.) diese vielen und großen und überflüssigen Spannungen ausgehalten. Jede Mahlzeit regt mich auf, wegen des Schweigens und der Spannungen. Ich sehe keinen Grund, warum ich weiter hier bleiben soll und meine Nerven kaputt machen soll. Ich meine, ich hätte bis jetzt dem lieben Gott gezeigt, daß ich bereit bin, das zu ertragen. Aber jetzt meine ich, soll ich ausziehen...“* Daß es in den neun Jahren nicht

nur Spannungen gegeben hatte, hat Heinz Dresbach in der Düsternis seiner damaligen Stimmung wohl nicht abstreiten wollen. Wir Besucher in unserem Priesterhaus merkten jedenfalls nicht viel von diesen Spannungen und konnten erleben, wie die von uns sehr geschätzten Mitbrüder des Priesterhauses durchaus auch miteinander scherzen konnten. Besonders zwischen Vikar Engel und Heinz Dresbach bestand ein tiefes Einvernehmen, das freilich im Jahr 1961 eine starke Belastungsprobe zu bestehen hatte. Eine besondere Belastung seines Verhältnisses zur Leitung der Priestergemeinschaft in der Marienau wurde wohl die Tatsache, daß Heinz Dresbach nach einer gründlichen Gewissensprüfung die persönliche Entscheidung traf, Pater Kentenich, seinen Seelenführer seit der Dachauzeit, aufzusuchen. Der Besuch fand im Mai 1960 statt. Die Mitbrüder in der Marienau wußten darum, aber sie ignorierten den Besuch. Er war kein Gesprächsthema. Heinz bekam aber manche Vorwürfe zu hören. Dazu gehörte der Vorwurf des Ungehorsams. Dissonanzen gab es bezüglich der Theologenarbeit von Heinz Dresbach. Die Leitung in der Marienau war der Meinung, daß der Theologenstandesleiter allein der Leitung der Priestergemeinschaft verantwortlich sei. Heinz Dresbach dagegen meinte, daß er die allgemeine Theologenbewegung eigenverantwortlich leiten könne. Heinz Dresbach suchte freimütig ein Gespräch mit dem Bundespräses. In einem Brief an ihn stellte er dessen Vorwürfe und Behauptungen zusammen und bat freimütig um nähere Erläuterungen.

Die Beziehung wurde weiter belastet durch die weitreichende Entscheidung, die Heinz Dresbach in der ersten Jahreshälfte 1961 getroffen hatte. Aus den Kreisen der Schönstatt-Theologen kam die Anregung, daß Schönstatt-Theologen ihre Externitas gemeinsam verleben könnten. Es kam zur Idee eines Externitas-Seminars. Heinz Dresbach war es gewohnt, solche Anregungen im Licht des Vorsetzungsglaubens zu prüfen. Er meinte, darin eine Anregung von oben erkennen zu dürfen. Er legte die Idee aber auch seinem Seelenführer vor, bei einem zweiten Besuch im März 1961. Anfang Mai 1961 kam es dann zur Gründung des „Münchener Externitas-Seminars“ in der Triftstraße, bei der die Theologie-Studenten Bodo Erhard und Heiner Hug tüchtig mitgeholfen haben. Am 13.05.1961 legte Heinz

Dresbach den Münchener Plan auch dem Bundespräses dar. Dieser war nicht begeistert davon. In einem späteren Gespräch (22.06. 1961) verlangte dieser von Heinz Dresbach, daß er München wieder rückgängig machen solle. Der Bundespräses verlangte von Heinz Dresbach auch Zurückhaltung im sogenannten „Kleinen Kreis“, der auf seine Initiative am 22.04.1958 hin sich gebildet hat. Heinz Dresbach zog im Sommersemester 1961 nach München in die Trift. In einem Brief dorthin machte der Bundespräses Heinz Dresbach den Vorschlag, er möge den Herrn Kardinal von Köln (den für Heinz Dresbach zuständigen Bischof) bitten, ihn mit einer Seelsorgeaufgabe in der Diözese zu betrauen. Als Alternative schlägt er vor, daß er (der Bundespräses) mit dem Herrn Kardinal Fühlung nehmen und um seine Zurückberufung bitten würde. Am 23.06.1961 hatte Heinz Dresbach ein Gespräch mit dem Bundespräses. Darin teilte er die Entscheidung mit, daß er sich nicht nach Köln zurückmelden werde, und er begründete seine Entscheidung. Eine Darlegung von anderer Seite über „Schwebende Rechtsfragen des Schönstattwerkes“ wurde als Kritik an Marienau und Bundespräses verstanden und trübte weiter das Klima. Bei einer Theologentagung im September 1961 kam es wegen einer Ungeschicklichkeit von Theologiestudenten zu neuen Vorwürfen. Im Oktober 1961 bat Heinz Dresbach bei den Schwestern in Metternich um Wohnung und konnte am 23.10.1961 dorthin umziehen. Weihbischof Tenhumberg bat Heinz Dresbach zweimal zu einem Gespräch und unterstützte darin die Aufforderung des Bundespräses, Heinz Dresbach möge sich in die Diözese zurückmelden.

Am 28.10.1961 schrieb Heinz Dresbach dem Bundespräses erneut, daß er nach Erwägung aller Gründe, die vorgebracht worden sind, es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren könne, sich zurückzumelden. Die gleiche Antwort gab er auch Weihbischof Tenhumberg. Auch seinen Seelenführer hat er informiert. Wohl nicht ohne dessen Hilfe revidierte Heinz Dresbach seine Entscheidung und meldete am 10.11.1961 dem Bundespräses, daß er freiwillig, in die Diözese zurückkehren wolle (um des Wohles der Theologenbewegung willen), daß er aber de jure die Stellung als Standesleiter der Schönstatt-Theologen beibehalten wolle. Und am gleichen 10.11.1961 bat er

Kardinal Frings „...mich in unsere Erzdiözese zurückberufen zu wollen“. Am 28.11.1961 „dankte ihm der Bundespräses für die Durchschrift des Briefes an Kardinal Frings“ und bemerkte dazu: „Möge alles so werden, wie es Gottes Güte fügen will!“

In einem Schreiben vom 29.11.1961 erhielt Heinz Dresbach aus Köln die Mitteilung: „Sie sind Sr. Eminenz zur seelsorglichen Arbeit im Erzbistum herzlich willkommen. Konkrete Vorschläge werden Ihnen bald unterbreitet werden.“ Am 29.12.1961 war Heinz beim zuständigen Referenten in Köln. Dieser hatte die Pfarrei Hubbelrath für ihn vorgesehen. Am 30.12.1961 schrieb Heinz Dresbach an das Erzbischöfliche Generalvikariat: „Hiermit möchte ich mich um die Pfarrstelle St. Cäcilia in Hubbelrath, Dekanat Hilden, bewerben.“ Doch nun gab es eine merkwürdige Wende. Am 04.01.1961 schrieb der Erzbischöfliche Kaplan und Geheimsekretär Hubert Luthe an Heinz Dresbach: „Sehr geehrter Herr Rektor! Seine Eminenz, der Hochwürdigste Kardinal und Erzbischof, möchte Sie gerne einmal sprechen. Er bittet Sie, am Freitag, dem 12. Januar 1962, vormittags um 10.30 Uhr in seine Wohnung (Köln, Eintrachtstraße 164) zu kommen.“

Über diese Audienz hat Heinz Dresbach gleich danach eine Niederschrift angefertigt. Darin schreibt er, daß Eminenz von einer Verwarnung an das Familienwerk berichtet habe. Dann heißt es wörtlich:

„Em. Es ist noch etwas vom Heiligen Offizium gekommen. Wissen Sie das schon?

Dr. Nein, auch davon weiß ich nichts.

Em. Prälat Schmitz ist als Bundespräses abgesetzt und muß in die Diözese zurück. Es ist schon ein Neuer an seiner Stelle ernannt worden... Ich habe die größte Hochachtung vor Prälat Schmitz und ich wünsche sehr, daß er in der Diözese eine seinen großen Fähigkeiten entsprechende Aufgabe bekommt, wo er mit großem Erfolg wirken kann. - Aber was die Richtung Kantenich angeht, so ist er unverständlicherweise ganz darin verbohrt (so ähnlich). Sowas ist nicht zu verstehen, und das

Heilige Offizium lehnt die Richtung Kantenich endgültig ab, diese muß aufgegeben werden. (Ob es hieß: verbietet, weiß ich nicht mehr). Die Richtung Kantenich muß nun ganz und gar abgelegt werden.

Dr. Man müßte uns aber sagen, was mit dieser Formulierung ‚Richtung Kantenich‘ genau gemeint ist.

Em. (Wird wütend und sehr hart, schlägt mit den Händen oder Fäusten auf die Armlehnen seines Stuhles und ruft): Da haben wir es ja wieder! Immer diese Tüfteleien (oder Spitzfindigkeiten oder Fragereien)! Auf diese Weise verweigert man schon lange der Kirche den Gehorsam! - (dann fährt er fort): Entschuldigen Sie, daß ich das so sage. Aber das ist es ja, worum es immer wieder geht. Und ich sage Ihnen (das galt meiner Person): Wenn Sie die Richtung Kantenich nicht aufgeben wollen, kann ich Sie in meiner Diözese nicht gebrauchen, dann können Sie bleiben, wo Sie sind... Wenn Sie sich darin nicht ändern, will ich Sie nicht in meiner Diözese haben... Wenn Sie jetzt eine Pfarrei bekämen, dann muß ich fürchten, daß Sie wieder zu stark (so ähnlich) viele Leute für Schönstatt gewinnen würden. Da kann der Priestermangel noch so groß sein, ich kann Sie nicht gebrauchen. Überlegen Sie sich das gut. Bis das alles geklärt ist in dieser Situation, bleiben Sie wo Sie sind. Jedenfalls, so lange Sie die Richtung Kantenich nicht ändern wollen, kann ich Sie nicht gebrauchen.“

Heinz Dresbach fuhr nach Schönstatt bzw. Metternich zurück und blieb freigestellt. Er hatte sich im Gehorsam zurückgemeldet. Für ihn bedeutete das ein herbes Moriah-Opfer. Aber wie bei Abraham schien der liebe Gott nur die Bereitschaft prüfen zu wollen.

Am 15.03.1962 teilte Kardinal Frings an alle Schönstattpriester in der Bundesrepublik mit: „... das Heilige Offizium hat am 20. November 1961 den Beschluß gefaßt, und der Heilige Vater hat diesen Beschluß zwei Tage später ausdrücklich bestätigt, den bisherigen Bundespräses, den Hochwürdigsten Herrn Msgr. Josef Schmitz abzuuberufen...“.

Für Heinz Dresbach mag es wie ein Nachbeben gewirkt haben, als ihm Bernhard Junglas, Diözesanpräses von Trier, am 24.03.1962 schrieb: *„Vorkommnisse der letzten Zeit veranlassen mich, Ihnen die Betätigung innerhalb des Schönstattwerkes der Trierer Diözese zu untersagen, es sei denn, daß für den einzelnen Fall die Zustimmung erbeten und von mir ausdrücklich erteilt wurde. (Geht in Abschrift an Bischöfliches Generalvikariat Trier und an 5 leitende Personen der Bewegung in Schönstatt und in Trier.)“*

In den folgenden Monaten entspannte sich die Situation des Schönstattwerkes in der Atmosphäre des angekündigten und herannahenden Zweiten Vatikanischen Konzils. Und nicht weniger entspannte sich das Verhältnis von Heinz Dresbach zu seinen von ihm nach wie vor geschätzten Mitbrüdern in der Marienau. Vikar Engel schrieb am 07.10.1962 an Heinz Dresbach:

„Lieber Heinz! Der 18. Oktober rückt näher und ich möchte ihn im Frieden mit Dir feiern. Hiermit biete ich Dir dafür die Hand zur Versöhnung. Für alles Böse, das ich Dir angetan, bitte ich um Verzeihung. Laß uns wieder Brüder sein! In der Hoffnung, bei Dir eine offene Tür zu finden, bin ich mit herzlichen Grüßen übers Heiligtum, Dein Anton.“

Postwendend schrieb Heinz Dresbach am 08.10.1962 seine Antwort: *„Von ganzem Herzen ergreife ich Deine dargebotene Hand und schließe Frieden mit Dir. Alles was sich zwischen uns gestellt hatte, soll begraben und vergessen sein. Ich bin gerne bereit, zum Nutzen unserer gemeinsamen Aufgabe mit Dir zusammenzuarbeiten. Mit dankbar brüderlichem Gruß übers Kapellchen bin ich, Dein Heinz.“*

Sollte Heinz Dresbach durch die Prüfungen und die Erfahrungen seiner Hilflosigkeit vorbereitet werden für die künftigen wichtigen Aufgaben, die noch für ihn vorgesehen waren?

Werkzeug für einen Neuanfang im Priesterverband – Leitungsaufgaben

Der 22. April 1958 wurde zum Tag einer wichtigen Weichenstellung für Heinz Dresbach und für die Schönstatt-Priestergemeinschaft. Um diese Zeit ist bei ihm eine verstärkte Unzufriedenheit über den Zustand der Schönstatt-Priestergemeinschaft zu spüren. Das Miteinander der freigestellten Priester im Priesterhaus Marienau wollte nicht so recht gelingen. Er empfand große Mängel in der äußeren und inneren Situation seiner Lebensgruppe. Die Schönstatt-Priester gingen oft auf in ihrer Arbeit vor Ort und konnten den Laiengliederungen in ihrer damals bedrängten Lage nicht genügend beistehen. Wie kein anderer spürte er die Unzufriedenheit der nachwachsenden Generation am Zustand der Gemeinschaft. In der jungen Generation fragte man wieder intensiver nach den Vorstellungen des Gründers über das Leitbild und die Sendung der Schönstatt-Priestergemeinschaft. Daß der Gründer z.T. andere Vorstellungen von der Gemeinschaft der Schönstattpriester und vor allem vom Priesterverband hatte, als sie von der verantwortlichen Leitung gelehrt und vertreten wurden, wurde ihm deutlicher wieder bewußt aus Gesprächen mit Hans Kostron nach dessen Besuch in USA im Oktober 1957. Dazu kam nun noch, daß der Bundespräses der Schönstattpriester, Joseph Schmitz, im Frühjahr 1958 ernstlich erkrankte und zu Behandlung und Kur außerhalb von Schönstatt weilte. Für einen Ausfall des Bundespräses in dieser Zeit wären die Verantwortlichen nicht vorbereitet gewesen. Durch diese Notlage gedrängt, luden die leitenden Schönstattpriester zu einer Führertagung nach Schönstatt in die Marienau ein für die Woche nach Ostern. Vikar Engel hielt die Vorträge. Er gab eine nüchterne Schilderung der Situation und sah als die Hauptursache für den unbefriedigenden Zustand der Priestergemeinschaft das Fehlen eines lebendigen und geschlossenen Kernkreises, wie ihn der Verband ursprünglich hätte darstellen sollen. Die Ausführungen fanden die ungeteilte Zustimmung wohl aller Teilnehmer. Aber je mehr es dem Ende der beeindruckenden Tagung zuing, umso mehr beunruhigte Heinz Dresbach die Tatsache, daß es wohl bei

der treffenden Diagnose bliebe, daß aber nichts zur Änderung der Situation geschehe. Er entdeckte darin einen deutlichen Anruf, daß wenigstens er damit beginnen sollte, das Erkannte ins Leben umzusetzen und mit Gleichgesinnten sich um die lebensmäßige Verwirklichung dieses Kernkreises zu bemühen. Er teilte seine Gedanken und seine Absicht Kaplan Otto Maurer aus Ingolstadt mit, der als Vertreter aus der damals jüngsten Priestergeneration, der sogenannten PPC-Generation (= Pro Patria Consumor), ebenfalls an der Tagung teilnahm. Dieser war von der gleichen Sorge erfüllt und zeigte sich sogleich bereit, mit Heinz Dresbach sich der Mta im Heiligtum für einen solchen Neuanfang zur Verfügung zu stellen. Otto Maurer berichtet: *„Diese Idee von dem Kernkreis usw. war ganz und gar im Herzen unseres Heinz entstanden. Wir sind wohl am 21.04. im Garten der Marienau spazieren gegangen. Da hat er mich in den Gedankenkreis eingeweiht und ich bin mitgegangen. Auch das Weihegebet ist ganz allein aus seiner Feder geflossen. Es ist dann abends um 21 Uhr gewesen, daß wir in der letzten Bank links im Urheiligtum gekniet sind und -jeder für sich - das Gebet gesprochen haben, während andere Priester, die die Tagung mitmachten, still im Heiligtum ihr Brevier beteten. Ich meine, daß wir dann zusammen noch zu den ‚Heldengräbern‘ gegangen sind.“*

Das Weihegebet vom 22.04.1958 hat folgenden Wortlaut:

„Liebe Dreimal Wunderbare Mutter und Königin von Schönstatt! Heute, am 22. des Monates April 1958, am Schlußtag unserer Besprechungen über Zukunft und Aufgabe unserer Priestergemeinschaft in der Marienau, möchten wir beide, Otto Maurer und Heinrich Maria Dresbach, unser Liebesbündnis, das wir einst mit Dir und miteinander geschlossen haben, freigewählt und freigewollt erneuern und im Laufe der Zeit mit Deiner mächtigen Hilfe andere Mitbrüder in diese Erneuerung hereinziehen.

Der spezielle Sinn und Zweck dieses heutigen Aktes soll darin bestehen, daß wir uns Dir, unserer Mutter und Herrin, hier im Urheiligtum als Werkzeuge anbieten für die lebensmäßige Verwirklichung Deines Planes bezüglich des Kernkreises unserer Priestergemeinschaft. Benutze uns rückhaltlos zu allem, was der Erfüllung dieser

Deiner und unserer Sehnsucht dienen kann. Und wenn es sich mit Deinen Plänen vereinbaren läßt, dann laß uns ein Opfer werden für die weisheitsvollen Absichten, die Du für unsere Priestergemeinschaft im Rahmen des Schönstattwerkes hast. Wir glauben uns auf Grund unserer grenzenlosen Armseligkeit besonders geeignet, Dir Gelegenheit dafür zu geben, daß Du Dich an uns und durch uns an Deinem Werke verherrlichen kannst.

In der frohen und dankbaren Überzeugung, daß Du in dieser Stunde unser Angebot nicht verschmähst, wagen wir, große und kühne Liebesansprüche an Dein Dreimal wunderbares Herz zu stellen. Darum flehen wir Dich an:

Schenk uns eine erneuerte und vollkommene Priestergemeinschaft, die wir dann Dir und Deinem Werk zurückschenken können. Laß zu diesem Zweck in unseren Reihen neben anderen Strömungen eine Pallotti- und eine Vaterströmung urlebendig aufbrechen und um sich greifen, damit auch durch unseren Beitrag und durch unsere ganze Gemeinschaft Dein gesamtes Werk voll ausgegründet werde. Gleichzeitig mögest Du dadurch mehr und mehr die Voraussetzung für die Erfüllung der Lichtmeßvision unseres Vaters und Gründers schaffen

Hilf uns, Dir zu beweisen, daß wir Dich immer vollkommener lieben, und gib unserem Verlangen eine überreiche Erfüllung. Amen.

gez. Otto Maurer gez. Heinrich Maria Dresbach.“

Heinz Dresbach war der Initiator für den Weiheakt am 22.04.1958. Wie sehr er sich dabei aber als Werkzeug der Gottesmutter und ihrer Initiative wußte, geht aus dem Brief hervor, den er drei Tage später an Otto Maurer geschrieben hat. Eine andere Abhängigkeit ist nicht zu erkennen. Mit Pater Kentenich hatte er offenbar länger schon keinen Briefkontakt mehr. Da er aber nicht unabhängig von ihm als Gründer handeln wollte, beabsichtigte er - und er hielt sich dazu auch für berechtigt -, ihn baldmöglichst zu informieren. Er wollte auch nicht unabhängig von der zuständigen Leitung in der Marienau handeln. So besprach er sich umgehend mit den Mitbrüdern, die anwesend waren. In einem Rat von Anton Engel sah er einen Rat der

Mta selbst. Bundespräses war Msgr. Joseph Schmitz. Aus Gesprächen mit Heinz Dresbach weiß ich, daß er gleich nach dessen Rückkehr nach Schönstatt auf einem Spaziergang ins Wambachtal diesem Einblick gab in sein Vorhaben. Joseph Schmitz war damit einverstanden, daß er geeignete Mitbrüder besuche und anspreche, um sie für den geplanten Kreis zu gewinnen. Auf eine endgültige Entscheidung von Prälat Schmitz mußte Rektor Dresbach lange warten. In einem Brief vom 18.09.1958 an Otto Maurer schreibt Heinz Dresbach: *„Was meine Arbeit für den Kr(eis) macht? Ich habe vom Prälaten (= J. Schmitz) noch keine Bestätigung und keinen Auftrag. Will bald nach den Theologentagen (20.09. bis 01.10.) mit ihm reden und eine Entscheidung nahelegen.... Ab Oktober wäre ich startbereit, um auf die Suche nach den Brüdern zu gehen... Nach wie vor bin ich davon überzeugt, daß Mutter unser Komplott will und ewig lang geplant hat....“*. Auf die letzte Bemerkung antwortete Otto am 21.09.: *„Ich bin der gleichen Meinung.“*

Ganz deutlich kommt im Brief an Kaplan Maurer zum Ausdruck, wie sehr sich Rektor Dresbach seiner Kontingenz bewußt war und wie sehr die Mitverantwortlichen die damalige Situation der Gemeinschaft und Schönstatts als ihr tiefes Kontingenzerlebnis empfanden. Es gehört zur Pädagogik Gottes, daß er seine Initiativen durch solche Kontingenzerlebnisse seiner Werkzeuge vorbereitet. Aus dem Brief von Rektor Dresbach und den Berichten über seinen nachfolgenden Einsatz muß man den Eindruck gewinnen, daß er am 22.04.58 unter einem besonderen Licht und einer besonderen Führung von oben stand. Man spürt dies auch aus seinem Eifer und seiner drängenden Ungeduld. Der Brief an Kaplan Otto Maurer lautet:

„Schönstatt, den 25.04.1958

Lieber Otto!

Heute ist der 13. Jahrestag, an dem ich auf der Schwäbischen Alb die Befreiung vom ‚Dritten Reich‘ erleben durfte. Auch ein großer Dankesgrund.

Daß unser gemeinsamer Weiheakt vom 22.04. in meinem Innern überhaupt noch eine Rolle spielt, will bei meinem punktartigen, diskontinuierlichen Leben etwas heißen. Er spielt nicht nur eine Rolle,

er beherrscht alles andere. Ob das aber so bleibt? ... Bis jetzt jedenfalls ist es so, und schon dieses ist nicht mein Werk. Es ist schon eine beginnende Antwort. Ich sage deshalb: beginnende, weil ich von der Wahrheit dieses Wortes überzeugt bin, aber auch, um die Mutter zu reizen, sich noch ganz anders an uns zu verherrlichen.

Und welche Rolle spielt er? Die Aufgabe, die wir mit diesem 22. auf uns genommen haben, steht mitten in meiner Seele und fordert mich auf, alles andere beiseite zu lassen und nur noch für sie da zu sein. Bevor ich aber über die Erfüllung dieser Aufgabe Dir meine Gedanken mitteile, meine ich noch folgenden Vorschlag machen zu sollen: Wenn wir jemanden von diesem Akt verständigen wollen, um ihn aufzufordern, sich einzuschalten, sollten wir vorher nicht jedes Mal uns gegenseitig über den in Aussicht genommenen Kandidaten verständigen? Das wäre eine Kontrolle, die uns vor Übereilung hütet. Weiterhin haben wir wohl ein Recht mit zu überlegen, wer in diesen engen und straff geschlossenen Kreis hereingelassen werden soll, bzw. wen die Mutter wohl haben möchte... Ich habe deshalb auch hier noch niemandem etwas davon gesagt. Es ist zehnmal leichter, jemanden einzuladen und ihm die Tür aufzumachen, als einen, der schon zu diesem Kreis rechnet, wieder hinauszukomplimentieren. Letzteres dürfte nicht ohne seelische Schmerzen und leicht auch Verärgerung abgehen.

Was nun die Erfüllung dieser uns bedrängenden Aufgabe angeht, so kommen mir folgende Gedanken, die Du aber nur kritisch in Dich aufnehmen magst. Denn wir müssen uns gegenseitig schleifen. (Damit ich es nicht vergesse: Ich meine, wir wollen Herrn Pater von vorneherein vollen Einblick in das, was nun begonnen wurde, geben, einmal, weil er ein Recht darauf hat, und wir ihm ja schreiben dürfen; und zum anderen, damit er sich auch für uns arme Würmer mit seinem Gebet und Segen einsetzt. Du bist auch der Meinung, daß wir das nicht nur gut gebrauchen können, sondern daß wir von seiner Fürbitte besondere Gnaden der Mutter erwarten dürfen.) Mittwochs pflege ich seit einiger Zeit mit Hans Kostron einen Spaziergang zu machen, auf dem wir die aktuellen Probleme besprechen. So war es auch diesmal. Wir sprachen über den zu bildenden

Kernkreis (Kr). Und ich nehme an, daß er sich auch einschalten wird. Aber so ohne weiteres können wir das nicht, dazu brauchen wir einen Auftrag von unseren Vorgesetzten. Am nächsten Morgen wurde beim Frühstück darauf hingewiesen, daß wir eine gemeinsame Rückschau über die vergangene Besprechung, die zwei Tage gedauert hat, und zu keinen greifbaren Ergebnissen geführt, anstellen sollten. Das geschah denn auch. Wir erkannten klar die Notwendigkeit zur Bildung eines solchen Kreises. Es schien uns auch ganz gut zu sein, daß wir nicht zu konkreten Ergebnissen gekommen sind, denn einige waren dabei, die wir für den Kreis nicht als geeignet ansehen. Mir scheint es auch nicht der günstigste Weg zu sein, mit einer solchen Versammlung ein solches Unternehmen zu starten. Der Weg von Mann zu Mann scheint mir sicherer und erfolgversprechender. Denn mit einem Augenblickserfolg ist uns nicht geholfen. Viel entsprechender scheint mir unser Akt vom 22. zu sein. Denn dadurch haben wir die Mutter zur Hauptverantwortlichen gemacht und uns ihr als Werkzeug angeboten. Und SIE wird uns ernst nehmen! Anton ging sofort darauf ein, als ich den Vorschlag machte, daß wir beide (Hans und ich) bereit wären, unsere Mitbrüder zu besuchen und alles zu tun, um einen solchen Kreis zustande zu bringen. Er fühlt sich ja der augenblicklichen Situation unserer Priesterfamilie hilflos gegenüber, obwohl wir an ihm den besten Helfer haben werden, soweit es darauf ankommt, unserer Gemeinschaft klare Linien vorzuzeichnen. Die Anwendung auf das Leben ist dann mehr unsere Sache.

Unser Prälat ist noch nicht zurückgekommen, weil es ihm in den letzten Tagen wieder nicht mehr so gut geht. Hoffentlich kommt er doch noch einmal zu Kräften und fällt in der jetzigen Lage nicht ganz aus. Mphc! - Wir haben uns nun überlegt, wer von unserer ganzen Gemeinschaft in Frage kommt. Das sind zunächst nur die ganz sicheren und zuverlässigen. Diese sollen nunmehr besucht werden. Anton meinte auch, das ginge auf die Dauer nicht ohne Auto, aber meinem Eifer setzt er einen Deckel auf und meint, ich solle erst einmal mit dem Zug fahren. Dem will ich mich auch sofort fügen, die Mutter hat es sicher durch ihn gesagt. Allerdings habe ich mich heute bei der Fahrschule angemeldet. Die Vorbereitung der Prüfung wird drei Wochen in Anspruch nehmen, da kann ich also noch nicht

auf Fahrt gehen. Nun die Mutter wird schon zeigen, was und wann gestartet werden soll.

Wir müssen aber in erster Linie alles tun, um Geist und Leben in diesen werden-den Kreis hineinzutragen, soweit die Mutter uns das gibt. Darum sollten wir unseren Weihetext vom 22. auszuwerten suchen. Durch ihn spricht die Mutter zu uns. Dazu ein paar Anregungen:

Die Tatsache, daß wir am 22. dieses Monates unsere Weihe getätigt haben, weist uns auf Pallotti (VP) hin. Der 22.01. ist sein Todestag und der Tag seiner Seligsprechung. Ob VP nicht uns allen voran sich einsetzt für die Vollendung der Gründung?! Ob wir ihn nicht noch viel mehr als unseren himmlischen Anwalt bei der Mutter einspannen sollten?! Er gehört schon lange zu meinen hohen himmlischen Gebetspartnern! (Weißt Du, was ich damit meine?) Und muß nicht einmal auch eine VP-Strömung bei uns aufbrechen, wie es im Weihetext heißt?! Fernerhin kann es m.E. nicht anders sein, als daß VP große Sehnsucht hat nach unserer ganz lebendigen Priestergemeinschaft, weil diese zur Schönstatt-Bewegung gehört und letztere ohne die Weltpriester nicht verwirklicht werden kann. Wenn das aber der Fall ist, dann brennt er auch auf die Schaffung eines solchen Kreises, wie wir ihn nun endlich ins Auge gefaßt haben. Wir können uns im Himmel kaum einen interessierteren Anwalt denken und wohl keinen finden als ihn. Sooft wir unseren Weihetext zur Hand nehmen, um ihn zu beten und durchzubetrachten (und das sollten wir in der nächsten Zeit ausschließlich tun!), soll uns der 22. an VP erinnern und anspornen, das Herz voll Sehnsucht zu ihm zu erheben und ihm keine Ruhe zu lassen.

Andererseits wird gleich am Anfang unser Blick auch auf Josef Engling (JE) aufmerksam gemacht, denn es steht dort: 1958! Dieses Jahr ist das vierzigste seit seinem heiligmäßigen Tode. Ein wichtiges Jubiläum. Was machen wir daraus? In unserem Weihetext kommt eine Zielrichtung auf eine JE-Strömung nicht zum Ausdruck. Aber bei meinen ersten Betrachtungen bleibe ich gleich bei dieser Jahreszahl hängen und werde auf JE aufmerksam. Wenn wir ihm ähnlich werden im Einsatz für ein integrales und weltweit apostolisches Schönstatt,

wenn wir gleich ihm die drei wesentlichen Kontaktstellen pflegen und unseren Kreis daran anschließen, haben wir in ihm ein hinreißendes Vorbild und einen mächtigen Fürbitter. Was dürfte uns hindern, auch ihn in die Bewältigung unserer unfäßlichen Aufgabe einzuspannen?! Wir sollten das JE-Jubiläum in dieser Richtung mit allen Mitteln ausnutzen. Die Mutter muß sich verherrlichen, damit nun erstmalig die Idee unseres engsten Kreises bei uns Weltpriestern verwirklicht werde. Möge uns die Idee nicht mehr loslassen. Du wirst Dich schon einige Male ergötzt haben an dem Hinweis auf unsere Armseligkeit. Du hast ganz recht: Es handelt sich dort um den wichtigsten Satz unserer Weihe. Die Mutter hat ihn gut verstanden... Bald bin ich bei Dir, damit wir weiterüberlegen. Bis dahin geht es nur auf schriftlichem Wege. An welchem Wochentag hättest Du am ehesten Zeit? Dir vom Heiligtum einen herzlichen Treuegruß und Segen.“

Was Heinz Dresbach in seinem Brief an Otto Maurer vorgeschlagen und angekündigt hatte, führte er am 20.05.1958 aus. Er schrieb einen Brief an Pater Kentenich in Milwaukee. Aus dem Brief geht hervor, daß der Besuch von Hans Kostron bei dessen Bruder in den USA und damit verbunden dann bei Pater Kentenich in Milwaukee in Heinz Dresbach etwas ausgelöst hat. Er spricht von einer neuen „Unruhe“, die in ihm aufgebrochen ist und „die nicht mehr zur Ruhe kommen will“. Auch sonst begegnen wir in seinem Leben dem Phänomen dieser Unruhe, etwa im Zusammenhang mit seiner Verhaftung, oder am Abend des 06.10.1967, als er den Ort für den Bildstock seiner Generation bestimmen sollte. Ausdrücklich hebt Heinz Dresbach in seinem Brief hervor, daß er sein Vorhaben „durch Fühlungnahme mit der derzeitig verantwortlichen Leitung“ seiner Gemeinschaft in Angriff genommen hat.

Der Brief an Pater Kentenich lautet:

„Schönstatt, den 20.05.1958

Lieber Herr Pater!

Heute, am 13. Jahrestag unserer gemeinsamen Heimkehr aus dem KZ nach Schönstatt, will ich es nicht versäumen, Ihnen einen frohen, herzlichen und tief dankbaren Maigruß vom Urheiligum zu senden. Ob mit diesem Gruß ein länger andauerndes Schweigen zu Ende geht? Ich will keine Versprechungen machen.

Wie Sie sich mein Schweigen gedeutet haben mögen? Ich weiß es nicht. Will das auch ganz Ihnen überlassen. Kann von mir aus nur sagen, daß in den letzten Monaten einiges vor sich gegangen ist, was in nicht kurzer Zeit zur größeren Klarheit gekommen ist. Damit will ich nicht behaupten, daß es heute soweit sei, daß ich in allem und auf weite Sicht ganz klar sehe. Aber ich habe reichlich Grund, der Mutter überaus dankbar zu sein.

Seitdem Hans Kostron seinen Bruder besucht hat, ist eine neue Unruhe aufgebrochen, die nicht mehr zur Ruhe kommen will, bis sie ihr Ziel erreicht haben wird. Auch dafür müssen wir der Mutter sehr dankbar sein, denn darin steckt eine Gnade, ohne die ich nicht dahin gekommen wäre, wo ich heute stehe. Hans hat uns mit allerlei Fragen beladen - er hatte ja auf der langen Meerreise Zeit genug, über vieles nachzudenken... Und diese Fragen wurden in den letzten Monaten sehr genährt und haben mancherlei Beleuchtung erfahren, die ich wiederum als große Gnadenerweise von seiten der Mutter bezeichnen muß. Alles nicht auf meinem Mist gewachsen! Man kann nicht dankbar genug sein. Ich bin es immer noch viel zu wenig.

Bei diesen Fragen handelte es sich nicht nur um die Familie und deren Situation, sowie deren Behandlung, sondern auch um die Priestergemeinschaft. Ich persönlich bin bis jetzt nur Mitglied des Verbandes, und das mit einem permanent schlechten Gewissen. Ich wußte mir aber keinen Ausweg. Inzwischen sind manche Gedanken, Kritiken und deren Beantwortung bezüglich unserer Gemeinschaft offener zur Sprache gekommen, nachdem sie von nicht nur einer

Seite ausgesprochen sind. Es müßte auch in diesem Punkte noch manches mehr geklärt werden, denn man ist vor Mißverständnissen, aber auch vor tiefen Geheimnissen nicht sicher.

Hier möchte ich Ihnen nur meine Meinung mitteilen bezüglich der Zukunft unserer Priesterfamilie und meiner persönlichen Aufgabe in ihr: Wir stehen vor der alten und noch ungelösten Notwendigkeit, einen Kernkreis zu bilden, der das alte Ideal des Verbandes lebensmäßig mit ganzer Hingabe zu verwirklichen trachtet. Dabei mögen juristische und organisatorische Momente zunächst ganz aus dem Spiele bleiben. Denn eine äußere Form darf nur immer Ausdruck des innerlichen Lebens sein, wenn sie nicht zur lebendigen Lüge werden will. Geist und Leben muß immer unsere Hauptsorge und -aufgabe bleiben. In dieser Hinsicht ist einiges aufzuholen. Die Vorsehung scheint zu zeigen, daß sie auch mich in diese Aufgabe einspannen will. Es müßte deshalb in Zukunft versucht werden, durch persönliche intensiv gepflegte Kontakte (die ja ansatzweise von der Theologengemeinschaft her existieren), und durch das Ingangbringen (!?) von Strömungen in unseren Reihen, besser in dem zu bildenden Kernkreis, lebensmäßig das zu verwirklichen, was bis jetzt m.E. mehr oder weniger auf dem Papier steht, aber noch nicht existiert. Durch Fühlungnahme mit der derzeitig verantwortlichen Leitung unserer Gemeinschaft ist es so weit gekommen, daß ich (vielleicht mit Hilfe von Hans K.) mit einer Reihe unserer Mitbrüder Fühlung aufnehmen soll und mich dafür einsetzen; daß auf diese Weise ein solcher Kernkreis entsteht. Zu dem Zweck will ich mir einen Volkswagen anschaffen, und ich bin schon dabei, wieder ein Schülerlein zu sein und Fahrunterricht zu nehmen. Am Himmelfahrtstag, an dem Sie vor 13 Jahren mit der Idee: 'Pferd und Wagen' kamen, wurde ein Volkswagen bestellt. Hoffe Ende Mai oder Anfang Juni die Fahrerprüfung zu machen. - Größere Unabhängigkeit von der Bahn käme außerdem auch der Theologenarbeit zugute, weil ich öfter zum einen oder anderen Abteilungsführer könnte, und mit ihm nötige Besprechungen halten. - In die gleiche Richtung weisen die Ergebnisse unserer österlichen Führerbesprechung, von denen Sie in Kürze Kenntnis bekommen.

Bei einer Führerbesprechung unter Priestern vor einigen Wochen kam die Notwendigkeit der Bildung eines Kernkreises klar zum Ausdruck. Am Schluß haben Otto Maurer von Ingolstadt (um dessen Freistellung sich unser Prälat schon seit Jahren bemüht; doch bis jetzt ohne Erfolg) und ich eine Weihe gemacht im Sinne des Josef Engling Aktes und uns der Mta angeboten, uns für die Bildung eines solchen Kernkreises gebrauchen zu wollen. Diese Weihe muß nun lebendig bleiben und noch mehr werden, und im Laufe der Zeit sollen die zu gewinnenden in diese Weihe hineinbezogen werden. Ob es sich hier nur um menschliches Planen handelt oder ob die Mutter dahintersteht, das wird sich zeigen.

In der frohen Hoffnung, Ihnen endlich wieder einmal ein wenig Freude mit diesen Zeilen gemacht zu haben, grüße ich Sie heute übers Urheiligtum und übers Herz unserer Mutter und Königin in alter treuer Verbundenheit.“

Am 25.04.1958 meldete sich Heinz Dresbach für die Fahrschule an. Der Gedanke, daß er sich auf den Weg machen und Mitbrüder für den beabsichtigten „Kreis“ ansprechen und gewinnen wollte, war wohl der unmittelbare Anlaß für diesen Entschluß. Seine erste selbständige Fahrt machte er nach dem Begräbnis von Kaplan Hermann Fiege in Lampspringe, der auch ein Teilnehmer der Ostertagung 1958 gewesen war (13. oder 14.07.?) im Wagen von Hermann Fiege, den dieser für die Marienau bestimmt hatte. Am 22.07.58 erhielt Heinz Dresbach aus Königstein die Nachricht, daß der von ihm bestellte Wagen in Hannover abholbereit sei. Am 01.08. fuhr er nach Hannover, um den Wagen abzuholen.

Mit Otto Maurer blieb Heinz Dresbach in engster Fühlung. Sie hatten sich vorgenommen, alle 14 Tage einander zu schreiben und sich regelmäßig zu informieren. Miteinander begannen sie, aus ihrer Weihe zu leben und für ihre Verwirklichung zu beten. Im November 1958 machte sich Rektor Dresbach mit seinem Wagen auf den Weg, um einzelne Mitbrüder für den „Kleinen Kreis“ anzusprechen. Am 21.11.1958 tauchte er unerwartet und unangemeldet bei mir auf im

Priesterseminar in Rottenburg, wo ich als Repetent tätig war. Er informierte mich über das Vorhaben des Kernkreises und suchte mich dafür zu gewinnen. Am 27.11.58 war er in Ingolstadt. An Weihnachten 1958 schrieb er einen ersten Brief an die bis dahin Angesprochenen: Neun Mitbrüder, zumeist aus der PPC-Generation (der damals jüngsten Generation in der Schönstattpriestergemeinschaft), unter ihnen Kaplan Willi Breidenbach aus der Erzdiözese Paderborn, der am 02.04.59 in der Osterwoche überraschend gestorben ist, und Kaplan Heinz Aust aus der Ostzone. Weitere kamen in den darauffolgenden Monaten dazu. Im Rahmen der jährlichen Generationstagung trafen sich die Interessenten aus der Patria-Generation zum ersten Mal am 28.08.1959 in der Marienau mit Heinz Dresbach und gaben dem „Kleinen Kreis“ eine erste Ausrichtung.

In einem Brief vom 15.10.1959 kann Heinz Dresbach aus der PPC-Generation 8 Mitbrüder nennen, die sich zum Mitmachen entschlossen hatten. In einem Brief an diese Mitbrüder vom 15.10.59 spricht er von der Notwendigkeit, diesem Kreis einen Leiter zu geben. Von sich sagte er, daß man dabei nicht an ihn denken solle, weil er nicht zur PPC-Generation gehöre, und noch aus einem zweiten Grunde, den er wie folgt andeutete: *„Es ist am Horizont die Möglichkeit aufgetaucht, daß ich nicht hier (d.h. in Schönstatt) bleiben werde, vielleicht wieder in die Diözese zurück muß.“*

In einem Brief vom 16.10.59 gab Otto Maurer die Anregung, daß sich der Kreis auf Mitbrüder aus der PPC-Generation beschränken solle und daß zwei interessierte Mitbrüder aus der Michaelsgeneration (Josef Hagel) und aus der Coenaculumsgeneration (Heinrich Hofbeck) aus ihren Generationen eigene Kreise bilden sollen.

Schon am 19. Mai 1958 hatte Otto Maurer von der Notwendigkeit eines „Gruppenführers“ gesprochen. *„Und den machst Du“*, schrieb er an Heinz. In einem Brief vom 12.06.59 hatte Heinz Aust an Rektor Dresbach geschrieben: *„Du bist der Abbas.“*

Daß der Kreis etwas anderes werden sollte als eine Lebensgruppe, wie sie damals üblich war (auch Otto Maurer gehörte mit weiteren

drei Mitbrüdern zu einer solchen Lebensgruppe), war beiden klar. Im Brief vom 15.10.59, in dem es u.a. auch um die Sicherung des Armutsgestes ging, schrieb Heinz Dresbach an Otto Maurer: *„Ich möchte aber darauf hinweisen, wenn wir unseren Kreis ernst nehmen, ist er unsere Lebensgemeinschaft und nicht in erster Linie die Gruppe...“*. Praktisch begann der Kreis sich eher wie ein Kurs eines Verbandes zu entwickeln, ohne daß dieser Name dafür gebraucht wurde. Von Anfang an war auch der Gedanke lebendig, daß der werdende Kreis ein Ideal braucht. Im Brief an Heinz Dresbach vom 19.05.1958 spricht Otto Maurer diesen Gedanken aus und er wird auch schon konkret, indem er darauf hinwies, daß Heinz Dresbach in Dachau zum Herzkreis gehörte und daß Ottos Gruppe „Herz des PPC“ sein wollte (er schrieb an den Kopf seiner Gruppenbriefe die Worte: Cor Patriae). Und er beginnt damit, den Kernkreis einen Herzkreis zu nennen.

Im Jahr 1960 war es endgültig klar, daß außer Heinz Dresbach nur Mitbrüder aus der Patria-Generation dem „Kleinen Kreis“ angehören würden. Kaplan Hermann Fiege (Diözese Fulda) aus der Michaelsgeneration, der die Tagung vom 22.04.1958 mitgemacht hatte und der am 09.07.58 gestorben ist, wollte Rektor Dresbach allerdings auch dem ‚Kleinen Kreis‘ beigezählt wissen.

Der „Kleine Kreis“ begann nun einen intensiven schriftlichen Austausch und kam ab 1960 regelmäßig zusammen. Der Bundespräses wußte um den „Kleinen Kreis“ und berief seinerseits die Mitglieder des „Kleinen Kreises“ zu einem offiziellen Noviziat des „Verbandes“, wie es in der Gemeinschaft bisher üblich war. Er selbst leitete die Schulungen und versandte die Schulungsbriefe. Bei diesen Schulungen war Heinz Dresbach nicht dabei, wohl wenn sich in Verbindung damit der „Kleine Kreis“ unter sich traf. Prälat Schmitz hätte es am liebsten gesehen, wenn Heinz Dresbach sich vom „Kleinen Kreis“ ganz zurückgezogen hätte. Am 31.05.61 schrieb er ihm unter anderem: *„Was den ‚Kleinen Kreis‘ unter den jungen Verbandsgeistern betrifft, bitte ich Dich, Du mögest Dich völlig darin zurückhalten.“* Ende 1961 wurde Msgr. Schmitz vom Heiligen Offizium als Bundespräses abgesetzt. Damit endeten auch seine Schulungen im

„Kleinen Kreis“. Um Ostern 1962 traf sich der „Kleine Kreis“ in Ingolstadt und beschloß, daß Heinz Dresbach endgültig dazugehören solle. Nach der Generativtagung der Patria-Generation Ende August 1962 traf sich der „Kleine Kreis“ in Höhn bei einem Mitbruder und traf die Entscheidung, nicht nur lebensmäßig sondern auch im rechtlichen Sinne Verband zu sein und den Verband - privatrechtlich zunächst - neu zu konstituieren. Das geschah im Schönstattheiligtum auf der Liebfrauenhöhe bei Ergenzingen am 18.10.1962. Werner Krimm wurde vom Kreis als Oberer gewählt. In den zwei folgenden Jahren stießen zwei weitere Kreise zum „Neuen Verband“, der am 18.10.1964 im Mitgründerheiligtum auf der Marienhöhe bei Würzburg konstituiert wurde. Der „Kleine Kreis“ wurde zum ersten Kurs des „Neuen Verbandes“ und bezeichnete sich schon ab 1963 als „Cor-Patris-Kurs“. Im „Jungen Verband“ entfaltete sich ein reges Leben. Als Pater Kantenich aus dem Exil wieder in Schönstatt war, bestätigte er diese Entwicklung.

Die Verbandspriester der älteren Generation schlossen sich der Entwicklung an und formierten sich ebenfalls als Verband. Nach gründlicher Vorbereitung konnte Pater Kantenich am 28.12.1966 vier Personalprovinzen - nach Generationen gegliedert - konstituieren und eine Generalleitung einsetzen. Unter den Verbandspriestern herrschte darüber volle Einmütigkeit, und die Entwicklung wurde auch von der bisherigen Leitung der Priestergemeinschaft voll bejaht. Die Coenaculumsprovinz wählte am 15.02.1967 Heinz Dresbach zu ihrem Provinzrektor. In der Coenaculums-Provinz waren die Priester der sogenannten Coenaculums-Generation zusammengeschlossen, der Heinz Dresbach selber angehörte.

Heinz Dresbach gehörte zum Cor-Patris-Kurs im „Jungen Verband“, der jetzt die „Jüngste Provinz“ war. Er lebte aber auch das Leben der Coenaculumsprovinz und seiner bisherigen Lebensgruppe weiter voll mit. Zu seiner Aufgabe als Provinzrektor gehörten u.a. der Vorsitz bei den Sitzungen des Provinzrates, die Leitung der Provinztagungen, die Ernennung der Gruppenrektoren und der Kontakt mit ihnen. Wichtig war natürlich die ständige Inspiration im Sinne des Provinzideals. Zu seinen Aufgaben gehörte auch die Teilnahme an

verschiedenen Gremien, z.B. an der jährlichen Leitungskonferenz der Verantwortlichen des Verbandes. Eine große Genugtuung war es für ihn, als er mit der Provinz 1971 nach Rom pilgern, Papst Paul VI begegnen und von dort einen Grundstein für das künftige Moriah-Heiligtum (aus der Nähe des Petrusgrabes) nach Schönstatt bringen durfte.

Im Jahre 1974 führte der Verband seinen ersten Generalkongreß durch, dem zur Vorbereitung Provinzkongresse vorausgingen. Der erste Generalkongreß wählte Heinz Dresbach für 6 Jahre in den Generalrat. Diese Aufgabe erfüllte er bis zum zweiten Generalkongreß im Jahre 1980. Von der Aufgabe des Provinzrektors wurde er entlastet.

Zu seiner Tätigkeit im Generalrat übernahm er 1977 noch die Aufgabe eines Standesleiters für die Schönstatt-Priesterliga, die er bis zum Jahr 1984 inne hatte. In dieser Zeit gehörte er auch zur Zentrale und zum Zentralrat der Bewegung in Schönstatt. In diesen verantwortlichen Aufgaben für die Priestergemeinschaften war er vor allem Priester-Seelsorger. Die Kontakte zu den jüngeren Priestern aus seiner Tätigkeit als Theologen-Standesleiter kamen dieser Tätigkeit zugute. In dieser Zeit hielt er öfters auch Exerzitien für Priester, auch in der ehemaligen DDR, wo er öfters zu Besuch weilte bei den Schönstattpriestern. Über diese Besuche berichtete einer der Mitbrüder aus der ehemaligen DDR, Pfarrer Heinz Aust:

„Weil ich von 1954 an alle Jahre an der Tagung der PPC-Generation im Urlaub teilnahm, blieb der Kontakt mit Heinz, den ich seit seiner ersten Theologentagung von 1950 an kannte, über die Jahre lebendig. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie er mich in die Problematik über die Priestergemeinschaft und das Leitbild des Gründers einführte und mir in Verbindung mit unserer Cambraifahrt 1960 sehr viel Zeit schenkte, um mich vom Leitbild des Gründers zu überzeugen.

Heinz erzählte mir brieflich (mit Weihegebet) vom 22.04.1958 schon im Juni/Juli 1958. Heinz war zusammen mit Otto Maurer von der Leipziger Messe Frühjahr 1964 an die Brücke zur Gründung des

Verbandes in der DDR. Bei der Leipziger Messe im Frühjahr 1968 war Heinz mit angereist, um unter uns Priestern der DDR das Leitbild des Gründers zu erläutern. Damals erzählte er uns auch von seinem Weg zum Berg Moriah. Heinz hat auch nicht unwesentlich neben Otto geholfen, unsere Kandidaten in die Gemeinschaft einzuführen. Auch hier wurde er zu einer lebendigen Brücke, die uns in Verbindung mit dem Vater brachte. Er erzählte von Dachau, von Milwaukee und von Rom. Nach Otto war er am häufigsten bei uns in der DDR zu Gast.“

Seinen letzten Besuch in der DDR machte Heinz Dresbach im Juni 1985 unter dramatischen Umständen. Doch davon soll später noch die Rede sein.

Unermüdlich war Heinz Dresbach unterwegs, um die Mitbrüder zu besuchen, aber auch zu vielen anderen, die ihn brauchten. Jedem, der ihn auf solchen Fahrten begleitete, wird unvergeßlich bleiben, wie er beim Antritt einer jeden Fahrt mit allen im Wagen betete, wie er jedesmal, wenn wieder hundert Kilometer und erst recht wenn 1000 Kilometer voll waren, sein Dankgebet sprach oder sang und dann ein Bittgebet. Wie er auf einer solchen Fahrt einmal ganz deutlich die Hilfe von oben erfuhr, schreibt er am 20.09.1967 in einem Brief an die Mitbrüder seines Cor-Patris-Kurses:

„Nun muß ich Euch bitten, mit einzustimmen in das Lob und in den Dank an unsere Mutter, Königin und Siegerin sowie an den barmherzigen Vatergott, die sich gestern, am 19.09. ganz besonders verherrlicht haben. Denn es ist ein richtiges Stück Wunder, daß ich hier sitze und Euch schreiben kann. Denn es hat auf der Autobahn einen Unfall gegeben.

Hartmut hatte mich eingeladen, vor Mädchen über unseren Vater in Dachau zu sprechen. Ich machte mich also auf den Weg nach Groß-Gerau. Beim Hinauffahren in den Westerwald merkte ich schon, daß ich die Kurven nicht so sicher fuhr wie sonst. Aber ich sagte mir nicht deutlich genug, daß es wohl die weit abgefahrenen Hinterreifen sein müßten und dann noch im Regen. Vor Montabaur hatte ich

fast 120 Sachen drauf, da geriet ich ins Schleudern. Es war, als käme ein starker Windstoß von der rechten Seite und schob mich weiter nach links. Zum Glück kam da gerade niemand. Ehe ich versuchen konnte, wieder mehr nach rechts zu kommen, merkte ich, wie der Wagen sich nach rechts zu wenden begann. Nun ereignete sich alles in entsprechender Geschwindigkeit: Ich sauste nach schräg rechts über den Rand der Autobahn hinweg in die Luft, raste gegen ein hohes blaues Ankündigungsschild für ein Rasthaus, das ich ummähete, drehte mich, landete rückwärts auf einem weichen Feld und kam zum Stehen. In den letzten Augenblicken hatte ich mich ein bißchen eingegipelt und hatte das Gefühl: ‚Mal gespannt wie das ausgeht.‘ - Als der Wagen stand - also nicht umgefallen, gekippt usw. war - fand ich mich unverletzt vor. Was nicht zu begreifen war. Ich stieg rechts aus, weil links das Feld vom Regen aufgeweicht war. Schon hatten einige Wagen gehalten und deren Fahrer kamen, um zu sehen, was es gegeben. Sie atmeten auf, als sie sahen, daß ich schon den Wagen verlassen hatte und unversehrt war. Einer war gleich bereit, mich nach Montabaur hineinzufahren, damit der Wagen abgeschleppt werde.

Wie wenn die Mutter mir hätte zeigen wollen, wovor ich bewahrt geblieben, überholte unseren Abschleppwagen ein Totenauto. Und dann stand da ein Unfallkrankenauto. Meine Schwester war zur Zeit des Unfalles ‚zufällig‘ im Kapellchen in Metternich. Da überkam sie eine große Angst um mich bis zu den Tränen und sie flehte um Schutz für mich. Es war um dieselbe Zeit, als der Unfall geschah.

Was wird der liebende Vater mir damit sagen wollen? Daran habe ich noch herumzudenken... Bitte, dankt mit mir und laßt mich wissen, was Ihr meint, was es zu bedeuten habe...” -

Vielleicht ist die Antwort und Deutung in dem zu finden, was in wenigen Wochen sich ereignete und womit ein neues wichtiges Kapitel im Leben von Rektor Dresbach begann!

Wegbereiter für das Priesterhaus Berg Moriah

Unsere Priestergemeinschaft verdankt Heinz Dresbach Ort und Namen für das Priesterheiligtum und Priesterhaus Berg Moriah. Er wurde zum Wegbereiter „*hinauf nach Moriah*“. Wie ist es dazu gekommen? Ende 1961 war Heinz Dresbach aus dem Priesterhaus Marienau nach Koblenz-Metternich umgezogen. Im Jahre 1966 fand dort auch seine Schwester Agnes, die zuletzt im Exerzitienhaus (= Bundesheim) in Schönstatt gewohnt hatte, vorübergehend Unterkunft. Am 06. Oktober 1967 konnte sie nach Schönstatt zurückkehren und in Haus Mariengart einziehen, in das soeben fertiggestellte Heim der Bundesschwestern, zu denen sie gehörte. Heinz Dresbach war Zeuge gewesen, wie der Gründer bei der Einweihung des Heiligtums bei Haus Mariengart am Pfingstsonntag 1967 die „*armen Schönstattpriester*“ apostrophierte, die fast als einzige noch kein eigenes Familienheiligtum hatten. Er wußte, daß Pater Kentenich schon früh zu einem Heiligtum für den Priesterverband geraten hatte. Am 21.11.1965 hat Pater Kentenich in Rom in einem Vortrag daran erinnert. Die Nähe zum Urheiligtum hätte ihn dabei nicht gestört. Sollte der Hünerberg (heute Marienberg) gegenüber dem Heiligtum der Bundesschwestern zum Hillscheider Tal hin der Ort für ein Priesterheiligtum werden? Der Bundespriester Vennemann hatte dieses Grundstück (jetzt Pilgerplatz) vorsorglich für ein mögliches künftiges Priesterzentrum erworben (darum bei den Schönstattpriestern auch „*Vennemannhügel*“ genannt). Im Auftrag der Coenaculumsgeneration der Schönstattpriester sollte Heinz Dresbach auf diesem Grundstück die Errichtung eines Mta-Bildstockes vorbereiten.

Damit beginnt die eigentliche Geschichte Moriahs. Am 6. Oktober 1967, dem Herz-Jesu-Freitag im Rosenkranzmonat ging Heinz Dresbach mit Prälat Schmitz, Vikar Engel und dem Bauunternehmer Schaaf auf den Hünerberg, um den Platz für den Bildstock festzulegen. Nach einem Besuch bei seiner Schwester im Haus Mariengart kehrte er noch einmal alleine zu diesem Platz zurück und hielt in Ruhe Umschau über das Gelände. In seinem Herzen stieg dabei ein immer deutlicheres Mißfallen auf bei dem Gedanken, daß hier einmal

Priesterheiligtum und Priesterzentrum stehen solle. Er kam sich wie in einem Kessel vor zwischen den nahen Bergwänden. Der Schornstein der damals noch bestehenden Röhrenfabrik spie seinen dicken schwarzen Qualm ins Gelände und der Westwind trug ihn bis zu den Bergwänden und ins Hillscheider Tal. Dazu kam der Lärm im Tal durch die vielen Autos, und besonders bei Westwind hörte man das Stampfen der Schiffsmotoren und das Rattern der Eisenbahn. Später wurde ihm noch bewußt, daß besonders im Winter kaum ein Sonnenstrahl den am Nordhang gelegenen Hügel erreicht. Eine starke Unruhe stieg in ihm auf. In bedrückter Stimmung und mit einem kräftigen Unbehagen kehrte er nach Metternich zurück. Er fing an, die Mta „*um Klarheit wegen des Geländes*“ zu bitten. Und er begann sich zu fragen, was die Mta ihm „*durch diese deutliche innere Unruhe*“ sagen wollte. Mit dieser Unzufriedenheit und Unruhe im Herzen war er am 07.10., dem Rosenkranzfest aufgestanden. Er war nicht fähig, etwas zu arbeiten. Nach dem Frühstück rief er Pater Carlos Sehr an, den Ökonom der Schönstattpatres. Der war gern bereit, Heinz Dresbach die Grundstücke zu zeigen, die die Schönstattpatres auf der Höhe nach Simmern hin für ihr künftiges Heiligtum und Zentrum erworben hatten. Nach der Besichtigung kehrte er nach Metternich zurück. Die innere Unruhe war nach dem Mittagessen eher größer als kleiner geworden. Wiederum hielt es ihn nicht am Schreibtisch. Er wollte sich auf die Suche machen nach einem geeigneteren Grundstück. Und er hatte Gründe, darin einen Wunsch der Mta zu sehen. Vor allem die wachsende Unruhe deutete er in dieser Hinsicht.

Zuerst fuhr er auf den Berg Schönstatt. Dann durchs Hillscheider Tal bis zum Friedhof Simmern und von dort über den Wirtschaftsweg ungefähr 1 km nach Westen zur Höhe, auf der jetzt das Priesterhaus Berg Moriah steht. Dieser Platz beeindruckte ihn besonders, und wenn er auch noch weiter nach Westen fuhr, so kehrte er doch zu diesem Ort wieder zurück mit dem starken Wunsch, „*daß hier einmal unser Heiligtum und unser Zentrum*“ errichtet werde. Auch am darauffolgenden Tag konnte er keine Ruhe finden. Er konnte Prälat Schmitz und Vikar Engel dafür gewinnen, die von ihm in Aussicht genommenen Grundstücke zu besichtigen. Sie waren dem Gedanken,

in größerer Höhe einmal Gelände zu erwerben, wenigstens nicht abgeneigt.

Am Abend des 08.10. begannen Exerzitien der Coenaculums-Generation mit Pater Kantenich. Heinz Dresbach nützte die Gelegenheit, seine Überlegungen an die Mitbrüder weiterzugeben. Am Freitag, den 13.10. legte die Coenaculums-Provinz ihren Gefolgschaftsakt ab. Pater Kantenich segnete in der Hauskapelle der Marienau den Mta-Bildstock. Dann wurde er am Hünenberg am vorgesehenen Platz aufgestellt. Er sollte stellvertretend stehen für das künftige Familienheiligtum, *„ganz gleich, wohin es einmal gebaut wird“*. Heinz Dresbach, der Provinzrektor der Coenaculumsprovinz, warb bei den Mitbrüdern dafür, daß es einmal auf der Höhe bei Simmern gebaut werden soll. 15 Mitglieder der Provinz begleiteten ihn am Nachmittag des 13.10. dorthin. Die überwiegende Mehrheit stimmte nach langer Diskussion des Für und Wider für ein Gelände auf der Höhe. Während der Exerzitienwoche konnte Heinz Dresbach auch Pater Kantenich unterrichten. Heinz berichtet: *„Er war ganz aufgeschlossen für unsere neuen Überlegungen.“* Am 14.10. begann die Oktoberwoche der Schönstattfamilie. Heinz Dresbach nützte die gute Gelegenheit, die zahlreichen Schönstattpriester, die in der Marienau waren, über seine Pläne zu informieren und sie zu einer „Geländebesichtigungsfahrt“ einzuladen. Er kann festhalten: *„Alle sind von dem Gedanken an größere Höhe angetan.“* Daß diese ‚größere Höhe‘ das Grundstück bei Simmern sein sollte, war für Heinz Dresbach entschieden, als Pfarrer Max Ruh, maßgebliches Mitglied des Schönstattpriesterwerk e.V. am Nachmittag des 18.10.1967 zum ersten Mal dieses Grundstück sah und nach einigem Überlegen mit *„kräftiger und entschiedener Stimme“* sagte: *„Hier wird gebaut und nirgendwo anders!“* Am selben 18.10.67 schrieb Max Ruh noch ein Gutachten an den Schönstattpriesterwerk e.V. mit einer Empfehlung, unverzüglich Schritte zum Erwerb dieses Geländes zu unternehmen.

Ebenfalls am 18.10.1967 sprach Pater Kantenich zum ersten Mal öffentlich über dieses Vorhaben. In einem Vortrag, den er in der Marienau den Schönstatt-Patres hielt, sagte er:

„Vielleicht wissen Sie schon, daß unsere Schönstattpriester die Absicht haben, dort oben auf Berg Sion über uns zu bauen. Sie wollen also noch höher hinaus als wir! Und meinen Sie nicht: Wenn das glückte, hätten wir eine wunderschöne neue Stadt. Da wäre die ganze Priestersäule dort oben auf dem Berge: Eine Priesterstadt - Berg Sion! Eine Priesterstadt, und zwar eine Stadt, die miteinander in den einzelnen Gliederungen so eng verbrüdet ist, als eben möglich. Und wenn das alles in unserer Generation Wirklichkeit würde, vielleicht könnten wir dann früher oder später mit Ruhe ins Grab steigen. Dann würden wir eine Lebensform, ein Gelände, eine heilige Stadt zurücklassen. Und wenn es uns dann auch glücken würde, die Bürger dieser Stadt so zu formen und zu schulen, daß sie bereit wären, für das Werk der lieben Gottesmutter ihr ganzes Leben herzugeben, ich meine, dann hätten wir das Unsere getan.“

In einem Brief schrieb damals Heinz Dresbach: *„Mir ist seit Freitag (= 06.10.67), als hätte mir die Mutter einen Floh in den Pelz gesetzt, wie man zu sagen pflegt.“* Immer deutlicher kam ihm zum Bewußtsein, daß er hier einen Auftrag der Mta zu erfüllen habe. Sorgsam achtete er auf die kleinsten Zeichen und war bereit, sich im aktiven lebendigen Vorsehungsglauben von oben führen zu lassen. Das zeigte sich auch in der Suche nach dem Namen für das Priesterheiligtum und Priesterzentrum auf der Höhe bei Simmern. Noch ehe er richtig wußte, wer der Eigentümer des Grundstückes war und ob es überhaupt zu erwerben sei, fing er an, sich auf einen Namen für den Ort zu besinnen. Wie es damit anfang, soll er selber berichten:

„Es war ein sonniger Herbstsamstag, dieser 21. Oktober, an dem sich nach meiner Erinnerung folgendes ereignete: Ich kam von der Hecke auf ‚unserem Berg‘ und ging auf der Asphaltstraße in Richtung Vallendar. Ich war erst wenige Schritte gegangen, als in mir der Gedanke auftauchte: Wie sollen wir einmal unseren Berg nennen?“

Die Patres haben ihren Berg ‚Sion‘ genannt. Ein herrlicher Name, der in der Schrift sehr oft vorkommt und mit Inhalt und Symbolik geradezu geladen ist. Mir hätte es gut gefallen, wenn wir unserem Berg diesen Namen gäben. Das aber kam nun nicht mehr in Frage.

Die Patres haben uns sozusagen diesen Namen vor der Nase weggeschnappt - würde der Kölner sagen. Nun kam der Augenblick, in dem ich mir die Frage vorlegte: Wie aber sollen wir unseren Berg nennen? Ich dachte nach, aber kein einziger Name fiel mir ein. Ich sagte mir, ich weiß es nicht! Dann wandte ich mich spontan an die Mutter und sagte ihr: „Du weißt doch schon lange, wie unser Berg einmal heißen wird. Du brauchst es mir doch nur einzugeben, das macht Dir keine Mühe, ich bitte dich darum!“ Es dauerte nur ein paar Augenblicke, dann kam mir innerlich das Wort ‚Moriah‘ in den Sinn. Ich war fast ein wenig erschrocken und befremdet zugleich, denn dieser Name kam mir selten und seltsam vor. Ich konnte mich zunächst keineswegs damit anfreunden. Als ich dann aber weiter daran dachte, daß Moriah eine nicht unwichtige heilsgeschichtliche Stellung haben dürfte - ich dachte an Abraham -, schien einiges für diesen Namen zu sprechen.“

Zwei Tage später, am 23.10. wuchs bei Heinz Dresbach die innere Sicherheit, daß Moriah der Name für den künftigen Priesterberg sein solle. Am Vormittag des 23.10. saß er an seinem Schreibtisch in Metternich. Vor ihm lag eine Zeichnung, die er sich am 20.10.67 bei einem Besuch im Kulturamt Montabaur gemacht hatte. Es waren die Nummern und Grenzen der Parzellen festgehalten, von denen Heinz Dresbach meinte, daß wir sie erwerben sollten. Da kam ihm der kuriose Gedanke, die Quersumme der Nummern zu errechnen, „*die diese Parzellen in der offiziellen Ausgabe des Katasteramtes haben*“. Die Quersumme war 22. Um ermessen zu können, was dieses Ergebnis für Heinz Dresbach bedeutete, muß man sich erinnern, daß er am 22.04.1958 in einer Weihe im Urheiligtum sich als Werkzeug für einen Neuanfang im Priesterverband zur Verfügung gestellt hatte. Am 22. eines jeden Monates erneuerte er diese Weihe. Die Zahl 22 wurde für ihn zum Symbol des Neuanfangs und gleichsam zur „*Telefonnummer für den lieben Gott*“. So bestärkte die Zahl 22 der Quersumme Heinz Dresbach in der Überzeugung, daß die Mta uns das „*Grundstück zugedacht*“ hat, und daß Moriah der Name für das Grundstück sein soll. Er griff nach dem Registerband der Echter-Bibel und erhielt die Auskunft, daß der Moriah-Name in der ganzen Heiligen Schrift „*nicht häufiger als ganze zweimal vorkommt. Die*

erste Stelle ist in Genesis zu finden, und das ausgerechnet in Kapitel 22 Vers 2. Die zweite Stelle findet sich in 1 Chronik 3,1. Der hier gemeinte Text ist aber nur im Zusammenhang mit 2 Chronik 21,1-22,1 (=Hinweis auf Tempelbau) richtig zu verstehen.“ So stieß er gleich dreimal hintereinander auf die Zahl 22. Diese Entdeckung drängte ihn spontan zu einem Gebet in seinem Hausheiligtum. Wie er sie deutete, ist aus seiner Niederschrift an diesem Tag zu ersehen.

„Ich muß bekennen, daß ich durch dieses heutige Erlebnis in meiner Überzeugung bestärkt worden bin, daß die Vorsehung durch unsere Mutter uns diesen ‚unseren‘ Berg geben will, damit er für unsere ‚Zukunftsvision‘ und deren Verwirklichung von entscheidender Bedeutung werde. Deshalb hat es wohl einen tiefen Sinn, unseren dortigen Gipfel ‚Berg Moriah‘ zu nennen. Das ist mein Vorschlag, der mir auf eine Eingebung der Mutter zurückzugehen scheint und keinerlei Willkür von meiner Seite sein erstes Auftauchen verdankt. Aber mit diesen Äußerungen will ich niemanden zu meiner Überzeugung ‚verführen‘. Die Geschichte wird zeigen, was daran ist.“

Aus dieser subjektiven Überzeugung von Heinz Dresbach darf gewiß nicht ein allgemeines Prinzip abgeleitet oder eine falsche Zahlenmystik konstruiert werden. Aber lebendiger Vorsehungsglaube ist immer auch individuell und subjektiv. Wenn der Name Moriah sich in der Gemeinschaft durchgesetzt hat, dann gewiß nicht wegen der Begründung mit der Zahl 22, sondern trotz dieser Begründung. Es sei aber nicht geleugnet, daß wir schon etwas aufhorchten, wenn wir auf die Zahl 22 gestoßen wurden. So, als auf Moriah provisorisch das erste Telefon eingerichtet wurde. 22 Masten mußten von Simmern her gesetzt werden. Der letzte Mast beim Heiligtum trug die Nummer 22. Oder als wir im Priesterdekret des zweiten Vatikanischen Konzils im Artikel 22 folgenden Hinweis für die Priester auf den Glaubensweg Abrahams fanden (der schließlich auch nach Moriah führte): *„Darum müssen die Führer des Gottesvolkes im Glauben wandern, auf den Spuren des gläubigen Abraham, der im Glauben ‚gehorchte, fortzuziehen an einen Ort, den er als Erbschaft in Besitz nehmen sollte; und er zog fort, ohne zu wissen, wohin er gelangen werde‘ (Hebr 11,8).“* (Presbyterorum Ordinis)

Es ging den Priestern unserer Gemeinschaft nicht anders als Heinz Dresbach selbst, daß sie sich mit dem Namen zunächst wenig anfreunden konnten. Ich erinnere mich gut, wie er seine Erkenntnis einem Kreis jüngerer Priester mitteilte. Die Reaktion war ablehnend. Einer meinte: *„Wenn es schon ein biblischer Name sein soll, dann schlage er den Namen ‚Tabor‘ vor, weil man von diesem Ort wirklich sagen könne, hier ist gut sein..., und weil die Gründungsurkunde von 1914 das Schönstatt-Kapellchen ein Tabor der Gottesmutter nenne. Damit werde zudem der Genius Loci aufgegriffen, denn die nahe Kreisstadt heiße Montabaur = Berg Tabor.“* Heinz Dresbach hörte sich das an und sagte: *„Wenn Du davon überzeugt bist, daß Gott es so will, mußt Du Dich dafür einsetzen. Ich bin überzeugt, der Name für den Ort ist ‚Berg Moriah‘.“*

Der Moriah-Name begann sich einzubürgern in unserer Gemeinschaft und darüber hinaus und fand immer breitere Zustimmung. Mehr noch: Er wurde uns immer mehr zu einer Verheißung und zu einer Herausforderung. Damals machte die „Gott-ist-tot-Theologie“ von sich reden. Sollte „Moriah“ in einer Zeit, die Gott für tot erklärt, zu einem Ort werden, an dem Gott erfahren wird? Wir lernten, unsere Sendung als Schönstattpriester für unsere Zeit im Licht der Gestalt Abrahams zu verstehen. Abraham folgte dem Ruf Gottes auf einen Glaubensweg, der ihn durch tiefe Dunkelheit und harte Prüfungen führte. Das undurchdringlichste Dunkel war auf dem Berg Moriah, wo Abraham den Sohn der Verheißung Gott zurückgeben sollte. Wer andere im Glauben führen will, wie es ja zur Aufgabe des Priesters gehört, muß sich selbst von Gott im Glauben führen lassen. Abraham wurde zum Freund Gottes und lebte im Bund, den Gott mit ihm schloß. Diese Gottesfreundschaft zu leben und zu lehren, gehört zur Aufgabe des Priesters. Abraham übernahm vor Gott Verantwortung für seine Familie, für die ihm fremden Städte und Völker und für kommende Generationen. Der Priester wird von Gott in die Verantwortung gerufen für das Heil der Menschen in der umfassenden Bedeutung dieses Wortes.

Das Moriahgeheimnis wurde für uns immer mehr auch zu einem Schlüssel zum Verständnis des Glaubensweges unseres Gründers.

Ganz besonders horchten wir auf, als Pater Menningen uns bei einem Exerzitienkurs auf der Marienhöhe bei Würzburg davon erzählte, wie Pater Kentenich ihn im August 1922 durch den Hohlweg am Hünenerberg über den Hölscheter Berg bis zur Stelle begleitete, von wo er seinen Heimatort Hillscheid erblicken konnte. Sie sprachen über die damals akute Gefahr, daß die junge Schönstatt-Gemeinschaft verboten werden könnte. Pater Menningen wollte wissen, wie der Gründer einen solchen Schlag empfinden und wie er innerlich damit fertig werden würde? Die Antwort war, daß Pater Kentenich sich auf den Boden des Gehorsams stellen werde. Er habe schon lange die Bereitschaft zu diesem Opfer, das ihn überaus schmerzen würde, in die Hände der Gottesmutter gelegt und ihr alles anheimgegeben.

Die Mitbrüder der Gemeinschaft gingen ganz selbstverständlich immer mehr dazu über, ihr Leben und Wirken, besonders auch Leiden und Sterben, aber auch den gemeinsamen Glaubensweg im Licht des Moriah-Namens zu deuten und zu vollziehen.

Heinz Dresbach selbst begann damit, der Gemeinschaft im Glauben Abrahams voranzugehen „*hinauf nach Moriah*“, wie wir immer selbstverständlicher sagten. Bei der Zitterpappel an der Hecke auf dem Hölscheter Berg brachte er ein unscheinbares Mta-Bild an. Mit seinen Besuchern, Priestern und Laien, pilgerte er „*hinauf nach Moriah*“. Er lud die Tagungsteilnehmer in der Marienau dazu ein. Auf dem Weg gab es Glaubensgespräche oder wurde der Rosenkranz gebetet. Immer mehr verknüpfte die Gemeinschaft ihr Leben und Streben mit dem Berg Moriah. Im Schneetreiben der Silvesternacht pilgerten unsere Theologiestudenten durchs Wambachtal zum Bildstock auf Berg Moriah, um dort das alte Jahr zu beschließen und das neue zu beginnen. Dort war Kandidaturbeginn oder Kursweihe für unsere Kandidaten. Von dort ließen sich Mitbrüder in andere Länder aussenden. Die Mühen der Seelsorge wie auch die Leiden der Kranken und alten Mitbrüder wurden zu einer geistlichen Gabe für das Fundament des ersehnten Priesterheiligtums. Heinz Dresbach ließ auch die Kranken, die er betreute, an seinem Abrahamsglauben teilnehmen und lud sie ein zum Gebet und Opfer für die Verwirklichung

von Moriah. Bis zum Baubeginn waren Priesterkandidaten, Priester und selbst Bischöfe aus wenigstens 25 Nationen an diesem Ort und nahmen die Vision vom Priesterzentrum auf Moriah mit in ihre Heimatländer. Besonders bewegend war es für uns, als wir Mitbrüder aus der damaligen DDR, aus Polen und der Tschechoslowakei an diesen Ort führen durften, an dem sie viel Licht empfingen für ihre schwierige Situation hinter dem Eisernen Vorhang. So war Moriah eine lebendige geistliche Wirklichkeit, lange bevor der erste Spatenstich erfolgen konnte. Heinz Dresbach hielt die Moriahvision wach mit gläubigem Ernst und - wie könnte es bei ihm anders sein - mit viel Humor. Als die Schönstattpatres zur Grundsteinlegung ihres Sionheiligtums und später des Regiohauses auf Berg Sion einluden, ließ Heinz Dresbach vor den Teilnehmern seine Vision lebendig werden und „weissagte“ ihnen, daß die Schönstattpriester eines Tages Abend für Abend nach Westen schauen und beten würden: *„Die Sonne geht nun müde, still zur Ruh‘, und Sion lächelt uns von ferne zu.“* (Aus der „Komplet“ in „Himmelwärts“.)

Die Verwirklichung der Moriah-Vision verlangte aber auch sehr konkrete Schritte. Auch darin ging Heinz Dresbach in einem lebendigen Vorsehungsglauben voran. Am 20.10.67 fuhr er mit Pater Sehr, dem Ökonom der Schönstattpatres, die auch in der Gemeinde Simmern bauen wollten, nach Montabaur, um sich bei den entsprechenden Behörden wegen der Grundstücke zu erkundigen. Pater Sehr verhalf ihm auch zu ersten Kontakten mit Simmerner Bürgern. Mit ihm zusammen hatte er am 26.10.67 eine erste Begegnung mit dem Bürgermeister, der dazu riet, das Ende der im Gang befindlichen Flurbereinigung abzuwarten. Am 03.02.68 nahm Heinz Dresbach zum erstenmal Kontakt auf mit drei Eigentümern von Grundstücken, an denen er interessiert war. Den Eigentümer des wichtigsten Grundstücks traf er erst beim zweiten Anlauf. Sein Anliegen wurde freundlich aufgenommen, aber es wurde auch deutlich, daß man nicht verkaufen wollte, was Heinz Dresbach aber nicht entmutigte. Er hinterließ seine Anschrift und Telefonnummer und fuhr nicht ohne Hoffnung nach Metternich zurück, wo er damals wohnte. Er verstärkte sein Gebet um einen guten Fortgang der Sache und lud auch die Mitbrüder und besonders auch seine Kranken, die er

damals betreute, zu Gebet und Opfer ein. Am Pfingstdienstag, den 04.06.68 meldete sich der Besitzer des wichtigsten Grundstücks bei ihm in Metternich. Für ihn hatte sich eine neue Situation ergeben, und er war nun interessiert, zu verkaufen. Zwei Tage später trafen sich die beiden auf dem besagten Grundstück und waren auch schnell handelseinig. Ein weiterer Grundstückseigentümer signalisierte ebenfalls Bereitschaft zum Verkauf.

Es dauerte freilich noch recht lange, bis der Kaufvertrag getätigt und bis er rechtskräftig werden konnte. Es zeigte sich nämlich, daß noch lange nicht alle Schönstattpriester für das Projekt gewonnen waren. Auch hinsichtlich der Trägerschaft gab es noch Unsicherheiten. Auf keinen Fall wollten einige Verantwortliche in der Gemeinschaft ihre Zustimmung zum Kauf geben, solange nicht sicher fest stand, daß man auch bauen dürfe. Am 12.06.69 wurde darum offiziell angefragt, *„ob die Gemeinde Simmern mit einem solchen Bauvorhaben einverstanden ist“*. Am 15.08.69 kam die schriftliche Antwort der Gemeinde, *„daß grundsätzlich keine Bedenken gegen eine Bebauung, wie vorgesehen, bestehen“*. Am 01.04.69 war der erste Kaufvertrag abgeschlossen worden. Die Eintragung ins Grundbuch erfolgte am 06.10.1970. Die vielen Gänge zu den ihm unbekannten Eigentümern und zu den Behörden sind Heinz Dresbach nicht immer leicht gefallen, zumal wenn Schwierigkeiten auftauchten. Er mußte schon manches Mal über seinen eigenen Schatten springen. Aber er blieb am Ball und überwand seine Hemmungen im Vertrauen auf die Gottesmutter. Er schöpfte Mut aus der Überzeugung, *„daß es sich nämlich um eine göttliche Initiative mit Moriah handelt“*, wie er am 22.02.69 niederschrieb. Und was er anderen ans Herz legte, suchte er selber zu beherzigen: *„Wir müssen uns den Berg erglauben.“* Dies schrieb er am 10.09.68. An diesem Tag hatte er sich mit dem Eigentümer des größten Grundstücks auf Moriah getroffen. Am Abend dieses Tages konnte er mit Pater Kentenich zu Abend essen. Es war dies seine letzte Begegnung mit dem Gründer vor dessen Tod am 15.09.68. Knapp ein Jahr zuvor, am Abend des 26.10.67, saß Pater Kentenich dabei, als Heinz Dresbach vor einem größeren Kreis von Schönstattpriestern über Moriah erzählte.

Am 13.08.1969 schrieb Heinz Dresbach: *„Nur ein ganz rückhaltloses Vertrauen auf Gott und die Mutter wird uns den Berg schenken und ihn zu einem heiligen Land machen.“* Dieses Vertrauen wurde noch auf eine harte Probe gestellt. Eine Besprechung bei der Bezirksregierung Koblenz am 30.10.69 bestärkte zunächst die Hoffnung auf Baugenehmigung. Doch ein Schreiben des Landratsamtes Montabaur vom 29.04.1970 machte diese Hoffnung zunichte durch den Bescheid: *„...daß Ihrem Vorhaben an der jetzt geplanten Stelle die Zustimmung versagt werden muß.“* Heinz Dresbach ließ sich aber nicht beirren. Sorgfältig prüfte er jede Möglichkeit, die Schwierigkeit zu überwinden und Wege und Helfer für eine gute Lösung zu finden. Zwei weitere Grundstücke konnten hinzu erworben werden. Am 31. März 1971 war er in Rom mit dabei, als der Heilige Vater Paul VI einen Stein aus der Nähe des Petrusgrabes als Grundstein für ein künftiges Priesterheiligtum segnete. Am 12.05.1973 stand er mit andern Pilgern vor dem Moriah-Felsen auf dem Tempelberg in Jerusalem. Gerne hätte er von dort einen Stein für unser Moriah mitgenommen, was aber nicht gelang. Damals schrieb er: *„Auf den Stein kommt es nicht an, sondern allein auf die Herzen. Nur mit ihnen können Vater und Mutter auf Moriah bauen.“* Zu dieser Zeit wurden die Versorgungsleitungen in Schönstatt zum Berg Sion gelegt und wurde die Straße durch den Hohlweg gebaut.

Am 10. Januar 1974, als soeben das erste Generalkapitel des Verbandes begonnen hatte, kam es erneut zu einer Besprechung mit der Bezirksregierung in Koblenz. Dort wurde die Ausweisung eines Sonderbaugebietes in Aussicht gestellt. Das müsse aber vom zuständigen Gemeinderat beantragt werden. Am 06.05.74 wurde darüber im Gemeinderat beraten, es gab aber keine Mehrheit für einen Antrag. In der Gemeinschaft machte sich große Enttäuschung breit, die aber bald einem noch größeren Vertrauen weichen mußte. Die Gemeinschaft entschloß sich, die Gottesmutter zur *„Königin von Moriah“* zu krönen. Das Generalkapitel stellte sich einmütig hinter die Bestrebungen um Moriah und empfahl, einen Bauausschuß zu gründen. Geduldiges Verhandeln und hochherziges Vertrauen wurden schließlich reich gesegnet. Am 25.08.1975 gab es im Gemeinderat eine Mehrheit für die erforderliche Änderung des Flächennutzungsplanes.

Tags darauf gab auch die Vertretung der Verbandsgemeinde ihre Zustimmung. Am 22.10.1975 kam aus Montabaur der Bescheid, daß dem Bauvorhaben nichts mehr im Wege steht. Die neue Generalleitung des Verbandes, der Heinz Dresbach als Generalrat angehörte, nahm die Verwirklichung des Projektes zielstrebig in die Hand. Ohne Heinz Dresbach und sein treues Festhalten an der gläubigen Überzeugung, daß er die Gemeinschaft „*hinauf nach Moriah*“ führen solle, wäre es - nach menschlichem Ermessen - wohl kaum dazu gekommen. Am 06.10.1974 schrieb er im Rückblick auf den unscheinbaren Beginn vom 06.10.1967: „*Heute vor sieben Jahren begann das neue ‚Zeitalter von Moriah‘ mit einem fast lächerlich winzigen Anfang. ‚Creatio ex nihilo‘ kann man auch hier sagen. Es handelte sich - davon bin ich bis in die tiefste Seele hinein überzeugt - um nichts Geringeres als um eine neue ‚göttliche Initiative‘.*“ Es war für ihn eine große Freude und Genugtuung, als am 17.10.1976 das Priesterheiligtum auf Moriah von Bischof Tenhumberg eingeweiht wurde, und als er im Sommer 1980 ins neue Priesterhaus einziehen durfte. Er hat der Gemeinschaft ein besonders kostbares Geschenk nach Moriah mitgebracht. Er wußte, daß der ärmliche Holzaltar vom Priesterblock 26 im KZ Dachau vergessen und verlassen in einem der ehemaligen Wachtürme aufbewahrt wurde. Im März 1976 konnte er diesen Altar für unseren Verband und unser Priesterhaus als Leihgabe erwerben. An diesem Altar wurde Karl Leisner, ein Freund von Bischof Tenhumberg und Mitglied seiner Bundesgruppe, am 17.12.1944 in Dachau zum Priester geweiht, und am 26.12. feierte er an diesem Altar seine Primiz, die auch seine letzte heilige Messe war. Pater Kentenich hat am 19.03.1943 erstmals an diesem Altar zelebriert und Heinz Dresbach am 24.10.1943. Seit 1980 hat der Altar seinen Ort in der Vaterkapelle - der Gründergedenkstätte - im Priesterhaus Berg Moriah.

Kind und Zeuge des Vaters

Aus dem Verlauf der Lebensgeschichte von Heinz Dresbach dürfte bereits zur Genüge deutlich geworden sein, wie entscheidend für sein Leben und Wirken als Priester die Begegnung mit Pater Kantenich geworden ist. Daß Heinz ohne Vater aufwachsen mußte, hat ihn zweifellos mit für die tiefe Beziehung zu Pater Kantenich disponiert, die besonders seit dem Zusammensein im Konzentrationslager Dachau gewachsen ist. Dort war Heinz Dresbach nicht nur der hilfsbereite Mitarbeiter und lernbegierige Schüler von Pater Kantenich. Von Anfang an erwähnte er dort Pater Kantenich zu seinem Beichtvater. Darüber hinaus wurde er ihm aber immer mehr zu seinem geistlichen Vater und zu einem Transparent des Vaters im Himmel, vor dem er Sohn und Kind sein durfte und durch den er in die „*Geistliche Kindschaft*“ hineinwachsen durfte, wie sie vom Evangelium als Ziel der Christusbefolgung herausgestellt wird (z.B. Mt 18). Diese Beziehung hat zunächst ganz unreflektiert in ihm gelebt. Sie wurde ihm deutlicher als die große Gnade seines Lebens bewußt, als er Ende der fünfziger Jahre anfang, seine Theologiestudenten und bald auch viele Gruppen aus den Laiengliederungen des Schönstattwerkes nach Dachau zu führen, um dort Zeugnis zu geben für den Gott des Lebens und für den lebendigen Vorsehungsglauben Pater Kantenichs. Was ihm selber geschenkt wurde, wollte Heinz Dresbach nicht für sich behalten und für sich allein verkosten. So ist er in den Jahren der Verbannung für viele zu einem Zeugen des Vaters geworden, der besonders den Theologen und den Priestern geholfen hat, in Pater Kantenich nicht nur den Träger zeitgemäßer Ideen und den Organisator eines großen Werkes, sondern den „*Geistlichen Vater*“ zu entdecken, der die Vaterbotschaft des Evangeliums einer „*vaterlosen Gesellschaft*“ auf eine ganz neue Weise vorgelebt und gekündet hat. Was ihm tiefer bewußt geworden ist in der Zeit der Verbannung des Gründers, ist wohl auch der Hintergrund und der entscheidende Erklärungsgrund für die Entscheidung, die er um das Jahr 1960, dem Jahr wachsender äußerer und innerer Spannungen in seinem Priesterleben, nach gewissenhafter Prüfung und - ohne jemand um Rat gefragt zu haben - für sich persönlich getroffen hat: Er

machte sich auf den Weg „zum Vater“ nach Milwaukee. Seitdem Hans Kostron, sein ehemaliger Mithäftling in Dachau, bei einem Besuch seines heimatvertriebenen Bruders in USA es gewagt hatte, auch Pater Kentenich einen Besuch abzustatten und nicht abgewiesen wurde, begann auch Heinz Dresbach sich mit dem Gedanken an einen solchen Besuch zu beschäftigen. Wie er es auch sonst gewohnt war, prüfte er sich auch dieses Mal, ob dieser Gedanke von oben sein könnte, und ob es nicht genügend Gründe gäbe, die einen solchen Besuch nicht nur als erlaubt, sondern geradezu auch als geboten erscheinen ließen. Er kam zu einer positiven Entscheidung und handelte dann auch unverzüglich, nicht ohne vorher noch den verantwortlichen Leiter der Schönstatt-Priestergemeinschaft zu informieren. Dann brach er zu seinem ersten Besuch auf nach Milwaukee, der vom 04. bis 29. Mai 1960 dauerte. Bei einem Spaziergang mit Pater Kentenich am Morgen des ersten Besuchstages drängte Pater Kentenich zuerst auf Klärung der Frage, *„ob wir beide überhaupt miteinander sprechen dürfen“*. Heinz Dresbach entgegnete: *„Da Sie mein Seelenführer seit den Dachau-Tagen sind, darf ich Sie in allen entsprechenden Fragen angehen.“* Pater Kentenich gab zur Antwort: *„In Ordnung, wir können über (das) alles sprechen.“* Ein Jahr später brach er zu einem zweiten Besuch auf, vom 05. bis zum 21. März 1961. Im selben Jahr kam es noch zu einem dritten Besuch, vom 03. bis zum 08. Dezember 1961. Hintergrund für diese dritte Reise waren eindeutig *„nervengerissende Spannungen, die bis ins unerträgliche gesteigert wurden“*. Heinz Dresbach notiert: *„Vater half, die vielen stürmischen Ereignisse dieses Jahres zu verarbeiten.“* Daß Heinz Dresbach sich in innerer Freiheit und ohne Bitterkeit in seine Diözese zurückgemeldet hatte, war sicher auch eine Frucht dieser „Aufarbeitung“. Bei diesem dritten Besuch erzählte Pater Kentenich ihm auch, wie er sich um diese Zeit gegen Beschuldigungen zur Wehr gesetzt habe, wie er aber auch ohne jede Bitterkeit gegen seine Widersacher sei. *„Weißt Du“* - so habe Pater Kentenich zu ihm gesagt -, *„ich habe denen allen gegenüber ein grenzenloses Wohlwollen, ich könnte denen alles schenken, was ich habe.“*

Vom 09. bis 29. September 1963 weilte Heinz Dresbach zu einem vierten Besuch in Milwaukee. Dann noch einmal vom 10.04.1965

bis zum 20.04.1965. Am 20.04.1965 flog er von Milwaukee über New York-Zürich nach Rom, um dort beim „Rompilgermarsch“ des „Jungen (Priester-) Verbandes“ dabei zu sein. Als Pater Kentenich fünf Monate später am 17. September 1965 selber nach Rom kam, machte sich Heinz Dresbach am selben 17.09. unverzüglich auf den Weg nach Rom, um Pater Kentenich dort zu begrüßen. Was er vor Mitbrüdern wenig später darüber berichtet, offenbart etwas von seiner Spontaneität und von seiner herzlichen Verbundenheit mit Pater Kentenich. Darin blitzt auch etwas auf von seinem Wesen: Kindliche Unbekümmtheit, fröhlicher Schalk, eigenwillige Entschlußfreudigkeit und auch wieder rücksichtsvolle Bescheidenheit. Ohne irgendeine falsche Rücksicht soll der Bericht ungeschminkt hier wiedergegeben werden. Der Leser wird sein Wohlwollen allen im Bericht erwähnten Personen gegenüber herausspüren, auch wenn Menschliches dabei fast ein wenig ungeschützt und übermütig berichtet wird:

„Damals wohnte ich bei den Marienschwestern in Koblenz-Metternich. Die Pallottinerpatres der Pfarrei Holy Cross von Milwaukee waren in Metternich zu Besuch. (Viermal hatte ich im Pfarrhaus von Holy Cross in der späteren Wohnung von Pater Miller gewohnt. Das fünfte mal konnte ich nicht mehr darin wohnen, weil Pater Miller dahin versetzt war. Darum habe ich das fünfte mal im Bewegungshaus gewohnt unter der Fuchtel von Sr. Winfriede.) Wir haben zusammen gefrühstückt. Nach dem Frühstück waren wir hinausgegangen aus dem Haus. Da sagte Pater Haas: ‚Komm einmal her. Hör mal, kannst Du schweigen?‘ ‚Na‘, sagte ich, ‚ist es denn so gefährlich?‘ ‚Ja‘, sagte er, ‚Du mußt den Mund halten können‘. ‚Ja‘ sagte ich, ‚wenn's sein muß kannst Du mir's unterm Beichtgeheimnis sagen‘. Er meinte: ‚So schlimm ist's auch wieder nicht‘. Das war am 16. September 1965. Er sagte: ‚Heute fliegt der Herr Pater nach Rom.‘ - Ich sagte: ‚Was?!‘ - ‚Ja‘. - Da sagte ich ‚Danke schön‘. Wir trennten uns. Ich habe mich ins Auto geschwungen, bin nach Koblenz gefahren zum Reisebüro und habe sofort gebucht nach Rom. Ich habe für Freitag den 17.09. einen Platz bekommen bei Lufthansa oder Alitalia. Ich habe niemandem etwas gesagt außer meiner Schwester. Ihr durfte ich immer sagen - auch vom Herrn Pater aus -, wenn ich nach Amerika

flog. (Das ist mir schwer geworden: So ein Ereignis, nach Amerika zu fliegen, und mit keinem Menschen darüber zu sprechen.)

Am nächsten Tag zelebriert, gefrühstückt wie immer. ,Ich muß heute noch eine Fahrt machen. Ich komme heute Abend nicht. Ich weiß noch nicht, wann ich wieder da bin.' - ,Ja, ist gut.' Ins Auto gesetzt. - Dann bin ich nach Rom geflogen und komme am frühen Nachmittag, den 17. September in Rom an. Ich denke, jetzt mußt du tun, was du kannst, um den Herrn Pater zu erwischen. Ich fahre vom Flugplatz nach Rom hinein. Ich glaube, ich habe damals ein Taxi genommen, um möglichst schnell in Rom zu sein, so teuer dies auch ist. Das sind ja 30 Kilometer. Und wie die römischen Taxileute fahren! Wenn wir an eine Ampel kamen, wo eine ganze Traube von Autos stand, hat er sich durchgeschlängelt. Wenn Grün kam, war er einer der ersten, der weiterflitzte.

Am Petersplatz, wo der Corso di Santo Spirito anfängt, wo es die hohen Stufen hinaufgeht, sind deutsche Schwestern. Ich weiß nicht mehr, wie sie heißen. Dort fragte ich, ob ich übernachten könne. Es war die letzte Sitzungsperiode des Konzils. Die Schwester sagte: ,Es ist alles voll, besonders mit Konzilsteilnehmern. Aber einer ist nicht gekommen. Der kommt erst morgen. Eine Nacht können Sie bleiben.' Dann machte ich mich auf die Suche nach Pater Kentenich. Ich habe in der Calepodio (Wohnung der Marienschwestern) angerufen. Da hat sich niemand gemeldet. Ich denke, die sind jetzt irgendwo mit dem Herrn Pater in Rom, und du weißt nicht wo. Ich weiß jetzt nicht mehr, wo ich im einzelnen noch hingegangen und hingefahren bin und hintelefoniert habe. Es war nichts zu machen. Dann bin ich noch nach St. Peter gegangen und habe tüchtig gebetet zu den Päpsten und zum Heiligen Petrus, daß das klappen möge mit dem Herrn Pater. Gepilgert bin ich, in unserem Sinne. Ich habe wieder die Sendung angeboten und was. Ich weiß nicht mehr im einzelnen, was bis zum Abend gewesen ist. Ich hatte noch einmal probiert in der Calepodio. Nichts zu machen. Am Abend noch einmal zur Calepodio angerufen. Da kommt Schwester Judith ans Telefon. Ich sag: ,Wo ist er?' Sagt sie: ,Er ist im Taxi auf dem Weg zur Casa Pallotti. Wenn Sie ihn erwischen wollen, ,nehmen Sie am besten ein Taxi.' Ich darauf:

„Schwester, das laß ich mir nicht zweimal sagen. Auf Wiederhören.“ Ich - nächstes Taxi. Zur Casa Pallotti. Der Chauffeur wußte sofort wohin. Casa Pallotti ist bekannt.

Ich steige auf dem Platz, der nach dem hl. Vinzenz Pallotti benannt ist, am Tiber aus, bezahle mein Taxi und guck natürlich überall, ob ich den Herrn Pater sehe. Es war gegen 8 Uhr abends, am 17. September. In alle Taxis, die vorüberkamen, reingeguckt. Nichts zu sehen! Ich denke, er wird ja jetzt gleich kommen. Das kann ja nicht mehr lange dauern. Er ist ja jetzt wohl unterwegs. - Es war nichts zu sehen. Ich denke, was machst du denn jetzt? Leichtsinnig, wie ich bin - der liebe Gott hat ja nun in seinem ewigen Liebes-, Allmachts- und Weisheitsplan (Gott sei Dank) auch den Leichtsinn der Kölner eingeplant - gehe ich an die Pforte von der Casa Pallotti in der Via Pettinari. Da ist ein Deutscher an der Pforte. Ich sag: „Verzeihen Sie, könnte ich vielleicht mal Pater Kentenich sprechen?“ - „Nee“ - guckt er mich an. - „Pater Kentenich? ... Nee“ sagt er. „Der ist nicht hier. Wissen Sie“, sagt er, „wenn der hier wäre, dann wäre der nicht hier, dann wär der im Generalat. Dann müssen Sie da mal fragen.“ „Oh“, sage ich, „danke schön, auf Wiedersehen.“ Der guckt. Oh, denk ich, hast du jetzt was angestellt? Der scheint nicht zu wissen?! Na, ich gehe zum Generalat, zur Pforte des Generalats. Da ist ein Bruder, ein Pallottinerbruder, ein Deutscher. Ich grüße. Ich sage: „Verzeihen Sie, könnte ich mal Pater Kentenich sprechen?“ Guckt der mich an, als wenn ich ein Verbrecher wäre. „Pater Kentenich!?“ - „Nein, - nein ! Der ist doch in Milwaukee!“ - „Ja“, sage ich, „ich weiß Bescheid. Aber - kommt der denn nicht heute?“ - „Der!?“ - „Nein.“ - Ich denk, die wissen nichts. Jetzt hast du etwas gesagt. - „Ach“, sag ich, „dann hab' ich mich vielleicht vertan. Vielen Dank. Wiedersehn.“ Ich denke, Mensch, was sag ich da. Mein Gewissen hat mir mächtig zugesetzt.

Jetzt gehe ich aus dem Generalat heraus. So - hier ist der Platz, gehe jetzt da hinüber, zu dieser Ecke am Tiber. Da ist die Via Pettinari. Und da steht ein Auto. Das parkt da. Ich stelle mich so ein bißchen hinter das Auto, um nicht so sichtbar zu sein, und guck wieder in jedes Taxi hinein. Ich denke, Mensch, hast du jetzt etwas falsch

gemacht? Aber ich dachte bei mir, ich wüßte nicht-, und trotzdem war es mir nicht heiter zumute. Ja, jetzt stehe ich da und suche das ganze Gelände im Blickfeld zu behalten. Da sehe ich, wie in der hohen Tür, in dem hohen Eingang von der Casa Pallotti, von innen ein Herr erscheint, guckt, kommt heraus, kommt in die Via Pettinari, guckt zu mir herüber, geht in einem großen Bogen um mich herum, guckt dauernd zu mir hin, ich gucke zu ihm hin. Ich denk, was du kannst, das kann ich auch. Geht wieder zurück, verschwindet wieder in der Casa Pallotti. Ich meine, es wäre dann nachher noch einer gekommen und hätte ähnlich geguckt. Und dann kommen aus dem Generalat der Pallottiner zwei Pallottiner heraus, gucken zu mir gestreckten Halses herüber, kommen auf mich zu, machen einen Bogen um mich herum, gucken mich an, gehen wieder zurück, bleiben vor dem Eingang des Generalates stehen, gucken zu mir herüber. Ich denk, das ist mir allmählich doch zu dumm. Aber ich kann nichts machen. Ich warte... Verschwinden wieder. Herr Pater ist nicht zu sehen, in keinem Taxi. Dann kommt wieder einer heraus, guckt, kommt auf mich zu, macht einen Bogen um mich herum und stellt sich da - ein bißchen von mir weg, da gings Stufen hinauf, aber so daß er mich sehen kann, und bleibt da stehen. - Mein Gewissen wurde immer böser. Schließlich gehe ich so in die Pettinari hinein ein bißchen auf und ab und denk, du kannst doch den Rosenkranz beten. Es schlägt viertel nach Acht, es schlägt halb Neun, es schlägt viertel vor Neun. - Ich denk, wenn er bis neun Uhr nicht da ist, dann mußt du gehen, denn du kannst die Schwestern nicht warten lassen. Die haben das Haus ganz voll. - Es schlägt neun Uhr. Ich gucke noch. Nichts ist zu sehen vom Herrn Pater. Ich gehe von meinem Platz über die Straße hinüber. Da muß man etliche Stufen hinaufgehen zum Ponte Sisto, um über den Tiber zu gelangen. Und wie ich jetzt auf dem Ponte Sisto stehe, die Stufen hinaufgehe, denke ich bei mir: Guck doch noch einmal, wie es so ist? Dreh mich herum und sehe, wie da mein Schutzengel wieder zurückgeht zum Generalat. Der war also nur dagestanden, um mich zu beobachten. Ich denk, die scheinen nicht zu wissen, daß der Herr Pater kommt. - Ich bin dann gegangen und kam noch zeitig zu den Schwestern. Nun habe ich überlegt: „Heute ist es dir nicht geglückt, den Herrn Pater zu erwischen. Jetzt mußt du dich so vernünftig anstellen, wie du kannst.“

Das kann ich nämlich. ‚Jetzt mußt du morgen alle Möglichkeiten ausschöpfen. Was kannst du morgen tun? Ich stehe so früh auf, wie ich kann, am besten vor fünf Uhr, mache mich fertig, und dann muß ich tun, was ich kann, um ihn zu erwischen.‘

Ich stehe früh auf, bin vor fünf Uhr wach geworden. Ich konnte kaum schlafen. Mein Zimmer war zum Petersplatz hinaus. Und da geht ja der Strom des Verkehrs vorbei. Also bis so zwei, drei Uhr nachts konnte ich kaum schlafen. Dann wurde es ruhiger. Vor fünf bin ich aufgestanden und habe mich fertig gemacht und wollte hinaus aus dem Haus. Aber dieses war abgeschlossen. Aber ein paar Minuten nur, da kam schon eine Schwester, und ich konnte raus. Nächstes Taxi, zur Calepodio gefahren. Ich sage zum Taximann: ‚Aspetare, prego.‘ Er soll warten, ich käme wieder. Ich denk, sonst suchst du Taxi und kommst nicht, wenn du mußt, in die Casa Pallotti. Ich darauf geschellt. Kommt Schwester Erika. Die hatten noch geschlafen. Wir haben durch die geschlossene Tür verhandelt. Ich sag: ‚Schwester Erika, wo ist er?!‘ Sagt sie: ‚In der Casa Pallotti.‘ Ich sag: ‚Und wann zelebriert er?‘ Sagt sie: ‚Das wissen wir nicht, wir dürfen ja nicht dahin, dürfen ja keine Verbindung mit ihm haben.‘ ‚Gut‘, sage ich, ‚dann fahr ich zur Casa Pallotti.‘ -

(Zwischenfrage von WM: ‚Woher wußte Schwester Erika, woher wußten die Schwestern, daß er kommt?‘ - Heinz Dresbach: ‚Das weiß ich auch nicht. Aber die Schönstätter in Rom waren alle am Flugplatz. Das habe ich erst am 18. erfahren. Das kann ich jetzt einflechten. Herr Pater war im Flugzeug von New York gekommen, mit Pater Menningen. Das Flugzeug von New York konnte (wegen Nebel) nicht in Zürich landen. Die sind ausgewichen nach Genf und mußten da eine Zwischenlandung machen. Von da ging es weiter nach Rom. Dadurch hat sich die Ankunft in Rom mächtig verzögert. Bei pünktlicher Ankunft in Rom hätte er dort Pater General Möhler begegnen müssen, der von dort aus in die Schweiz fliegen wollte. Jedenfalls am frühen Nachmittag kam der Herr Pater in Rom an und die Schönstätter haben ihn begrüßt. Die Schönstätter mit dem Herrn Pater müssen gerade vom Flugplatz weg gewesen sein, als ich ankam.)

Und am nächsten Morgen: Ich bin mit dem Taxi - der Taximann hatte schön gewartet - ach so, da hatte Schwester Erika noch gesagt: ‚Ich lade Sie herzlich zum Mittagessen ein. Es sind noch ein paar Schönstätter hier.‘ ‚Ja‘, sag ich, ‚Schwester Erika, ich weiß gar nicht, wie es heute weitergeht, ob ich Herrn Pater erwische oder nicht. Ich danke Ihnen sehr für die Einladung, aber ich kann nicht zusagen. Aber wenn ich sonst nirgendwo etwas kriege, komme ich natürlich.‘ - Gut, mein Taximann stand noch unten. Ich sage: ‚Casa Pallotti.‘ Dort hat er mich dann ausgeladen. Ich habe ihn bezahlt. Dann bin ich in die Kirche zum Heiligen Vinzenz Pallotti gegangen, wo er begraben ist. Ich habe mich in die letzte Bank gekniet, um das ganze ‚Messegelände‘ zu überblicken - etwas ehrfurchtslos gesagt. Am linken Nebenaltar war ein Zelebrant; und in der rechten Seitenkapelle war ein Zelebrant. In der Kirche saßen ein paar Bischöfe, die am Betrachten waren, d.h. sie haben sich wenigstens den Anschein gegeben. Wir hoffen, daß sie es auch getan haben. Und dann kam der Bruder aus der Sakristei, der Sakristan. Der war lange Jahre hier in der Hochschule, d.h. im Studienheim gewesen, als wir noch Theologen waren. Den kannte ich gut von Angesicht. Und wie der nun wieder in der Sakristei verschwand, ging ich hinter ihm her in die Sakristei. Es war niemand da. Er war alleine. Ich habe ihn begrüßt, sag: ‚Wir kennen uns doch schon seit hundert Jahren.‘ ‚Ja‘, sagt er; ‚wir kennen uns gut.‘ Ich sag: ‚Wann zelebriert Pater Kentenich?‘ ‚Um halb acht.‘ Da wußte ich, daß er da war. Ich frage: ‚Kann ich auch zelebrieren?‘ ‚Ach‘, sagt er, ‚Sie können gleich, wenn der Nebenaltar frei ist - können Sie gleich anschließend zelebrieren.‘ Ich habe zelebriert am Nebenaltar, aber ich muß gestehen, es war nicht sehr andächtig. Ich hatte jedenfalls Nebengedanken während der ganzen hl. Messe. Aber ich hoffe, der liebe Gott hatte Verständnis. Dann mußte ich mich noch in das Zelebrationsbuch eintragen, was mir natürlich äußerst unangenehm war. Aber ich denk, der liebe Gott wird das auch schon deichseln.

Dann habe ich mich verabschiedet und bin in die Kirche gegangen, wieder in die letzte Bank, um alles übersehen zu können, was passierte. Ich war an dieser Seite der Bank. Meine Danksagung war auch nicht äußerst gesammelt. Und dann kam das mit dem Bischof

Wehr (Bischof von Trier), wie der da gestolpert ist (Heinz Dresbach wurde Zeuge, wie Bischof Wehr im Chor der Kirche wohl an einer Stufe stolperte und hinstürzte, und wie ihm sein Kelch aus den Händen glitt und scheppernd auf den Steinfußboden fiel). Auf einmal sehe ich so in meinem gesammelten Blickfeld, daß da jemand auftaucht, sich an das andere Ende der Bank hinkniet. Aha, ich sehe, daß das die ‚Große Maria‘ ist (Maria Kleimeyer, Sekretärin Herrn Paters in Milwaukee). Ich denk: Eine Reliquie von ihm ist jedenfalls schon anwesend. Na -, ich bete heftig weiter. Und schließlich erhebt sich ‚Große Maria‘ und kommt zu mir und sagt: ‚Wollen Sie ihm nicht ministrieren?‘ Ich sagte: ‚Nichts, was ich lieber täte.‘ Da sagte sie: ‚Dann gehen Sie doch in die Sakristei. Er muß jetzt kommen.‘ Gehorsam, wie ich bin, gehe ich in die Sakristei. Jetzt stehen beide Türflügel der Sakristei sperrangelweit offen. Man sieht in die Sakristei hinein. An der gegenüberliegenden Wand ist ein Ankleidetisch. Eine Stufe davor. Und auf dieser Stufe vor dem Tisch mit dem Rücken zur Tür steht der Herr Pater. Ich denk: ‚Jetzt habe ich ihn erwischt.‘ Ich gehe leise wie auf Katzensohlen in die Sakristei hinein. Er schien recht gesammelt zu sein, Vorbild für mich. War sonst niemand außer dem lieben Gott und der Mta in der Sakristei. Ich geh auf die Stufe, stell mich links neben ihn. Er steht also hier. Ich erscheine neben ihm und guck ihn so an. Er guckt so und sagt: ‚Ein deutscher Priester‘. Das war im Augenblick komisch formuliert. Das hätte ich nicht erwartet. Und dann sagte er nach einem Augenblick der Überraschung: ‚Heinz, ich freue mich, daß Du da bist.‘ Ich sage: ‚Herr Pater, ich habe Sie nach der Entlassung aus Dachau in Schönbrunn begrüßt in der Freiheit. Das ginge doch nicht, daß ich Sie jetzt nicht in Europa begrüßen käme!‘ ‚Ah‘, sagt er, ‚das ist schön.‘ Ich sag: ‚Was kann ich tun.‘ Sagt er: ‚Willst Du mir ministrieren?‘ ‚Ja, wunderbar, wird gemacht.‘ Dann habe ich ihm beim Ankleiden geholfen. Und dann kam der Sakristan wieder. Dann hat der Herr Pater am Hochaltar, also am Grab des Heiligen zelebriert. Wir kamen in die Sakristei zurück. Ich helfe ihm aus den Gewändern heraus. Und dann sage ich: ‚Herr Pater, so jetzt gehe ich.‘ ‚Nein‘, sagt er, ‚Du bleibst hier.‘ Ich sag: ‚Herr Pater, hier im Generalat ist mir ganz ungemütlich.‘ ‚Du bleibst hier‘, sagte er. ‚Du bist hier kein Schönstätter. Du bist ein alter Dachauer. Als Schönstätter darfst Du

hier nicht sein.' Den Herrn Pater hat in keiner Situation der Humor verlassen. Höchstens, wenn er Heimweh hatte. Er sagte dann: ‚Nein, bleib hier.‘ Und dann kommt der Bruder Sakristan und sagt: ‚Herr Pater Kentenich, Sie können ruhig in den Speisesaal, ins Refektorium frühstücken gehen.‘ ‚Nee‘, sagt der Herr Pater, ‚das will ich nicht. Ich möchte keinem von den Bischöfen begegnen.‘ Da sagte er: ‚Die Bischöfe wohnen alle in der Casa Pallotti. Dort werden sie auch gepflegt. Die haben mit dem Generalat nichts zu tun. Und die Pallottiner‘ sagt er, ‚die haben schon alle gefrühstückt. Der Speisesaal ist leer. Da können Sie ruhig frühstücken. Ich mach es Ihnen schnell zurecht.‘ Sagt der Herr Pater: ‚Komm, gehst Du mit.‘ ‚Herr Pater, möcht ich nicht, fühl mich hier nicht...‘. Sagt er: ‚Komm, wir frühstücken jetzt!‘

Jetzt gehen wir durch den Gang. Da sagt der Herr Pater noch - er guckt sich so um -, ‚ich kenne mich gar nicht mehr aus hier. Ich bin ganz fremd hier.‘ - Wir kommen in den Speisesaal. Da sitzt der Bischof Jobst, ein Pallottinerbischof. Und wie der den Herrn Pater sieht, steht er sofort auf, kommt auf den Herrn Pater zu und begrüßt ihn, begrüßt mich. Der Bruder kommt und sagt: Hier hat er für uns zwei gedeckt. Herr Pater setzt sich da, ich setz mich da. An der anderen Seite von Herrn Pater setzt sich der Bischof Jobst. Die zwei unterhalten sich. Und der Herr Pater sagt ihm unter anderem, er wäre ja innerlich immer treu geblieben... War mir interessant, was er so sagte. Und während die so sprachen, nimmt der Herr Pater sich so ein Brötchen und schneidet es auf. Er hatte so eine ganz eigene Art - etwas linkisch fast - zum Aufschneiden. Da war das fast hohl, das Brötchen. Da hält er die eine Hälfte zu mir hin und sagt: ‚Guck einmal.‘ Ich sag: ‚Herr Pater, da hätten wir zu Hause gesagt, da ist der Bäcker mit seiner Frow durchgekroche.‘ Da lachte er. Stück Butter darauf und hat sich weiter mit dem Bischof unterhalten. Ich habe kaum - äußerlich - daran teilgenommen. Nur einmal habe ich etwas gesagt. Schließlich sagte der Bischof: ‚Es ist Zeit, ich muß gehen!‘ Sie verabschiedeten sich. Und wir waren fertig mit dem Frühstück. Wir stehen auf und gehen aus dem Refektorium heraus. Und dann sag ich: ‚Herr Pater, so jetzt muß ich mich aber verabschieden.‘ ‚Nee‘, sagt er, ‚Du bleibst hier.‘

Und dann sind wir durch einen Gang gegangen. Im Gang gehen zwei Patres auf und ab. Und der eine, den ich nicht kannte, rauschte sofort auf den Herrn Pater zu und begrüßte ihn. Der andere kam auf mich zu. Der humpelte ein bißchen, hatte einen Stock. Er kommt auf mich zu und begrüßt mich. Ich sag: ‚Herr Pater, ich kenne Sie, ich hab Sie schon gesehen, aber ich weiß doch nicht, wer Sie sind?‘ ‚Nägele‘, sagte er. Der damalige Bewegungsleiter. - Wir haben nur ein paar Floskeln ausgetauscht. Dann hat er sich zurückgezogen. Der andere Pater kam auch wieder. Dann sind die zwei weggerauscht. Dann kommt ein anderer Pater auf uns zu, den ich absolut nicht kenne, der sich natürlich nicht vorstellte. - Wir begrüßen ihn. Herr Pater stellt mich vor: ‚Alter Dachauer.‘ Dann sagt dieser Pater: ‚Ja, sehen Sie mal hier, das haben wir alles renoviert, alles modernisiert. Und da haben wir noch ein Stück angekauft und angebaut. Das ist jetzt alles eins, gehört jetzt zum Generalat.‘ Da sagt der Herr Pater wieder: ‚Ja, ich kenne mich gar nicht mehr aus hier.‘ Der Pater: ‚Ich will Ihnen einmal zeigen, wie schön die Zimmer eingerichtet sind. Kommen Sie mit!‘ Aufzug, soundsovielte Etage. Aus dem Aufzug raus. Er macht sein Zimmer auf und sagt: ‚Kommen Sie mal gucken.‘ Er geht hinein, Herr Pater geht hinter ihm her und ich hinter dem Herrn Pater und sehe auf der Tür das Schildchen: Burggraf. Der war Generalrat. Und von Hans Kostron wußte ich, wie er beim Herrn Pater war, mußte Hans sich verstecken, weil Burggraf zur Visitation kam. Daher wußte ich den Namen Burggraf. Ich denk bei mir: ‚Aha.‘ Und das war ja der, der das Telegramm unterschrieben hatte. - Herr Pater guckt. Dann gehen wir wieder in den Aufzug, fahren eine Etage höher und kommen in das Zimmer, wo der Herr Pater wohnte. Bruggraf und Herr Pater gehen rein. Ich bleib so ein bißchen zaghaft an der Tür stehen. Das Bett war gemacht, es war in Ordnung. Da sagt der Herr Pater: ‚Hier, Pater Burggraf, das Bett ist noch unangerührt. Ich hatte gestern Abend meinen Rosenkranz noch nicht gebetet, und dann wollte ich den noch beten. Habe ich mich so ein bißchen aufs Bett gelegt - und bin heute morgen wieder wach geworden.‘ - Er war ja die Nacht durchgeflogen, und die Nächte vorher hatten sie gearbeitet, um alles noch beiseite zu schaffen. - Da sagte der Herr Pater Burggraf: ‚Ich will Ihnen mal hier so die Technik zeigen.‘ Nebenan war das Badezimmer. Und dann hat er ihm da

so gezeigt, wie man damit umgeht. Herr Pater hat das dann zur Kenntnis genommen. Und da kommen sie wieder zurück. Und dann rauscht das Telefon. Der Pater Burggraf sagt: ‚Herr Pater, leider muß ich weg.‘ Und jetzt kommt eine komische Situation. Da steht der Herr Pater so im Zimmer, und der Pater Burggraf, der will sich verabschieden. Da sagt der Herr Pater zu ihm: ‚Ja, Herr Pater Burggraf, jetzt müssen Sie mit mir vorlieb nehmen.‘ - Ich denke, was ist das denn? Da sagt der Pater Burggraf so ungefähr - das weiß ich aber nicht mehr so genau. - ‚Ja, ja, ist schon gut.‘ Und weg war er. Ich sagte: ‚Herr Pater, jetzt geh ich aber.‘ ‚Nein‘, sagt er, ‚jetzt plaudern wir. Komm setz Dich hin.‘ Er setzt sich hin. Ich weiß nicht, ob ich mich schon gesetzt hatte. Jedenfalls in diesem Augenblick schellte das Telefon. Er hatte Telefon im Zimmer. Er geht an den Apparat. ‚Ja!?’ Das muß wohl der Pförtner gewesen sein. Es wäre jemand für ihn im Sprechzimmer. ‚Danke!‘ Hängt ein. Sagt er, da ist einer im Sprechzimmer, müssen wir wieder herunterfahren. - Sind wir runtergefahren ins Sprechzimmer. Da war die ‚Große Maria‘.

Wir kommen in das Sprechzimmer rein. Kleiner runder Tisch. Da sitzt die ‚Große Maria‘. Da sitzt der Herr Pater. Da sitze ich. Und nun - ja, jetzt geht das Gespräch los. Ich weiß jetzt keine Einzelheiten mehr. Jedenfalls, es kommt irgend etwas von wegen Telegramm, und ich denk bei mir, da ist irgend etwas komisch dabei. Aber noch nicht so direkt. Schließlich kommt der Pförtner und sagt: ‚Da ist jemand für Sie.‘ Ich weiß nicht, ob der Herr Pater herausgegangen ist. Jedenfalls, da kam der Pater Humberto. Er kommt auch herein und setzt sich noch dazu. Pater Humberto kam von Kardinal Silva. Der Kardinal Silva war am Tage vorher beim Papst gewesen in Privataudienz, hat dem Papst gesagt, daß der Herr Pater da sei. Entweder hat der Papst es von ihm erfahren oder er wußte es schon. Und hat dann gesagt: ‚Herr Pater möchte gerne austreten aus der Gesellschaft der Pallottiner, möchte in die Neue Gemeinschaft übertreten und bittet um Ihre Erlaubnis dazu.‘ Da sagt der Papst, ‚das ist gut möglich, aber ich muß das schriftlich haben.‘ Und dann haben Humberto und Silva auf Spanisch aufgesetzt das Austrittsgesuch und Übertrittsgesuch an den Papst. Und nun kommt Humberto und sagt: ‚So ist es‘, und um viertel nach 11 Uhr ist Silva wieder beim Papst. Bis dahin

muß er das haben. Hat's übersetzt auf Deutsch. Herr Pater hat zugehört: ‚Ja, in Ordnung.‘ Und dann hat er dem Herrn Pater das Exemplar hingereicht zur Unterschrift. Ich sehe noch, wie der Herr Pater seinen Namen unterschreibt. Ein zweites Exemplar für die Religiösenkongregation. Und ein drittes Exemplar für seine eigenen Akten. Pater Humberto sitzt noch ein bißchen da. Er sagt, er hätte gar nicht in das Generalat der Pallottiner gewollt. Denn er war schon aus der SAC ausgetreten. Doch dann hätte Silva gesagt, bitte, ich ernenne Sie zu meinem Sekretär. Sie haben in das Generalat zu gehen. In dieser Eigenschaft ist er dann gekommen. Dann kamen sie auf das Telegramm zu sprechen. Pater Humberto sagt: ‚Ich kann es mir nicht erklären. Aber ich vermute‘ - sagt er, ‚der General hat einen Wink vom Heiligen Offizium bekommen, er soll Sie nach Rom kommen lassen, aber ohne irgendwie merken zu lassen, daß das vom HO kommt. So tun, als wenn es von ihm selbst wäre.‘ Herr Pater will wissen, worauf diese Vermutung gestützt ist? Da sagt Pater Humberto, der General sei gestern in die Schweiz geflogen. Man habe ihn gestern Abend angerufen: Pater Kentenich ist da! Der General hätte in aller Ruhe am Telefon gesagt, da weiß ich nichts davon. Pater Humberto meinte, wenn der General nichts davon gewußt hätte, wäre er wütend geworden am Telefon. Er blieb aber ruhig. Daraus ist die Schlußfolgerung, daß er einen Wink bekommen habe. Darauf der Herr Pater: ‚Das glaube ich nicht.‘ Humberto brach schnell auf, damit das unterschriebene Gesuch noch rechtzeitig in die Hände des Kardinals kam. Weg war Pater Humberto.

Kaum war er weg - ich denk bei mir, was sind das hier für komische Sachen -, da kommt der Pförtner und sagt zu Herrn Pater: ‚Es ist ein Telefonanruf für Sie da.‘ Herr Pater geht ans Telefon. Wir sind allein - ‚Große Maria‘ und ich. - Nach einiger Zeit kommt Herr Pater zurück und sagt: ‚Nee, - der Herr Pater Humberto hat nicht recht. Ich bin draußen dem Pater Burggraf begegnet. Der ist ganz aus dem Häuschen, der weiß von nichts.‘ - Ich denk bei mir: ‚Der hat das Telegramm unterschrieben und weiß von nichts?‘ Der Herr Pater sagt dann: ‚Ich kann es mir auch nicht erklären. Aber die Mta -, die hat sicher die Hand im Spiel, die macht das.‘ So ungefähr sagte er.

Dann kamen wir auf meine Situation zu sprechen. Sagte der Herr Pater: ‚Wie lange kannst Du denn bleiben?‘ ‚Heute Nachmittag fliege ich wieder zurück.‘ ‚Ach!- sagte er, ‚hast Du keine Zeit?‘ Ich: ‚Zeit habe ich, aber...‘. Er: ‚Bleib doch hier. Das ist doch interessant, wie es jetzt weitergeht.‘ Ich sag: ‚Ich kann die Situation in Rom nicht beurteilen. Deswegen will ich nicht zur Last fallen.‘ Er: ‚Wenn Du Zeit hast, bleib ruhig die nächsten Tage hier. Das wird interessant.‘ Ich sage: ‚Wenn Sie meinen, tu ich das gerne. Mir macht es natürlich Freude, hier zu sein. Aber...‘ - ‚Ja, dann bleib!‘

Ich habe sofort zum Flughafen angerufen bei der Lufthansa und habe den Rückflug rückgängig gemacht. ‚Große Maria‘ und ich verabschieden uns vom Herrn Pater. Wir machen uns auf die Suche nach einer Pension. Wir finden eine in der Nähe. Ich meine, sie hieß ‚Odion‘. ‚Große Maria‘ kauft noch Trauben für den Herrn Pater. Ich mache mich auf den Weg zur Calepodio, um zeitig beim Mittagessen zu sein. Ich komme zur Calepodio. Die Schwestern sind da und noch ein paar Schwestern dabei. Herr Herberger und Bodo Erhard waren da. Es war also eitel Wonne. Der Herr Pater ist da. Wir waren ‚Cor unum in Patre‘, ohne daß es auf der Borte stand. Schließlich kommt Pater Menningen: ‚Du bist hier?‘ sagte er. ‚Ja‘, sag ich, ‚wie Sie sehen.‘ ‚Unmöglich‘, sagt er. ‚Du mußt sofort nach Deutschland zurück.‘ ‚Ja‘, sage ich, ‚Herr Pater hat gesagt, ich könne noch hier bleiben. Ich wollte heute Nachmittag nach Deutschland. Ich habe die Buchung rückgängig gemacht. Herr Pater hat gesagt, ich könne hier bleiben.‘ Sagt er: ‚Der Herr Pater kann die Situation gar nicht beurteilen hier in Rom. Du mußt sofort zurück. Was meinst Du was jetzt ein Pilgerzug von Deutschland anhebt‘ sagt er. ‚Und das stört die diplomatischen Bemühungen. Du mußt wieder...‘ ‚Ja, sicher, wenn Sie das meinen. Aber ich sag Ihnen nur, wie der Herr Pater dachte.‘ Ach, ja, ich war sofort bereit, wieder zurückzufliegen. Ich denk, kann sein, wie's will. Jetzt gibt's Mittagessen. Ich hatte morgens nicht richtig gefrühstückt bei den Pallottinern. Ich habe dreingehauen, hab mich fast geschämt. Aber ich denk, laß dir's schmecken, du hast es verdient. Der Flug hat dich genug gekostet.

Am Schluß des Mittagessens hat Pater Menningen mir nochmals...

Ich müßte... Ja, ich sag, ist ja gut. Also ich fliege, so schnell wie möglich flieg ich wieder zurück. Ich verabschiede mich von der ganzen Corona und fahre zum Flugplatz. Gehe zur Lufthansa und frage: ‚Kann ich noch wieder mit?‘ Es war Samstag, 18. September. Alles besetzt. Ich geh' zur Alitalia. Alles besetzt. Ich geh zur Swissair, alles besetzt. Ich frage für Sonntag: Alles besetzt. Allerdings in der First-Class ist noch ein Platz. Kostet ungefähr 100 Mark mehr. Ich denke bei mir, wenn ich jetzt noch ein paar Tage in Rom bleibe... ist ja teuer in Italien, da kann ich auch fliegen. Und ich will hier raus. Mir ist jetzt nicht mehr wohl, seitdem Pater Menningen mir dieses Theater gemacht hat. Ich habe gebucht für die erste Klasse am Sonntag. Bin dann zurück nach Rom gefahren, bis Termini mit Taxi, dann mit dem Bus. Ich bin zur Casa Pallotti, geh zum Pförtner und sage: ‚Kann ich Fräulein Kleimeyer sprechen?‘ ‚Augenblick‘, ruft an, ‚bitte nehmen Sie Platz, kommt gleich.‘ Ich hab' lange warten müssen. Schließlich kommt ‚Große Maria‘ zur Tür herein. ‚Wenn Sie den Herrn Pater sehen wollen‘ sagt sie zu mir, ‚draußen steht er. Gehen Sie raus.‘ Ich raus. Am Pallotti-Platz steht er im Mantel und Hut ... Ich sag: ‚Herr Pater, was ist passiert?‘ Sagt er: ‚Ich ziehe aus ins Generalat der Steyler Patres.‘ Ich sage: ‚Hat der Papst schon reagiert?‘ - Weiß jetzt nicht mehr, was er darauf gesagt hat. Jedenfalls, es war alles äußerst eilig. G. Boll - die Taxi waren schon da. G. Boll hatte schon den Koffer von Herrn Pater eingeladen und gesagt: ‚Herr Pater, es ist höchste Zeit.‘ - Verabschiedete mich. Herr Pater sagte noch mal: ‚Ich hab mich tüchtig gefreut darüber, daß Du gekommen bist.‘ Und er ins Taxi. Und weg sind sie und überlassen mich meinem Schicksal. ‚Große Maria‘ war nicht mehr zu sehen. Ich bin dann zur Pensione getrottelt, hab da übernachtet. Und am nächsten Morgen, Sonntagmorgen, bin ich nach Maria Maggiore gepilgert, habe da zelebriert, habe noch lange da gesessen. Ich hatte ja Zeit in Hülle und Fülle. Der Herr Pater war mir entschwunden. - Ich weiß jetzt nicht mehr, was im einzelnen an dem Vormittag noch war. Aber ich habe mir für alles Zeit genommen und habe alles noch mal überlegt. Dann bin ich in der First-Class geflogen. In der First-Class fliegt man ja ein bißchen schneller, nicht. Und dann gab es fast von Rom bis nach Frankfurt zu Essen und zu Trinken. Ja, was es da alles gab. Das also war meine, diese Romreise.“

Zweimal noch kam Heinz Dresbach in Rom mit Pater Kantenich zusammen. Mehrere Begegnungen hatte er mit ihm im Oktober 1965, als er aus Anlaß der zweiten Rompilgerfahrt des „Jungen Verbandes“ dort weilte. Dann wiederum war er am 08.02.1966 zu Besuch bei Pater Kantenich. Jedesmal durfte er spüren, wie sehr er willkommen war. Während der letzten Lebensjahre Pater Kantenichs hatte er manche gesegnete Begegnung mit ihm in Schönstatt oder an einem der Schönstattzentren, zumeist im Zusammenhang mit Exerzitien oder Treffen des Priesterverbandes und bei den Treffen der Schönstattfamilie. Seine letzte Begegnung mit Pater Kantenich hatte er am Abend des 10. September 1968 im Refektor des Priesterhauses Marienau beim Abendessen. Er war mit dabei, als zwei Marienschwestern über den Katholikentag in Essen berichteten. In einem ausführlichen Bericht über diese Begegnung schreibt Heinz Dresbach: *„Vater sieht fast durchsichtig aus und schwach und alt. Aber er ist ganz dabei. Wir können nicht genug dankbar sein, daß wir ihn noch haben dürfen.“* Fast eineinhalb Stunden dauerte das Beisammensein. Dann wurde Pater Kantenich noch von einer Schwester aus der DDR erwartet. Beim Hinausgehen, so berichtet Heinz Dresbach, *„gab er mir aus einem Karton eine kleine Flasche Sekt, d.h. er wollte sie mir geben, wandte sich dem Karton aber wieder zu und holte statt der kleineren eine etwas größere Flasche mit rotem Sekt heraus, die er mir dann gab. Ich habe ihn bewußt so und mit ganzem Herzen betrachtet. Dann ging er zur Tür hinaus.“*

Die Nachricht vom Heimgang Pater Kantenichs erreichte Heinz Dresbach am 15.09.1968 bei der Theologentagung auf dem Canisiushof in der Nähe von Ingolstadt. In seinen „Realitäten“ (für den „Kleinen Kreis“) notierte er an diesem Tag u.a.: *„Die Nachricht hat wie eine Bombe eingeschlagen. Es ist unfasslich. Jemand stellte gleich sein Bild auf. Ich verteilte die letzten gedruckten Fotos meiner Aufnahmen von Milwaukee. Jemand legte sein Vaterzingulum daneben (das wir vom Jungen Verband ihm geschenkt haben, wie auch dem Heiligen Vater). Unsere Mannen tagten weiter unter dem Eindruck des Geschehenen. Ich mußte hinaus und denken und danken und das Herz mußte weinen. Die Gedanken, die mir kamen, habe ich am Nachmittag in der Schlußfeier mit der Weiheerneuerung*

an den Heiligen Geist unter Tränen gepredigt, denn es ging einfach nicht anders. ... Und nun ist inzwischen die Nachricht von seinem Tod um den ganzen Erdball gejagt, und ein großes Trauern und Freuen hat begonnen. Der 15.09. wird ein Gnaden- und Feiertag für die ganze Kirche werden. Ich habe mit Vater gleich ein neues Liebesbündnis geschlossen: Ich will mich im Gebet eifrig einsetzen für seine Heiligsprechung. Und ich stelle als Gegengeschenk eine große persönliche Bitte an Vater. Wie habe ich mich gefreut, als Otto telefonierte, daß auch er begonnen habe, um die Heiligsprechung zu beten. - Und noch etwas: Meine Schwester rief morgens an aus dem neuen Hause Mariengart und sagte: Wir hätten Grund, sehr zu danken, und nun beginne eine große Zeit für das Wirken des Vaters. Für dieses Wort bin ich dankbar.“

Tags darauf fuhr Heinz Dresbach mit einigen Theologen nach Schönstatt, um für die Theologen Exerzitien zu halten. Dabei versuchte er, den Theologen die „Gestalt des Vaters näher zu bringen und sich in seinem Bilde zu sehen“. Täglich konnte er mit den Seinen zur Anbetungskirche pilgern, wo Pater Kentenich aufgebahrt war, und sie feierten miteinander Gottesdienste, die sich unvergeßlich einprägten. Am 17.09. notierte Heinz Dresbach: „...Vater predigt jetzt auf eine neue Weise... Aber er ist jetzt für uns immer zu haben! ...dann heißt es glauben und sich darin ununterbrochen üben... Ich habe ihn gebeten, mich nie mehr allein segnen zu lassen...“ Am 18.09. war er mit den Theologen bei einer Totenwache ganz nahe am Sarg. Er notiert davon: „...Ich war einen Meter neben unserem Vater. Das war ein ganz großes Geschenk.... Ich konnte ihm nur immer wieder danken und mich anbieten, in seiner Gefolgschaft mich von ihm mehr als bisher führen zu lassen und ihm besonders unsere Priester- und Theologengemeinschaft anzuempfehlen und Moriah...“ Daß die Anbetungskirche zur Sterbe- und Grabkirche von Pater Kentenich wurde, sah Heinz als einzigartige Fügung der Vorsehung und er notierte am Begräbnistag: „Der Vorsehungsglaube muß nunmehr noch mehr, noch ausschließlicher unser ‚Element‘ sein, in dem wir und aus dem wir leben und atmen.“ Am 21.09. notiert Heinz Dresbach: „Heute beginnt der graue Alltag wieder. Nun müssen wir uns auf das Fehlen des Vaters bei uns und der ganzen Familie

einstellen, uns einzustellen versuchen. Jetzt wird er erst beginnen, uns an allen Enden zu fehlen. Jetzt wird der Schmerz des Väterverlustes erst richtig spürbar. Aber jetzt wird auch gleichzeitig eine neue Art von dauerndem Zusammensein mit ihm beginnen, die unserer Familie größter Gewinn sein wird. Vater wird sich von nun an als König seines Reiches beweisen...”

Heinz Dresbach selbst begann mit dieser neuen Art „von dauerndem Zusammensein“. Sie prägte in zunehmendem Maße sein künftiges Leben. Spätestens seit 1971 war er immer dabei, wenn die Priester des Verbandes am Freitagabend von 20.30 Uhr bis 21.00 Uhr am Sarkophag des Gründers zu stillem Gebet weilten, sofern er in Schönstatt war. Er nahm daran teil, bis es sein Gesundheitszustand nicht mehr erlaubte.

Von dem, was ihm Pater Kentenich bedeutete, und was er ihm verdankte, durfte er Zeugnis ablegen vor der ganzen internationalen Schönstattfamilie und vor dem Heiligen Vater bei der Audienz der Schönstattfamilie anlässlich des Gedenkjahres an den hundertsten Geburtstag des Gründers am 20.09.1985 in der Audienzhalle bei St. Peter in Rom.

Vor ca. 5000 Schönstattpilgern aus der ganzen Welt richtete Heinz Dresbach im Rahmen der als Familienfeier gestalteten Audienz folgende Worte an den Heiligen Vater:

„Heiliger Vater,

mein leiblicher Vater ist im ersten Weltkrieg an der Somme gefallen. So mußte ich vaterlos aufwachsen. Durch Schönstatt - und besonders in der Zeit meiner politischen Gefangenschaft im KZ Dachau - hat die Göttliche Vorsehung es gefügt, daß ich ca. zwei Jahre hindurch mit Pater Kentenich den ganzen Tag über zusammensein und zusammenarbeiten durfte. - In seinem lebendigen Vorsehungsglauben begann er an Maria Verkündigung 1943 durch illegalen und lebensgefährlichen Schriftverkehr die Schönstattfamilie in der ganzen Welt weiterzuführen. Ich durfte seine Diktate schreiben. Dadurch wurde ich immer tiefer in Schönstatt und in das gelebte Liebesbündnis

mit der Mta von Schönstatt hineingezogen, und Pater Kentenich wurde mir dadurch im edelsten Sinne des Wortes zum Vater. - Seit seinem Heimgang in den Himmel lebe ich mit ihm weiterhin intensiv zusammen und arbeite mit ihm in der Seelsorge Hand in Hand und Herz in Herz. -

Dadurch, daß ich Ihnen, Heiliger Vater der weltweiten Gottesfamilie, das sagen darf, möchte ich Ihnen danken für Ihre gelebte und lebenspendende Vaterschaft, mit der Sie Kirche und Welt seit Jahren überreich beschenken.“

Ein Vater für viele, besonders auch für die Kranken

Wer die Lebensgeschichte von Heinz Dresbach bisher aufmerksam mitverfolgt hat, dem mag nicht entgangen sein, wie schöpferisch sein Vorsehungsglaube sich ausgewirkt hat, und wieviel Leben er wecken durfte, nicht nur bei Theologiestudenten und Priestern, sondern auch bei vielen anderen Christen, die ihm begegnet sind. So zum Beispiel bei den vielen Studentinnen an den Bildungseinrichtungen der Marienschwestern in Koblenz-Metternich. Rektor Dresbach hatte dort seinen Wohnsitz von Oktober 1961 bis Februar 1969. Dort feierte er 1964 im Kreis seiner Verwandten und seiner Freunde auch sein silbernes Priesterjubiläum. Eine Marienschwester stellte über diesen Zeitraum nachfolgenden Bericht zur Verfügung:

„In den sechziger Jahren, in denen damals noch Herr Rektor Dresbach hier in Metternich/Schule wohnte, haben wir ihn in seiner Menschenfreundlichkeit und in seinem Humor, in seiner tief religiösen Haltung und in seiner apostolischen Einstellung kennen- und schätzen gelernt.

Seine Sonntagspredigten, die auch unsere Studierenden des Seminars für Gemeindepastoral und Religionspädagogik, sowie die Studierenden der Höheren Fachschule für Sozialarbeit besuchten, beschenkten, vertieften den Glauben und machten froh.

Immer wieder war der Vorsehungsglaube das Thema seiner Predigten, worüber wir uns im Haus Providentia besonders freuten. Seine Ausführungen waren fundiert und lebensnah zugleich. Den Studierenden der Höheren Fachschule für Sozialarbeit erschloß er durch seine ‚Vorsehungspredigten‘ eine neue Welt. Sie traten mit der Bitte an die damalige Schulleiterin heran, Herr Rektor Dresbach möge ihnen doch einen Einkehrtag über das Thema ‚Vorsehungsglauben‘ halten. Er sagte sofort zu - und konnte den jungen Frauen für ihren Beruf als Sozialarbeiterin Wesentliches mitgeben.

Auch einzelne Studierende wandten sich immer wieder mit Fragen an ihn. Ehemalige kamen zur Schule zurück und suchten in ihrer nicht leichten Berufsarbeit seinen Rat.

Herr Rektor Dresbach war auch sehr marianisch. An Marienfesten konnte er zündend über die Gottesmutter sprechen. Eine unserer Schwestern berichtet, wie sie Herrn Rektor Dresbach erlebte:

„Als junge Schwester war ich 1964 an der Pforte der Schule in Metternich eingesetzt. Es gehörte zu unserer Aufgabe, Herrn Rektor Dresbach im Sprechzimmer mit dem Essen zu versorgen und auch sein Privatzimmer zu reinigen.

Ich erlebte Herrn Rektor Dresbach immer freundlich, zuvorkommend und humorvoll. Sein Kölner Humor war oft die Ursache unserer Freude. Nur ein Beispiel: Als ich einmal verwelkte Blumen aus seinem Zimmer wegräumte, fielen Blütenblätter vor ihn hin. Er scherzte und sagte, das sei doch wohl ein Hindernis für seine Heiligsprechung, denn zu Lebzeiten dürfe man ihm noch keine Blumen zu Füßen streuen!“

Wir durften erleben, daß Herr Rektor Dresbach durch die Erziehungsschule unseres Vaters in Dachau gegangen ist. Er war eine geformte Priesterpersönlichkeit, was in seinem Sprechen und Handeln zum Ausdruck kam. Die Ordnung, die wir in seinem Tagesablauf erlebten, zeigte sich auch in seiner Wohnung.

In den Sommermonaten, als sehr viele Tagungen der Schönstattbewegung in der Schule stattfanden, und viele Priester ins Haus kamen, stellte er — wenn er verreist war — sein Privatzimmer für die Herren zur Verfügung.

Es kamen auch immer wieder Menschen, die bei Herrn Rektor Dresbach Rat suchten.

Als ich später im Schulbüro eingesetzt war, wurde ich einmal in der Woche zum Schreiben seiner Korrespondenz freigestellt. Das war

für mich eine Bereicherung, weil ich dabei vieles aus dem Leben unseres Vaters erfahren durfte. Herr Rektor Dresbach verstand es, die übernatürliche Wirklichkeit mit der natürlichen zu verbinden. Seine Briefe, die er mir diktierte, waren sehr originell und mit Humor gewürzt. Es kam auch darin die tiefe Verbundenheit mit Herrn Pater zum Ausdruck.

So erzählte er mir eine Begebenheit mit Herrn Pater in Dachau. Als Herr Pater die letzte Strophe der Himmelwärts-Horen diktierte: ‚Die Ehre sei dem Vater froh erwiesen...‘, habe er ihn gefragt: ‚Wo ist hier die Inscriptio ausgedrückt?‘ Als Herr Rektor Dresbach dies auf Anhieb nicht sagen konnte, erklärte Herr Pater: ‚In dem kleinen Wort ‚froh‘. Wenn man in allen Lebenslagen froh bleiben kann, ist das gelebte Inscriptio.‘

Nachdem Herr Pater gestorben war, sagte er, daß er sich seit der Zeit in Dachau auf den Heimgang von Herrn Pater gefreut habe, weil dann Herr Pater wieder zu jeder Zeit zu erreichen sei.

Wir erlebten Herrn Rektor Dresbach als einen geformten marianischen Priester, einen echten Schönstätter, der sich ganz als Sohn des Vaters verstand.“ (Bericht von Schwester M. Relindis)

Über Jahrzehnte widmete Prälat Dresbach seine Zeit und Kraft besonders auch körperlich und seelisch kranken Menschen, denen er selbstlos diente und bis in seine letzten Lebenstage treu verbunden blieb.

Solange er mit dem Auto unterwegs sein konnte, scheute er keine Mühe, die zu besuchen, die ihn brauchten. Und für die Vielen, die zu ihm kamen, hatte er immer eine offene Tür. Das Telefon wurde ihm ein wichtiges Hilfsmittel der Seelsorge und ein wertvolles Mittel der Kommunikation mit vielen, denen er geistlicher Vater sein durfte. Viele fühlten sich angezogen durch seine natürlich frohe und zugleich ganz übernatürliche Einstellung und Ausstrahlung. Sie verdanken ihm seelische Gesundung und Anregung für ihre Selbstheiligung. „Ihm verdanke ich meine Heilung“, bekannte von ihm eine

Dame, die seit 1946 zu einer Pfarr-Mädchengruppe gehörte. Gemeint ist damit das Freiwerden von Ängsten und inneren Zwängen. Sie erinnert sich an entsprechende Themen, die er in den Gruppenstunden mit Ihnen behandelt hatte „wie z.B. der praktische Vorsehungsglaube, das organische Denken, die wahre innere Freiheit, das Streben nach einem Persönlichen Ideal, Gebet und Opfer, Anbetung, Sühne, Teufel, Kampf um Marienverehrung usw.“. Nicht nur Einzelnen stand er zur Verfügung. Wiederholt wurde er vom Schönstätter Krankenapostolat als Exerzitienmeister eingeladen (auch anderen Kreisen und Laien hielt er Exerzitien, z.B. dem Schönstatthilfswerk, das er auch längere Zeit betreute).

Ende der fünfziger Jahre stellte er sich einem Kreis von Frauen zur Verfügung, die krank oder behindert waren oder sich ganz dem Krankenapostolat widmen wollten und einen Zusammenschluß suchten nach Art der Verbände in Schönstatt für ein Leben nach den Evangelischen Räten im sogenannten „Krankenverband“. Darüber sei ein geraffter Bericht aus diesem Kreis wiedergeben, der ahnen läßt, wie segensreich sein Wirken auch bei vielen Laien war und wie vielen er ein geistlicher Vater werden durfte:

„Herr Prälat Dresbach hielt Krankenbundes-Exerzitien. 1959 gingen einige vom Krankenbund zu ihm und erzählten von der Sehnsucht nach dem Krankenverband und Herr Prälat antwortete: ‚Warum fangen sie nicht an?‘ Wir hatten zuerst mit dem Krankenbund gemeinsam Exerzitien, aber schon recht bald eigene Exerzitien und Schulungstagungen. Er machte sich viel Mühe und Sorge, uns in die Schönstattwelt tiefer einzuführen. Es war ihm kein Weg zu weit, keine Zeit zu schade, auch wenn nur drei anwesend sein konnten. Wir hatten Exerzitien und Schulung. Herr Prälat hat viel Kraft und Zeit investiert, um die Gemeinschaft und jede Einzelne zu formen. — Er machte mit uns Ferien, besuchte die Einzelnen, vor allem auch, wenn eine krank zu Bett lag. Er regte an, zu Herrn Pater nach Milwaukee zu fliegen, und streckte das Geld vor.

Als Herr Pater 1965 zurückkam, trafen zwei aus unserer Gemeinschaft Herrn Pater im Januar 1966 in Borken. Bei dieser Begegnung

gab Herr Pater uns den Auftrag, Herrn Prälat Dresbach zu sagen, er möchte die Gemeinschaft offiziell übernehmen. — Es gab in der Gemeinschaft Situationen, wo er, ganz konsequent und doch vorsehungsgläubig fragend, die wesentlichen Dinge entschied. — So wurde 1973 ein Neuanfang ermöglicht.

Herr Prälat wurde im Laufe der Jahre mehr und mehr Vater für uns. Er war Transparent des Herrn Paters, den wir alle nicht kannten, doch durch sein Sein und Wirken wurde Herr Pater uns vertraut. Herr Prälat hat uns sehr viel von ihm erzählt, auch aus der Zeit von Dachau. Doch nicht nur Transparent Herrn Paters, Herr Prälat war auch Transparent der Vaterliebe Gottes. Er ließ das Bild der Vaterliebe Gottes hell in uns aufstrahlen und lebendig werden. Sein Sein und Wirken ließ uns unser Kursideal finden. Durch seine frohe, lebensbejahende Art prägte er unsere Gemeinschaft. Unsere Feste, die wir miteinander gefeiert haben, waren ein Ausdruck davon. Ein kleines Beispiel: Wir machten gemeinsam Ferien und Exerzitien in Dietershausen. Dabei legten wir unsere Kursweihe ab. Es war der 25. März in der Karwoche. Trotz unseres Widerspruchs entschied Herr Prälat, die Texte der Karwoche zu nehmen. Bei Beginn der Messe stellte Herr Prälat fest, daß das Meßbuch fehlte. Die Sakristei war abgeschlossen und die Schwester war weg. Was nun? Herr Prälat schlug das Gebetbuch auf und hatte sogleich die Meßtexte von Maria Verkündigung, er schmunzelte und sagte: ‚Der Liebe Gott darf ungehorsam sein.‘ Unsere geheimen Bitten wurden so erfüllt und wir freuten uns sehr.

Jede von uns durfte erfahren, wie sehr sie angenommen und ernstgenommen wurde. Er stand mit Rat und Tat jedem zur Seite, legte aber stets größten Wert auf eigenständige Entscheidungen, dazu spornte er immer wieder an auf selbstständiges Denken und Handeln. Wir lernten dadurch uns selbst annehmen, uns selbst zu bejahen mit Behinderung und Krankheit.

Wir sind sehr dankbar und froh, daß wir ihn so viele Jahre haben durften. Herr Prälat Dresbach wird für uns alle unvergeßlich bleiben, und im Himmel haben wir bestimmt einen guten Fürsprecher.“

Die Tätigkeit für den Krankenverband mußte Prälat Dresbach aus gesundheitlichen Gründen in andere Hände geben. Sein letztes Treffen mit dem Krankenverband war im April/Mai 1986 in Maria-Rast. Nachstehende Zusammenstellung gibt einen Überblick über das vielfältige Apostolat in diesem Kreis. Was waren seine Aufgaben? Es wird berichtet:

- *„Wir hatten jährlich im Frühjahr Exerzitien, und im Anschluß an die Oktoberwoche Schulungstage.*
- *Wir hatten einmal monatlich Gruppe, wenn möglich in einem Schönstattzentrum. Fast immer nahm Herr Prälat daran teil.*
- *Einzelbesuche hat jede von uns erlebt, wie oft kann ich nicht sagen, weil viele Besuche nicht allgemein bekannt waren.*
- *Telefonate und Briefe? Es war selbstverständlich, daß Herr Prälat unseren Rundbrief bekam. Es herrschte in unserer Gemeinschaft ein reger Telefon- und Briefverkehr. Die Briefe, die er geschrieben und die Telefonate die er geführt, kann man nicht zählen. Ob es um die Gemeinschaft ging, oder ob man persönlich oder beruflich etwas hatte, man konnte ihn immer anrufen. Er war ein sehr guter Zuhörer.*
- *Sonstiges? Wir sind oft mit ihm in Ferien gewesen, in Quarten, in Dietershausen, auf der Liebfrauenhöhe, in Maria-Rast. Er hat uns immer viel gezeigt.*

Wir waren in Dachau, wo Herr Prälat uns intensiv führte, und uns manche Begebenheit erzählte. Wir waren auf der Schwäbischen Alb, wo wir die Spuren Herrn Paters nachgegangen sind.

Feste wurden gefeiert: Runde Geburtstage, Karneval — er übernahm spontan die Rolle, die wir ihm zugedacht. Oder auch ein wenig besinnlicher im Advent, Nikolaus. Vielleicht sollen wir noch eines anfügen: Durch Herrn Prälat haben wir von Anfang an das Werden und Wachsen von Moriah miterlebt und sind auch so in die Verantwortung

für die Priester hineingewachsen. Wie Sie lesen, ist die Tätigkeit des Herrn Prälat Dresbach bei uns schon sehr umfassend gewesen. Daraus können Sie auch erahnen, wieviel wir ihm zu verdanken haben.“

(Berichte von Caecilia Brockmann)

Die letzten Lebensjahre – Heimkehr zum Vater

Im Gedenkjahr zum 100. Geburtstag von Pater Kentenich 1985 gab es deutliche Anzeichen, daß Heinz Dresbach in seine letzte Lebensphase eingetreten ist. Im Juni 1985 besuchte er mit seinem PKW unsere Mitbrüder in der damaligen DDR. Bei der polizeilichen Anmeldung in Wittenberg am 21.06.1985 wurde er nach der Geldumtausch-Bescheinigung gefragt. Er konnte sie nicht vorweisen, behauptete aber, er habe an der Grenze Geld getauscht. Später stellte sich nach langem Fragen heraus, daß er an der Grenze keinen Paß vorweisen konnte. Man stellte ihm ein provisorisches Dokument aus und fertigte ein Paßbild an. Dafür hatte Heinz Dresbach einen nicht geringen Betrag zahlen müssen und war der Meinung, damit genug Geld getauscht zu haben. Der Beamte in Wittenberg muß wohl bemerkt haben, daß etwas nicht stimmt, und verhalf zu einer Lösung der Angelegenheit. In seinen Vorträgen bei dem Treffen mit den Mitbrüdern in Friedrichroda in den Tagen danach verlor er immer wieder den roten Faden in seinen Darlegungen. Heinz selber erkannte die Lage und meinte, daß er wohl keine Tagung mehr halten könne. Er fand mit seinem PKW gut wieder nach Hause.

Nicht allzulange nach dieser DDR-Fahrt wollte er in Lothringen wie jedes Jahr seinen Mitbruder Leo Fabing aus dem Dachauer „Herz-Kreis“ besuchen. Aus der Fahrt nach Lothringen wurde eine Irrfahrt, von der er spät in der Nacht nach Hause kam. Nur mit Mühe konnten ihn die Mitbrüder überzeugen, daß er nicht mehr allein fahren dürfe. Der Verzicht auf das Auto war für ihn ein schweres Moriahopfer, zu dem er aber bereit „ja“ sagte, als er die Notwendigkeit erkannte. Er setzte seine regelmäßigen Besuchsfahrten mit der Eisenbahn fort. Aber es konnte vorkommen, daß er mit dem Taxi nach Koblenz zum Hauptbahnhof fuhr und dort nicht mehr wußte, wohin er hatte reisen wollen. So mußte er eine weitere Einschränkung seiner Freiheit auf sich nehmen und mußte auf die Besuchsfahrten ganz verzichten, durch die er ein weitgestreutes Apostolat ausgeübt und nicht selten große Opfer auf sich genommen hatte. Von jetzt an sah man ihn bei warmer und günstiger Witterung fast täglich Richtung

Simmern spazieren und lange auf der Sitzbank verweilen, die auf halbem Weg dorthin zum Ausruhen einlud. Bald aber durfte er nur noch in Begleitung ausgehen, denn es kam vor, daß er sich unterwegs verlor und man ihn suchen mußte. Schließlich blieb sein Freiheitsraum auf sein Zimmer beschränkt, weil er sich auch im Haus verlor, und die vielen Treppen eine zu große Gefahr bedeuteten. Seine Cousine Katharina Dresbach kam aus Köln immer häufiger zu ihm, um ihm behilflich zu sein, bis sie schließlich ganz blieb und ihn in großer Opferbereitschaft und Hingabe versorgte und pflegte. Für das letzte Jahr war zusätzliche Hilfe notwendig.

Bis zuletzt durfte er die Freude erleben, daß viele seiner Getreuen ihn regelmäßig besuchten, und daß die Mitbrüder der Gemeinschaft bei ihren Tagungen zu ihm kamen. Im Februar 1989 konnte er im Kreis der Bekannten und Verwandten sein goldenes Priesterjubiläum feiern und im November 1991 seinen 80. Geburtstag.

Alle, die ihm begegneten und ihm nahe waren, zeigten sich beeindruckt von seiner edlen priesterlichen Haltung, die er ausstrahlte. Seine körperlichen und auch geistigen Kräfte - z.B. sein Erinnerungsvermögen - ließen immer mehr nach. Bis zuletzt bewahrte er aber seinen schlagfertigen Humor und seinen konkreten kindlichen Vorsehungsglauben. Dieser Eindruck wird auch nicht getrübt durch die gelegentliche Erfahrung derer, die ihn umsorgten, daß er zuweilen sehr heftig auf seine Freiheit pochen konnte.

Lange Zeit war es ihm vergönnt, täglich die heilige Messe zu feiern, wobei er freilich immer mehr auf Hilfe angewiesen war. Und bis zuletzt konnte er täglich die heilige Kommunion empfangen. Die letzten Monate seines Lebens war er ganz ans Bett gefesselt, die äußerste Einschränkung seiner Freiheit.

Am Montag, den 05. Juli 1993 schlug unerwartet seine letzte Stunde. Er war am Vormittag dieses Tages sehr schwach. Bald nach 12 Uhr bemerkte seine Cousine, daß er Mühe hatte mit dem Atmen, und daß er zu röcheln begann. Sie informierte den Hausrektor. Heinz Dresbach empfing noch einmal die Krankensalbung. Der Arzt wurde

angerufen. Während der Krankensalbung war zu spüren, daß der Heimgang nahe war. Der Hausrektor stützte etwas den Kopf des Sterbenden, und zusammen mit der Cousine betete er die Sterbegebete und andere Vertrauensgebete. Draußen ging ein Gewitter mit heftigem Regen nieder. Kurz nach 13 Uhr konnte Heinz Dresbach sein erfülltes Leben vollenden. Der Arzt, der bald danach kam, konnte nur seinen Tod feststellen.

Noch am gleichen Nachmittag wurde der Leichnam in der Vaterkapelle des Priesterhauses Berg Moriah vor dem Altar aus Block 26 des KZs Dachau aufgebahrt. Einer der ersten Besucher am Sarg war Pater Bodo M. Erhard von den Schönstattpatres. Er machte darauf aufmerksam, daß dieser 05. Juli laut Kalender das „Fest der sieben Freuden Mariens“ sei. Pater Kentenich ist am „Fest der sieben Schmerzen Mariens“ heimgegangen. Es liegt ganz in der Denkweise von Heinz Dresbach, in diesem Datum eine Fügung des Himmels zu sehen, die - wie Heinz Dresbach sicher überzeugt wäre - nicht ohne Humor ist.

Requiem und Begräbnis war am Donnerstag, den 08.07., dem Priesterweihetag von Pater Kentenich. Die Anbetungskirche auf Berg Schönstatt füllte sich mit Betern. Bei herrlichstem Sonnenschein wurde der Leichnam in der Grablege auf Berg Moriah beigesetzt. In übermütigem Humor hatte Heinz Dresbach gelegentlich sagen können: „Was muß das eine Freude sein, in dieser guten Luft einmal verwesen zu dürfen.“ Man möge dieses Zitat nicht als deplaziert ansehen, sondern als Zeugnis dafür, wie froh und erdnah und wie gläubig zugleich das Denken von Heinz Dresbach über Leben und Sterben war.

Die Predigt beim Sterbeamte suchte das Geheimnis und die Botschaft seines so einfachen und doch so reichen und andere bereichernden Lebens auf einen Nenner zu bringen. Mit ihr soll diese Biographie über Heinz Dresbach beschlossen und zusammengefaßt sein.

Predigt beim Requiem für Prälat Heinz Dresbach in der Anbetungskirche auf Berg Schönstatt

Liebe Angehörige und Bekannte von Prälat Dresbach, liebe Schönstattfamilie, liebe Mitbrüder!

Unser Prälat Heinz Dresbach ist am Montag, den 5. Juli, still und wohl vorbereitet heimgegangen in das Haus seines und unseres Vaters. Wenn er selber hätte Vorsehung spielen müssen, hätte er gewiß ein bedeutungsschwereres Datum für seinen Heimgang ausgesucht. Vielleicht einen bedeutenden Gedenktag unseres Vaters und Gründers, mit dem er besonders seit Dachau untrennbar verbunden war. Vielleicht sogar seinen Todestag, das Fest der Sieben Schmerzen Mariens. Nun ist aber der Tag, den Gottes Vorsehung für Heinz Dresbach als Sterbetag ausgesucht hat, auch nicht ohne Bedeutung. Einer unserer Schönstattpatres entdeckte im „Ewigen Kalender“ unserer Bundesschwestern, daß der 5. Juli der Festtag der Sieben Freuden Mariens ist. Heinz Dresbach hat uns immer davon überzeugen wollen, daß der liebe Gott auch Humor hat. Und davon hat er unserem Prälaten ja auch eine gehörige Portion geschenkt. Wir werden Heinz Dresbach als einen frohen und humorvollen Menschen in Erinnerung behalten.

Ein Mithäftling aus der Zeit des Konzentrationslagers Dachau schrieb ihm einmal: „Carissime! Dresbach, ja, ich erinnere mich, Du warst damals auch in Dachau, Stube 3. Etwas klein von Gestalt, aber gute Haltung und allezeit froh und guten Mutes...“. Und ein anderer Mithäftling nennt ihn den „quietschlebendigen Kölner Kaplan Dresbach“. Das bedeutet nicht, daß ihm Schmerz und Leid fremd geblieben sind. Seinen Vater Jakob, dessen Geburtstag heute ist, hat er früh verloren. Er ist seit dem 5. Juli 1916 an der Somme vermißt. Prälat Dresbach konnte sich kaum an ihn erinnern. Als Kind mit geschwächter Gesundheit kannte er Hunger und Heimweh. Für den jungen Priester gab es keine Seelsorgestelle in der Heimatdiözese. Dann die Verhaftung im fernen Westpreußen, und vier Jahre Konzentrationslager Dachau. Ein Schmerz war auch für ihn die Verbannung

des Gründers, dem er so vieles verdankt, und dazu die Verkenennung Schönstatts. Aber der Grundzug seines Wesens war und blieb bis zuletzt die Freude. Der Grund dafür liegt sicher nicht nur darin, daß er ein Kölner war, wie übrigens auch unser Gründer. Es gab auch andere Kölner, z.B. den berühmten Heinrich Böll, in dessen Haus und Familie er als Kind oft verkehrte. Der Grund für seine Frohnatur liegt zutiefst in seinem Glauben, in seinem lebendigen Vorsehungsglauben, den er vor allem in der Schule Pater Kentenichs und besonders in Dachau gelernt hat. Wir dürfen Prälat Dresbach vor allem in Erinnerung behalten

als ein Kind des Vorsehungsglaubens,
als einen Kündler des Vorsehungsglaubens
und als einen Vater des Vorsehungsglaubens.

1. Prälat Dresbach war ein Vorsehungschild.

Er lebte in einem kindlichen, umwerfenden Vorsehungsglauben, den lange nicht alle mitvollziehen konnten. Davon hat er sicher schon etwas mitbekommen durch seine fromme Mutter Anna Maria, die im Juli 1935 zu Köln-Lindenthal gestorben ist, und durch die frommen Priester von St. Maternus in Köln, wo er am 10. Dezember 1911 die hl. Taufe empfangen hat. Seinen Vorsehungsglauben hat er aber vor allem in Dachau gelernt in der Schule unseres Vaters und Gründers Pater Kentenich. Heinz Dresbach konnte immer wieder sagen: „Für mich war die Hölle von Dachau der Himmel. Dort habe ich den Himmel erfahren.“ In Pater Kentenich erlebte er zum erstenmal ganz tief einen Vater, der für ihn ein Transparent des himmlischen Vaters war, und durch den er das kindliche Vertrauen lernte. Sein kindliches Wesen, das Kindliche seines Glaubens, blieb den Mithäftlingen nicht verborgen. Einer schrieb ihm: „Du, lb. Dresbach, hast ja damals auch im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gestanden. Es wird Dir nicht entgangen sein, daß Deine besonderen Freunde Dich den ‚Säugling unserer Lieben Frau von Schönstatt‘ genannt haben“ (Emil Thoma 21.04. 1955). Er wußte sich geborgen in der Hand der Gottesmutter, im Herzen des Vaters, auch im Herzen von Mitbrüdern, die sich als „Herzkreis“ bezeichneten und tätig sein wollten in Dachau. In der Schule unseres Vaters lernte er mit

seinen Freunden all das Leid, das ihn umgab und auch traf, auf Gott hin durchsichtig zu machen und Gottes Führung und Gottes Liebe in allem und hinter allem, auch in den menschenverachtenden Verhältnissen des Lagers zu suchen und zu entdecken. Waclav Soukup, ein tschechischer Mithäftling von Heinz, der von unserem Vater den Namen „Benjamin“ bekommen hat, sagte mir einmal, man habe die Schönstätter im KZ die „Himmelsgucker“ genannt. Das war gewiß spöttisch gemeint, aber wir hören doch eine heimliche Anerkennung heraus. Mit den anderen Häftlingen lernte Heinz Dresbach, der in der Schreibstube des KZs die vielen Totenscheine in die Hand bekam, auch in der Hölle von Dachau den Himmel offen zu sehen und Gottes Macht und Weisheit und Liebe zu entdecken. Wir dürfen Heinz Dresbach als ein Vorsehungschild in Erinnerung behalten, als den Priester eines kindlichen, marianisch gefärbten Vorsehungsglaubens, der ihn auch stärkste Belastungsproben ertragen ließ.

2. Kein Wunder, daß er zum unermüdlichen Kündler des Vorsehungsglaubens geworden ist. Besonders nach den Dachaujahren als Kaplan in Honnef, als Krankenhausseelsorger in Köln, als Standesleiter der Schönstatt-Theologen, als Priesterseelsorger, bei seinen zuweilen abenteuerlichen Fahrten in die ehemalige DDR, bei seinen Heimatvertriebenen aus dem Ermland, bei seinen Kranken und bei vielen anderen, die sich seiner Führung anvertrauten. Er hatte immer wieder nur ein Thema, das war der Vorsehungsglaube. Das wurde nie langweilig, auch nicht für die kritischen Theologiestudenten. Und wie kritisch Theologiestudenten sein können, hat er vor allem in München, in der „Trift“ erfahren, als er den Versuch machte, dort ein Haus für Theologiestudenten einzurichten. Er wollte kein hochgelehrter Theologe sein, aber er konnte die hochgelehrten Wahrheiten des Glaubens vom Leben her ergänzen und veranschaulichen. Seine Glaubenserfahrungen in Dachau waren die unerschöpfliche Fundgrube für sein Thema. Jahr für Jahr hat er viele Gruppen aus unseren Schönstattgemeinschaften und darüber hinaus nach Dachau begleitet und hat dort Zeugnis abgelegt vom Glauben unseres Vaters und vom Gott des Lebens, den er dort so nah erfahren hat. So hat er viele teilnehmen lassen an seiner Glaubenserfahrung und hat sie damit gerüstet für die Belastungsproben des Lebens und für die

Glaubenskrise unserer Zeit. Dafür werden wir und viele ihm und dem lieben Gott immer dankbar bleiben.

Wie Abraham und in der Nachfolge unseres Gründers wurde er so für viele, für viele von uns, zu einem Vater im Glauben, der uns nicht so sehr eine Glaubenslehre hinterließ, sondern der im Glauben voranging und der zum Glaubenswagnis ermutigte.

3. Wir werden ihn vor allem als einen Vater im Glauben, als einen Vater des Vorsetzungsglaubens in Erinnerung behalten. Es wird sein Geheimnis und das Geheimnis weniger bleiben, wie vielen Menschen, die sich schwer taten mit ihrem Lebensschicksal, er Lebensmut und Glaubensfreude vermitteln durfte. Nicht wenige Kreise sammelten sich um ihn, denen er bis zuletzt in großer Treue diente und die ihm die Treue hielten. Ich denke z.B. an den Marienwerderer Kreis, an die Ermländer. Schon am Abend des Sterbetages war die Nachricht in diesem Kreis überall verbreitet. Man hatte schon den Apostolischen Visitator der Ermländer angerufen. Ich denke an den Treue-Kreis und an den kleinen Krankenkreis. Uns Schönstattpriestern diente er als ein glaubensfroher Mitbruder in der Gemeinschaft der Marienau, eine zeitlang als Provinzrektor der Coenaculumsprowinz, als Mitglied im Generalrat und als Standesleiter der Priesterliga.

Vater im Glauben wurde er uns aber vor allem durch zwei Ereignisse, in denen er wie Abraham den Ruf Gottes hörte und uns im Glauben vorausging. Das erste mal war es am 22. April 1958 in der Osterwoche. Die führenden Schönstattpriester hatten eine wichtige Tagung in der Marienau mit wichtigen Erkenntnissen über unsere Gemeinschaft. Es wäre gewiß bei den schönen Erkenntnissen geblieben, wenn nicht Heinz Dresbach und ein anderer Mitbruder am Abend des 22.04.1958 um 21 Uhr sich im Urheiligtum der Gottesmutter geweiht hätten. Dort haben die beiden in einem Weihegebet sich zur Verfügung gestellt, um Werkzeuge der Gottesmutter zu werden für einen Neuanfang in unserem Priesterverband. Sie konnten andere Mitbrüder gewinnen und so mit anderen den Weg bereiten für die Neugründung unseres Priesterverbandes.

Das zweitemal, daß er im Glauben den Ruf Gottes hörte und voranging, war am 06.10.1967. Da sollte er für eine Gründerbegegnung seiner Coenaculumsgeneration den Platz für einen Bildstock suchen. Als er auf unserem Grundstück stand am Marienberg oberhalb vom jetzigen Pilgerzelt, überkam ihn eine Unzufriedenheit und starke Unruhe: Das kann nicht der Platz sein für unser künftiges Priesterheiligtum. Du mußt einen anderen Ort suchen! Und tags darauf machte er sich auf und kam zum erstenmal zu dem Ort, wo heute das Moriahheiligtum steht. Es drängte ihn auch, nach dem passenden Namen zu suchen und darum zu beten. Ich weiß noch, wie er uns zum ersten mal sagte: „Der Ort wird Berg Moriah heißen.“ Die Zustimmung war nicht groß. Einer schlug vor, den Ort Berg Tabor zu nennen, weil die Gründungsurkunde das Heiligtum einen Tabor der Gottesmutter nennt, weil unsere Kreisstadt Montabaur heißt, also Berg Tabor, und weil man von dem Ort wirklich sagen müsse: „Hier ist gut sein.“ Fast meine ich, daß der Name Berg Tabor auch dem Temperament unseres Heinz Dresbach besser entsprochen hätte. Aber er ließ sich nicht verführen. Er gab zur Antwort: „Wenn Du meinst, daß es der Wille Gottes ist, mußt Du Dich dafür einsetzen. Ich bin überzeugt, der Ort heißt Moriah.“ Und er fing an, nach Moriah zu pilgern und andere dorthin zu führen. Es wurde ein wirklicher Glaubensweg, ein Vorsehungsweg durch viele Glaubensprüfungen hindurch, bis wir im Jahre 1976 das Moriahheiligtum einweihen durften. Heute sind wir dankbar für diesen Namen. Er ist eine Herausforderung an die Priester auf Moriah und alle, die sich an diesem Namen orientieren wollen, eine Herausforderung, in der Schule unseres Vaters Kinder und Kündler und Väter eines lebendigen Vorsehungsglaubens zu werden.

Es ist wie eine Bestätigung dieses Glaubensweges, den uns Prälat Dresbach geführt hat, wenn wir in den Anweisungen des Zweiten Vatikanischen Konzils an die Priester als die Führer des Gottesvolkes lesen: „Darum müssen die Führer des Gottesvolkes im Glauben wandern, auf den Spuren des gläubigen Abraham, der im Glauben ‚gehorchte fortzuziehen an einen Ort, den er als Erbschaft in Besitz nehmen sollte; und er zog fort, ohne zu wissen, wohin er gelangen werde‘ (Hebr. 11,8).“ (Dekret über Dienst und Leben der Kirche, Art. 22.)

Liebe Brüder und Schwestern! - Im Jahre 1980 durften wir mit Prälat Heinz Dresbach in unser Priesterhaus Berg Moriah einziehen, und so manches Mal konnte er auf Moriah wie die Jünger auf Tabor sagen: „Hier ist gut sein.“ Aber dann ist auch für ihn die Zeit des Moriahopfers gekommen. Es war ihm nicht leicht, als er sein Auto aufgeben mußte, mit dem er unermüdlich noch landauf, landab die Seinen besucht hat, und als er auch nicht mehr mit dem Zug fahren konnte, als er schließlich das Haus und dann auch sein Zimmer und zuletzt sein Bett nicht mehr verlassen konnte. Zuweilen gab es schon Momente, wo er sich aufbäumte und auf seine Freiheit pochte. Aber dann hat er sich auch wieder ganz ergeben. Und alle, die ihm bis zuletzt nahe sein durften, haben sich erbaut an seiner edlen Haltung und werden bestätigen, was er bis zuletzt bewahrt und ausgestrahlt hat - auch als sein Gedächtnis ihn immer mehr im Stich ließ -, das war sein Vorsehungsglaube, und das war sein Schalk und sein schlagfertiger Humor. Können wir es uns anders denken, als daß unser Vater, der am Fest der Sieben Schmerzen Mariens hier in dieser Kirche gestorben ist, unserem Heinz Dresbach am Fest der Sieben Freuden Mariens entgegengekommen ist, und daß unser Prälat die Worte hören durfte: „Geh ein in die Freude Deines Herrn und Deiner Himmlischen Mutter!“ Amen.

(Rektor Hermann Gebert)

Aus dem Testament von Prälat Heinz Dresbach

„Zum Schluß möchte ich ein Wort herzlichen Dankes für die einzigartige Führung sagen, die mir die unendlich liebende göttliche Vorsehung sowie unsere Himmlische Mutter von Schönstatt, die Königin von Moriah, haben zuteil werden lassen.

Das geschah durch unsere guten, liebenden Eltern und dann in ganz besonderer Weise durch unseren herrlichen Vater und Gründer, dem es nach seinem Heimgang nicht zu gering war, mich auf Schritt und Tritt gnädig, geduldig und barmherzig zu erhören und zuführen.

Es lebe der Vorsehungsglaube in allen !!

Dank aber auch den vielen Brüdern und Schwestern, besonders allen im Priesterverband, denen ich so vieles zu verdanken habe.

Ich bitte alle um Verzeihung, denen ich Unrecht getan und Böses zugefügt habe.

Herr, segne sie alle unaufhörlich und vergilt ihnen alles Gute und erbarme Dich unserer armen Seelen. Amen!“

Heinrich Maria Dresbach, Berg Moriah, den 31.10.1981